

# **ANALYTISCHE THEORIEN DER METAPHER**

**Untersuchungen zum Konzept der  
metaphorischen Bedeutung**

**Jakub Mácha**



# ANALYTISCHE THEORIEN DER METAPHER

Untersuchungen zum Konzept der metaphorischen Bedeutung

Von der Philosophischen Fakultät  
der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover

und

von der Philosophischen Fakultät  
der Masaryk-Universität Brno

zur Erlangung des Grades eines

Doktors der Philosophie (Dr. phil.)

genehmigte Dissertation

von

Jakub Mácha

geboren am 5. Februar 1978

in Uherské Hradiště

2009

Referent: PD Dr. Peter Nickl

Referent: Prof. PhDr. Břetislav Horyna, Ph.D.

Tag der Promotion: 3. Februar 2009

**Zusammenfassung:** Gegenstand der Arbeit ist das Konzept der metaphorischen Bedeutung, soweit dessen Ursprung in der analytischen Philosophie zu finden ist. In der Einleitung der Untersuchung werden jedoch auch ältere Theorien der Metapher vorgestellt, die aus der Perspektive der metaphorischen Bedeutung relevant sind oder als relevant betrachtet werden können. Allen diesen Theorien liegt die Definition zugrunde, dass in der Metapher etwas als etwas anderes gesehen wird. Daher kann von einer Wahrnehmungsmetaphorik die Rede sein. Das erste Kapitel meiner Arbeit behandelt die Frage, wie Metaphern in der Sprache zu erkennen sind. Es wird die Schlussfolgerung gezogen, dass eine Metapher, anstatt erkannt zu werden, vielmehr als solche akzeptiert werden muss. Im zweiten Kapitel werden zwei der bedeutsamsten zeitgenössischen Theorien der Metapher, nämlich von Max Black und Donald Davidson, erörtert und kritisch ausgewertet. Der Argumentation Davidsons zufolge muss die metaphorische Bedeutung als etwas Allgemeines verstanden werden, das nicht einer bestimmten Metapher, sondern der Metapher überhaupt zukommt. Dabei bleibt Davidson aber der Wahrnehmungsmetaphorik verhaftet, die bei ihm wie bei Black keine Erläuterung findet. Gegen Ende des zweiten Kapitels und hauptsächlich im dritten Kapitel werden drei Arten des Herangehens an die Wahrnehmungsmetaphorik vorgeschlagen: Sie kann entweder verworfen oder interpretiert oder aufgehoben werden. Die zwei letztgenannten Zugänge werden anhand der Schriften von Ludwig Wittgenstein, José Ortega y Gasset und Wallace Stevens weiter ausgearbeitet.



**Abstract:** This thesis investigates the concept of the metaphorical meaning originating in analytical philosophy. Also, in the Introduction are considered older theories of the metaphor, which can be seen from the perspective of the metaphorical meaning. All these accounts are based on a definition that in the metaphor is something seen as something else. Therefore, all our understanding of the metaphor issues from a visual perception. But that's a metaphor, too. Chapter I. examines the question, how to detect metaphors in language. It is concluded that metaphors must be accepted instead of detected. The chapter II. aims at introducing and criticizing the two nowadays prominent analytical theories of metaphor given by Max Black and Donald Davidson. The consequence of the argumentation by Davidson is that the concept of the metaphorical meaning has to be applied to the metaphor as such, not to any particular one. In their theories, Davidson and Black are still likening the metaphor to the visual perception but this simile or rather metaphor remains unexplained. The final chapter III. presents three approaches how to deal with the visual perception metaphor in explanations of the metaphor: it can be rejected, interpreted or sublated. The last approaches are elaborated on the basis of writings by Ludwig Wittgenstein, José Ortega y Gasset and Wallace Stevens.



**Stichworte:** Metapher, Bedeutung, Wahrnehmung  
**Keywords:** Metaphor, Meaning, Perception

MEINEM LEHRER

KARL-FRIEDRICH KIESOW

IN HOCHACHTUNG UND FREUNDSCHAFT  
ZUGEEIGNET

## **The Motive for Metaphor**

You like it under trees in autumn,  
Before everything is half dead.  
The wind moves like a cripple among the leaves  
And repeats words without meaning.

In the same way, you were happy in spring,  
With the half colors of quarter-things,  
The slightly brighter sky, the melting clouds,  
The single bird, the obscure moon—

The obscure moon lighting an obscure world  
Of things that would never be quite expressed,  
Where you yourself were never quite yourself  
And did not want nor have to be,

Desiring the exhilarations of changes:  
The motive for metaphor, shrinking from  
The weight of primary noon,  
The A B C of being,

The ruddy temper, the hammer  
Of red and blue, the hard sound—  
Steel against intimation—the sharp flash,  
The vital, arrogant, fatal, dominant X.

Wallace Stevens

# Inhaltsverzeichnis

---

<b>INHALTSVERZEICHNIS</b> .....	<b>8</b>
<b>EINIGE THESEN ANSTATT EINES VORWORTS</b> .....	<b>10</b>
<b>0. EINLEITUNG</b> .....	<b>11</b>
<b>0.1 WAS KÖNNTE DIE METAPHER SEIN?</b> .....	<b>11</b>
<b>0.2 DER METHODISCHE HINTERGRUND</b> .....	<b>14</b>
0.2.1 DIE HAUPTFRAGEN ZUM THEMA DER METAPHER.....	15
<b>0.3 HISTORISCHER ÜBERBLICK</b> .....	<b>17</b>
0.3.1 THEORIEN DER ANTIKE .....	18
0.3.2 METAPHYSISCHER GEBRAUCH.....	22
0.3.3 EIN VERBOT DER METAPHER IM EMPIRISMUS?.....	24
0.3.4 DIE ROLLE DER METAPHER IN DER ENTWICKLUNG DER SPRACHE.....	26
<b>0.4 AUSGANGSPUNKTE</b> .....	<b>27</b>
0.4.1 ANALYTISCHE THEORIEN DER METAPHER .....	28
0.4.2 ANDERE ZEITGENÖSSISCHE ANSÄTZE .....	35
<b>0.5 VORLÄUFIGE BEGRIFFSAUFFASSUNG UND TERMINOLOGIE</b> .....	<b>39</b>
0.5.1 SYNTAX, SEMANTIK, UND PRAGMATIK .....	40
0.5.2 DIE <i>TYPE/TOKEN</i> DISTINKTION .....	41
0.5.3 DIE TRADITIONELLE SEMANTIK UND DIE METAPHER .....	42
0.5.4 „ÜBER SINN UND BEDEUTUNG“ REVIDIERT.....	45
<b>LITERATURANGABEN ZUM KAPITEL 0</b> .....	<b>53</b>
<b>1. DETEKTION UND ANNAHME DER METAPHER</b> .....	<b>58</b>
<b>1.1 DIE PRÄDIKATIVE FORM</b> .....	<b>59</b>
1.1.1 DIREKTES ABLESEN.....	59
1.1.2 VERBALE METAPHERN.....	61
1.1.3 ATTRIBUTIVE METAPHERN UND GENITIV-METAPHERN .....	63
1.1.4 KREUZKOMPLEXITÄTEN.....	66
<b>1.2 REALE DEFINITION DER METAPHER</b> .....	<b>68</b>
1.2.1 ZWISCHEN DER SEMANTISCHEN UND DER PRAGMATISCHEN TERMINOLOGIE .....	69
1.2.2 HINWEISE FÜR METAPHERN .....	71
1.2.3 ALLGEMEINE BEHANDLUNG EINER SPRACHABWEICHUNG.....	74
<b>1.3 ANNAHME DER METAPHER</b> .....	<b>82</b>
<b>LITERATURANGABEN ZUM KAPITEL 1</b> .....	<b>85</b>
<b>2. METAPHORISCHE BEDEUTUNG</b> .....	<b>87</b>



<b>2.1</b>	<b>DIE INTERAKTIONSTHEORIE UND IHR GRUNDSÄTZLICHER FEHLER.....</b>	<b>87</b>
2.1.1	KONZEPTIONEN DER BEDEUTUNG.....	89
2.1.2	TYPE UND TOKEN .....	92
2.1.3	DAS SCHEMA DER INTERAKTION .....	93
2.1.4	WAHRHEITSWERT EINER IMPLIKATION .....	100
2.1.5	METAPHER IM KONTEXT: NEGATION .....	105
2.1.6	AUSWERTUNG DER INTERAKTIONSTHEORIE.....	110
<b>2.2</b>	<b>DESTRUKTION DER METAPHORISCHEN BEDEUTUNG.....</b>	<b>114</b>
2.2.1	METAPHER ALS KOMMUNIKATION.....	115
2.2.2	DAVIDSONS GEGENARGUMENTE .....	117
2.2.3	ZWEI NACHTRÄGLICHE ARGUMENTE .....	137
2.2.4	DIE POSITIVE THEORIE .....	145
	LITERATURANGABEN ZUM KAPITEL 2 .....	<b>158</b>
<b>3.</b>	<b>SCHLUSSBETRACHTUNG .....</b>	<b>163</b>
3.1	MANNIGFALTIGER GEBRAUCH VON METAPHERN .....	<b>163</b>
3.2	ANLASS ZUM KONNOTATIVEN GEBRAUCH DER SPRACHE.....	<b>165</b>
3.3	AUFHEBUNG DER WAHRNEHMUNGSMETAPHORIK.....	<b>167</b>
	LITERATURANGABEN ZUM KAPITEL 3 .....	<b>171</b>
	LITERATURVERZEICHNIS.....	<b>172</b>
	PROSA- UND GEDICHTSAMMLUNGEN.....	<b>178</b>
	LEXIKA .....	<b>178</b>
	BEMERKUNG ZU LITERATURANGABEN, FUßNOTEN UND ZITATEN .....	<b>180</b>
	DANKSAGUNG .....	<b>180</b>
	NAMENREGISTER .....	<b>181</b>
	VERZEICHNIS DER BEHANDELTEN METAPHERN .....	<b>184</b>

# Einige Thesen anstatt eines Vorworts

---

1. „Difficile est proprie communia dicere.“ (Horatius)
2. Die Metapher ist ein Teil des Logos und somit kann sie mit Hilfe der Logik verständlich gemacht werden. (Programmerklärung)
3. Das Wesen der Metapher, ihre mannigfaltigste Kraft, bekundet sich in der Dichtung. (Programmerklärung)
4. Eine tote Metapher ist schon gewesen; daher gibt es in der Tat keine toten Metaphern. „Tote Metapher“ ist eine tote Metapher. (Definition)
5. Grabmäler toter Metaphern trägt man in ein Wörterbuch ein. (Folge des Vorigen)
6. Anstatt erkannt zu werden, soll eine Metapher vielmehr als solche angenommen werden. (Resultat)
7. Die Metapher deutet auf einen bestimmten Mut zur Täuschung hin. (Resultat)
8. (Lebendige) Metaphern leben ihre Leben emanzipiert von ihrem Schöpfer. *Materiem superabat opus.* (Resultat)
9. Jeder Leser einer Metapher wird zu ihrem *auctor*. (Programmerklärung)
10. Metapher ruft *a heap of broken images* hervor. (Definition)
11. Metapher lässt uns etwas als etwas anderes sehen; dies ist eine Metapher und ist es nicht. (Definition)
12. Angenommen, es sei eine Metapher, so kann sie verworfen, interpretiert oder aufgehoben werden. (Definition)
13. Unserem Verständnis von Metaphern liegt die Sinneswahrnehmung zugrunde. (Folge aus 11)
14. In der Metapher wird eine interne Relation wahrgenommen und zugleich gedacht. (Interpretation von 11)
15. Es gibt keine metaphorische Bedeutung, sondern es wird *metaphorisiert*. (Resultat)
16. Es gibt eine Vielfalt von Anwendungen der Metapher. (Resultat)
17. Metapher ist ein signifikanter Anlass zum konnotativen Gebrauch der Sprache. (Resultat)
18. Das Ziel der Metapher, auf das sie bezogen wird, liegt in der *res poetica*. (Resultat)
19. „Die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wiederhergestellt werden.“ (Fr. Schiller)

*Breve confinium artis et falsi.*

Tacitus

*Wer seines Lebens viele Widersinne  
versöhnt und dankbar in ein Sinnbild faßt,  
der drängt  
die Lärmenden aus dem Palast,  
wird anders festlich, und du bist der Gast,  
den er an sanften Abenden empfängt.*

Rainer Maria Rilke<sup>1</sup>



## o. Einleitung

Dass aller Anfang schwer ist, gilt nicht nur in der Wissenschaft, sondern ebenso und vornehmlich in der Philosophie. An diesen Anfang stelle ich eine Abgrenzung des Gegenstandes dieser Abhandlung. Erst am Ende der Einleitung, nachdem die Terminologie im ganzen bestimmt sein wird, gelange ich dazu, mein spezifisches Ziel angeben zu können. Das hier behandelte Thema lautet *Metapher*. Diese Feststellung braucht eine nähere Bestimmung in manchen Hinsichten. Man kann anfangen zu fragen: Was für eine Abhandlung ist gemeint? Was wäre eine nähere Bestimmung des Begriffs der Metapher? Die erste Frage ist eine Frage nach der *Methode*, und die zweite Frage richtet sich auf den *Gegenstand* der Untersuchung. Es ist nahe liegend, dass die zwei Fragen nicht getrennt behandelt werden können. Das heißt, dass eine gewisse Methode nur zu bestimmten Auffassungen des Begriffs der Metapher passt und *vice versa*. Erwähnt wird diese beinahe triviale Überlegung, weil im Falle der Metapher eine doppelte Zirkelstruktur zu erkennen ist: Die Methode der Betrachtung sowie die Bestimmung des Begriffs der Metapher kann wieder *metaphorisch* sein. „Metaphorisch“ heißt vorerst nur „beinhaltet Metaphern“ oder „ist von Metaphern beeinflusst“.

Schon am Anfang muss gesagt werden, dass eine gewisse ästhetische oder poetische Dimension der Metapher (die von der rhetorischen zu unterscheiden ist) nicht zu vermeiden ist. Daraus lässt sich schließen – im Anschluss an Kants *Kritik der Urteilskraft* –, dass zwar die Metapher gemäß Regeln zu Stande kommt und nach Regeln interpretiert werden kann, dies aber die Sache nicht erschöpfen darf: „man kann nicht geistreich dichten lernen“<sup>2</sup>, sagt mit Recht Kant. Oder: „es kann keine Regeln für die ‚kreative‘ Verletzung von Regeln geben“<sup>3</sup>, variiert ihn Max Black.

### o.1 WAS KÖNNTE DIE METAPHER SEIN?

Meine erste Bestimmung der Metapher wäre, dass sie ein linguistisches Phänomen ist. Oder – ganz allgemein gesagt – Metaphern kommen in unserer Sprache vor. Aber schon diese Bestimmung kann Einreden erwecken, weil sich daraus ergeben könnte, dass es so etwas wie metaphorische und nicht-metaphorische Sprache gäbe. Der Gegensatz zu der metaphorischen Sprache kann als *buch-*

*stäbliche* Sprache [literal language] bezeichnet werden.\* Nach dieser Auffassung wäre die Sprache *qualitativ* geteilt. Man kann aber sagen (und es gibt solche Meinungen), dass unsere Sprache durchaus metaphorisch sei. Um eine so weit gehende These zu verteidigen, muss man mindestens verschiedene Grade oder Stufen der Metaphorizität (oder breiter ausgedrückt: der Durchdringung mit Metaphern) unterscheiden. Diese Stufen können in erster Annäherung z. B. als etymologische, tote und lebendige (oder vitale) Metaphern verständlicher dargestellt werden. So wäre unsere Sprache *quantitativ* geteilt. Der Gegenstand dieser Arbeit sind – und das muss betont werden – vornehmlich lebendige, vitale, poetische Metaphern. Des Weiteren soll der Ausdruck „Metapher“, falls ohne eine weitere Beifügung gebraucht, nur für derartige Gebilde stehen. Denn tote Metaphern sind keine Metaphern mehr und sie gehören zur wörtlichen Sprache, wie ein toter Mensch kein Mensch mehr ist, sondern eine Leiche. Der Unterschied zwischen toten und lebendigen Metaphern ist von eminenter Tragweite und wird weiterhin aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden.

Im Weiteren muss der Ausdruck „unsere Sprache“ erörtert werden. Dies ergibt sich schon daraus, dass die Metapher traditionell als zugehörig zu bestimmten Bereichen der Sprache verstanden wird. Also kann man weiter fragen: was für eine Sprache? Und wem diese Sprache zugehört (oder was heißt der Ausdruck „unsere“ in obiger Wortverbindung)? Die Sprache ist linguistisch gemeint, d. h. als geregeltes System der Zeichen, die partikuläre Benutzer produzieren können, um etwas mitzuteilen oder bloß um verstanden zu werden. Dies ist zu unterscheiden von anderen Aktivitäten, die ähnliche Ziele verfolgen können, nämlich bildender Kunst, Musik, usw. Dennoch ist z. B. die Frage, wie ist das Verhältnis der Metapher zu Bildern zu verstehen ist, nicht uninteressant und wird noch weiter zu betrachten sein. Traditionell sind Metaphern als Phänomene der marginalen Bereiche der Sprache verstanden worden. Metaphern kommen in der Literatur (vornehmlich in der Poesie), in der Rhetorik, in der Philosophie oder in der Theologie vor; dort können sie eine spezifische Funktion erfüllen oder zu einem bestimmten Zwecke benutzt werden. Die Funktion könnte verschiedenartig sein: z. B. ein Gefühl zu erwecken, jemandem etwas einzureden oder etwas zu beschreiben. Andererseits gibt es in der letzten Zeit eine nicht geringe Strömung, die eine wichtige Rolle der Metaphern gerade auch in der Wissenschaft zu rechtfertigen versucht, während hier früher von dem Gebrauch der Metapher abstrahiert wurde. Nun ist die Funktion der Metapher nicht klar oder nicht mehr klar und man weiß nicht, was mit einer Metapher erreicht werden kann. Aber, auch abgesehen von dem Bereich, in dem sie jeweils auftreten, kann man fragen, wozu sind Metaphern benutzt worden oder werden sie benutzt. Die Funktion oder der Zweck des Gebrauches darf nicht vorausgesetzt werden, sondern muss sich ergeben aus der jeweiligen Bestimmung des Begriffs der Metapher. Aus diesem Grund scheint es nützlich zu sein, die Metapher bloß in der *Umgangssprache* zu untersuchen, die hier alle erwähnten Bereiche umfasst. Durch die jeweiligen Einschränkungen des Bereiches kann dann die Funktion der Metapher spezifischer gemacht werden.

Die Metapher ist als eine der Figuren der Sprache bzw. als Tropus verstanden worden. Die Charakteristik „Figur der Sprache“ können wir mit dem Ausdruck „uneigentlicher Gebrauch der Sprache“ gleichsetzen, wobei damit noch gar nichts erklärt ist. In die Klasse der Figuren gehören ferner die Ironie, die Metonymie, die Synekdoche, die Hyperbel, die Meiosis, usw. je nach theoretischer Auffassung. Der uneigentliche Gebrauch der Sprache ist dadurch charakterisiert, dass einige Teile der Sprache in einer anderen, d. h. von dem gewöhnlichen Gebrauch abweichenden, Bedeutung benutzt werden. Je nach dem Charakter dieser Abweichung können wir die Figuren klassifizieren. In der Metapher ist etwas als etwas anderes repräsentiert oder es ist so gesehen, als ob es etwas anderes wäre. Dies sei unsere *Arbeitsdefinition der Metapher*. Die Abweichung ist so

---

\* Hier ist nötig, völlig von der Tatsache abzusehen, dass die Metapher nicht die einzige Art der nicht-buchstäblichen Sprache ausmacht.

fast gar nicht bestimmt und es bleibt auch dabei; sie dient vielleicht nur zur Abgrenzung zu anderen Figuren, bei denen diese Abweichung besser bestimmt werden kann. Denn z. B. in der Ironie ist die Bedeutung in einer gewissen Hinsicht dem üblichen Gebrauch entgegengesetzt, oder in der Hyperbel ist er dagegen gehoben. So ergibt sich die Frage, wie es möglich ist, dass etwas als ein anderes gesehen wird. Es sollen Beispiele geliefert werden; die Xenie „Ärzte“ von Goethe und Schiller\* beginnt mit den Versen:

*Wissen möchtet ihr gern die geheime Struktur des Gebäudes,  
Und ihr wählt den Moment, wenn es in Flammen gerät.<sup>4</sup>*

Es ist leicht zu bemerken, dass die grundlegende Metapher so viel besagt, als dass der Mensch als Gebäude anzusehen sei, und somit könnte er (der Mensch wie das Gebäude) leicht in Flammen aufgehen. In Morgensterns Gedicht „Zeit und Ewigkeit“ steht:

*Vom Winde getragen  
die Stimme des Bachs ...  
Der Wellen Gespräch  
auf dem Atem der Nacht ...<sup>5</sup>*

Von dem Geräusch des Bachs oder der Wellen wird so gesprochen, als ob sie eine Stimme wären und folglich fähig seien, uns etwas zu sagen. Und das dritte Beispiel stammt von Heraklit:

*Die Zeit ist ein Knabe, der spielt, hin und her die Brettsteine setzt:  
Knabenregiment!<sup>6</sup>*

In diesem Fall ist die Metapher *ausdrücklich* angegeben, sie tritt in der Form einer Prädikation auf.<sup>†</sup> Die Beispiele sind so gewählt, dass es relativ leicht ist, die jeweilige Metapher herauszufinden. Damit ist aber gar nicht behauptet, dass diese Metaphern leicht zu interpretieren sind. Durch die Beispiele ist einzusehen, dass Metaphern nicht immer in der prädikativen Standardform *A ist B* vorkommen. Der Prozess des Verständnisses einer Metapher (kurz gesagt: die Interpretation der Metapher) kann in zwei Phasen geteilt werden. In der ersten Phase muss aufgrund eines Textes die explizite Form der Metapher *A ist B* herausgefunden werden; die zweite Phase stellt dann die eigentliche Interpretation der Metapher dar. In konkreten Fällen der Interpretation eines Textes muss nicht die explizite Form bewusst herausgefunden werden. Es ist in vielen psychologischen Studien<sup>7</sup> festgestellt worden, dass die explizite Form der Metapher unbewusst oder unbemerkt bleiben kann. Die Standardform kann also als abstrakte Idee jeder Metapher verstanden werden, die sich in konkreten Texten mehr oder weniger verborgen realisiert. Die Zergliederung der Interpretation der Metapher könnte schon als methodischer Hinweis angesehen werden.

Hierzu noch eine Bemerkung: Nehmen wir an, dass wir uns auf irgendeine Weise verständigt haben, wie Metaphern zu erkennen sind. Versucht man die Metapher zu charakterisieren, werden dazu oft Ausdrücke benutzt, die nach dem gleichen Kriterium auch als metaphorische bezeichnet werden können. So kann man sagen, dass die Metapher das „Sehen als“ sei oder die Metapher als

\* Ich habe nicht herausfinden können, ob diese Xenie Goethe oder Schiller zuzuschreiben ist. Es liegt jedoch im Hinblick auf seinen Beruf als Arzt nahe, sie Schiller zuzurechnen.

<sup>†</sup> Bei so alten Texten und vor allem Fragmenten ist ein gewisses Problem vorhanden. Ein großer Teil damaligen (sprachlichen sowie außersprachlichen) Kontextes ist uns nicht gegeben und wir betrachten solche Fragmente als Metaphern aus Not, obwohl die Intention des Autors eine andere gewesen sein könnte. Aber das zitierte Fragment scheint eine genuine Metapher zu sein.

Projektion zwischen semantischen Feldern funktioniere. Solche Beschreibungen, die eigentlich aus dem Bereich des Sehens oder der Wahrnehmung stammen – und daher als *Wahrnehmungsmetaphorik*\* bezeichnet werden können – würden ohne weiteres nicht mehr erklären, als wir schon vorher gewusst haben. Vielleicht die wichtigste Frage lautet dann: ist diese schon erwähnte Zirkularität vermeidbar oder macht sie eine wesentliche Eigenschaft des Phänomens der Metapher aus? Zumindest heißt es, dass aus einem Verständnis der Wahrnehmungsmetaphorik sich ein Verständnis der Metapher als solcher ergibt. Im Weiteren wird untersucht, wie weit die Tauglichkeit dieser Metaphorik zur Erklärung der Metapher reicht und wie sie näher zu bestimmen ist.

## 0.2 DER METHODISCHE HINTERGRUND

Philosophie ist keine einheitliche Strömung, und war es nie. Anstatt, dass es eine Philosophie gibt, muss man vielmehr sagen, dass es Philosophien gebe. Ihre Strömungen unterscheiden sich voneinander hauptsächlich durch ihren begrifflichen Apparat, und dies ist vielleicht der Hauptgrund, warum es manchmal schwer ist, über etwas überhaupt einig zu sein. Ich finde kein besseres unproblematisches Kriterium, um hier Unterscheidungen durchzuführen. Man bestimmt die analytische Philosophie als philosophische Analysis der Sprache. Man kann aber einwenden, dass alle Philosophie immer schon Sprachanalyse gewesen sei. Diese Bestimmung lässt offen, ob jeweilige philosophische Richtungen einen gemeinsamen Gegenstand oder ein gemeinsames Ziel haben. Meine Intention an dieser Stelle ist also nicht, mich auf die Abgrenzungsfrage weiter einzulassen. Für das Weitere muss es im Gegenteil genügen, dass ich mit oder gegen Philosophen wie Max Black, Donald Davidson und John Searle zu polemisieren versuche. Werke dieser Philosophen können – möglicherweise inakkurat – mit dem allgemeinen Ausdruck „analytische Philosophie“ bezeichnet werden. In der Folge werden Denkfiguren betrachtet, die in der analytischen Philosophie zentral sind, wie etwa das Kompositionsprinzip und Gottlob Freges Unterscheidung von Sinn und Bedeutung.<sup>†</sup>

Der methodische Hintergrund ergibt sich aus dem begrifflichen Apparat. Die analytische Philosophie wendet sich – wie gesagt – mehr oder weniger der Sprache zu. Im Vordergrund steht hier der Begriff der Bedeutung oder des Sinnes. Zugleich aber gilt, dass dieser Begriff inzwischen durch gegensätzliche theoretische Intentionen überlastet ist. Es gibt so viele Auffassungen dieses Begriffs, dass er ohne weitere Charakterisierung unbrauchbar wäre. Trotz dieser Sachlage gibt es Philosophen, die so etwas wie ein vortheoretisches Verständnis von ihm hervorrufen. Denken wir z. B. an den programmatischen Satz von Donald Davidson: „In dieser Abhandlung geht es um die Frage, was Metaphern *bedeuten*, und die These lautet, dass Metaphern eben das bedeuten, was die betreffenden Wörter in ihrer buchstäblichsten Interpretation *bedeuten*, sonst nichts.“<sup>8</sup> Es ist eine Trivialität, dass um diesen (oder irgendeinen anderen) Satz zu verstehen, man die einzelnen Wörter verstehen muss. Das Risiko des Missverständnisses ist desto größer, je vieldeutiger die Ausdrücke benutzt werden. Im Falle des zitierten Satzes ist zu fragen, was für eine Auffassung der Bedeutung der Autor gemeint hat. Dieses Problem, und zwar besonders in der Gestalt, die es bei Davidson annimmt, kommt in folgender Arbeit noch weiterhin vor. Es ist – mindestens in dem Bereiche der analytischen Philosophie – unbezweifelbar, dass jede Auffassung der Metapher mit einer generellen Auffassung der Bedeutung zusammenhängt. Man kann andererseits sogar mit Nietzsche ein Bild der Sprache favorisieren, für das jeder Begriff eine Metapher ist:

---

\* Als Wahrnehmungsmetaphorik bezeichne ich alle Aussagen über das Wesen der Metapher, die Termini gebrauchen, die ursprünglich (d. h. in buchstäblichem Gebrauch) für die Beschreibung von Wahrnehmung geeignet sind.

<sup>†</sup> Vgl. dazu den Abschnitt 0.5.4 „Über Sinn und Bedeutung“ *revidiert*, Seite 46.

Wir glauben etwas von den Dingen selbst zu wissen, wenn wir von Bäumen, Farben, Schnee und Blumen reden, und besitzen doch nichts als Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen.<sup>9</sup>

So würde die Theorie der Metapher mit der Sprachtheorie als solcher gleichgesetzt, wie es Nietzsche unter seinen Denkvoraussetzungen nahe lag. Wenn es aber die Differenz zwischen der wörtlichen und der metaphorischen Sprache gibt, so gibt es auch die Differenz zwischen der semantischen Theorie und der Theorie der Metapher. Nun kann diese entweder als Erweiterung der Sprachtheorie, oder auch als ihre *Achillesferse* angesehen werden. Also: entweder kann die Theorie der Metapher auf einer festen Basis einer zu Grunde liegenden semantischen oder Sprachtheorie entwickelt werden; oder die Metapher kann zu einer Überarbeitung und möglicherweise Verwerfung der Sprachtheorie führen. In diesem Zusammenhang hat David Rumelhart<sup>10</sup> vier Möglichkeiten bezeichnet, wie die figurative Sprache und eine semantische Theorie miteinander in Verbindung stehen: Erstens, wir können die traditionelle Semantik verwerfen und eine ausbilden, die sowohl Metaphern wie auch die wörtliche Sprache einschließen würde. Zweitens, wir können bei der traditionellen Semantik bleiben und Metaphern und ferner die figurative Sprache im ganzen als eine Art Kuriosität betrachten. Drittens ist es denkbar, der traditionellen Semantik eine gesonderte Theorie der Metapher hinzuzufügen. Und viertens ließe sich die traditionelle Semantik modifizieren, sozusagen der Metapher oder der uneigentlichen Rede anpassen. Rumelhart hat sich für die erste Möglichkeit entschieden. Inzwischen sind aber zahlreiche semantische Theorien entstanden, die mehr oder weniger mit der figurativen Sprache rechnen. Es scheint sehr produktiv, Theorien zu verwenden, die nicht primär auf das Phänomen der Metapher abzielen, sondern verwandte linguistische Phänomene betrachten, wie etwa die Polysemie, die Eigennamen oder das Demonstrativum. Infolge dessen schießt die bloße Verwerfung der traditionellen semantischen Theorie über das Ziel hinaus und ist jedenfalls nicht hinreichend begründet. Damit wird nicht behauptet, dass diese Verwerfung ausgeschlossen ist.\*

### 0.2.1 Die Hauptfragen zum Thema der Metapher

Zurückkehrend zu der allgemeineren Ebene ist zu überlegen: Welche sind die Fragen, die aus dem Gesichtspunkt dieser Arbeit das höchste Interesse verdienen? Eine sehr übersichtliche Darstellung des Problems ist bei John R. Searle zu finden:

Was sind Metaphern, und wie unterschieden sie sich einerseits von wörtlichen Äußerungen und andererseits von anderen Formen figurativer Rede? Warum verwenden wir Ausdrücke metaphorisch, anstatt genau und wörtlich zu sagen, was wir meinen? Wie funktionieren metaphorische Äußerungen, d. h. wie können Sprecher Hörern etwas mitteilen, wenn sie insofern metaphorisch sprechen, als sie nicht sagen, was sie meinen? Und warum funktionieren manche Metaphern und andere nicht?<sup>11</sup>

Die erste Frage ist eine Frage nach einer Bestimmung der Metapher in der Sprache oder auf der phänomenalen Ebene. Die Frage kann lauten: Wie ist in einem (sei es gesprochenen oder sei es geschriebenen) Textabschnitt eine Metapher zu erkennen? Bezeichnen wir dieses Problem als das Problem der *Detektion* der Metapher und suchen wir nach vernünftigen Kriterien der Detektion. Eine typische Antwort wäre, dass die Metapher sich immer durch einen semantischen Defekt ausweist. Dies ist in Frage gestellt worden, weil es Metaphern gibt, die keinen semantischen Defekt ausweisen. Vielleicht könnte ein solcher Defekt als pragmatisch<sup>†</sup> bezeichnet werden. Als Beispiel mögen folgende Verse von Hugo von Hofmannsthal dienen:

\* Mehr hierzu im Abschnitt 0.5.3.

† Der Vorbehalt lautet, der Gebrauch des Terminus „pragmatisch“ decke sich nicht mit der Auffassung, die in 0.5.3 entwickelt wird. Es wird hier nämlich kein expliziter Verweis auf den Sprecher gemacht. Vgl. dazu die Fußnote §, Seite 30.

»Werke« sind totes Gestein, dem tönenden Meißel entsprungen,  
Wenn am lebendigen Ich meißelnd der Meister erschuf.  
»Werke« verkünden den Geist, wie Puppen den Falter verkünden:  
»Sehet, er ließ mich zurück, leblos, und flatterte fort.«  
»Werke«, sie gleichen dem Schilf, dem flüsternden Schilf des Midas,  
Streuen Geheimnisse aus, wenn sie schon längst nicht mehr wahr.<sup>12</sup>

Das Gedicht heißt „»Werke« sind totes Gestein“, was buchstäblich wahr sein kann. Der einleitende Satz an sich weist keinen semantischen Defekt auf (das pleonastische Attribut „totes“ ausgenommen), denn hier könnten Werke eines Bildhauers gemeint sein. Mit der wörtlichen Bedeutung des Wortes „Gestein“ wird ja sogar gespielt, denn die weiter benutzten Ausdrücke „Meißel“, „meißelnd“, „Puppen“ deuten diese Richtung an. Die metaphorische Deutung des einleitenden Satzes begünstigen die Ausdrücke „tönenden“, „lebendigen“, „Geist“, „Falter“ und letztendlich auch „Schilf“, also diese Deutung wird erst durch die nachfolgenden Verse angezeigt.

Die zweite Frage ist die nach dem *Mehrwert* der Metapher. In der Metapher muss etwas stecken, was ihre weite Verbreitung rechtfertigt. Traditionell war diese Frage dadurch beantwortet worden, dass Metaphern zu einer Ausschmückung der Sprache dienen. Eine verwandte Antwort wäre, dass Metaphern einen emotionalen Ausdruck beibringen können. Der Ausgangspunkt dieser Abhandlung aber ist, dass Metaphern neben diesen Merkmalen noch einen anderen und wichtigeren Mehrwert haben könnten, der durch die Analyse der Sprache greifbar ist. Ihn möge man (mit Vorbehalten) als die *metaphorische Bedeutung* bezeichnen. Einige Philosophen meinen, dass der Charakter der metaphorischen Bedeutung im Prinzip ähnlich sei wie die wörtliche Bedeutung. Andere sind hingegen der Meinung, dass es zwar etwas wie eine metaphorische Bedeutung gebe, aber diese nicht durch die wörtliche Sprache formulierbar sei. Es gibt auch Autoren, die behaupten, dass es keine metaphorische Bedeutung gibt und geben kann.

Mit der obigen Frage hängt nun eng die weitere zusammen, ob Metaphern paraphrasierbar sind. Wäre die Metapher *nur* eine Dekoration der Sprache, könnten wir diese weitere Frage bejahen. Obgleich wir zuerst bestimmen müssten, was eine annehmbare Paraphrase wäre.\*

Die dritte Frage Searles schließt an das Vorherige an. Hat die Metapher eine semantische (oder pragmatische) Funktion, so ist es eine Aufgabe dieser Disziplinen (Semantik oder Pragmatik) zu verdeutlichen, wie in dieser Richtung die Metapher funktioniert. Vielleicht wird niemand bezweifeln, dass diese Funktion aus der wörtlichen Bedeutung hervorgehen muss und dass sie hoch kontextsensitiv ist. Es sind in diesem Punkt mehrere Varianten denkbar: (a) Bedeutungen bestimmter Wörter einer metaphorischen Aussage machen eine (nach Regeln sowie durch den Kontext bestimmbare) Verwandlung durch und dann ist die Bedeutung der ganzen Aussage so konstruiert, als ob sie eine nicht-figurative wäre. Oder (b) die Funktion betrifft gerade die Art der Konstruktion der Bedeutung aus Atomen. (c) Die semantischen Regeln funktionieren unverändert, man gelangt zu der sog. „Bedeutung des Wortes oder des Satzes“ oder zu der „wörtlichen“ Bedeutung. Aus dieser Bedeutung ist dann nach kontextsensitiven Regeln eine andere Bedeutung zu konstruieren, die oft als „Äußerungsbedeutung“ bezeichnet wird.

Der zweite Teil der Frageformulierung von Searle ist schon von seiner spezifischen Auffassung der Funktion (nämlich entsprechend dem Punkt (c)) beeinflusst. Es ist eine andere Frage, ob der Sprecher in einer metaphorischen Aussage genau das sagt, was er meint.

Man kann es verwunderlich finden, dass die letzten zwei Fragen getrennt zu behandeln sind. Aber es erweist sich als nützlich, weil durch solche Fragestellung abgetrennt werden kann, was zur Sprachphilosophie und was zur empirischen Linguistik gehört. Der Charakter der metaphorischen

---

\* Vgl. 2.2.2.7 Argument 7: Unparaphrasierbarkeit.



Bedeutung ist eine philosophische Frage,\* hingegen eine genaue Bestimmung der maßgeblichen Regeln kann empirisch in der Linguistik oder in der Psychologie untersucht werden.† Diese Arbeitsteilung ergibt sich aus dem weithin akzeptierten Unterschied, den Rudolf Carnap zwischen der deskriptiven und der reinen Semantik gemacht hat.\*

Die vierte Frage richtet sich auf das Ziel der Metapher. Es kann passieren, dass eine Metapher nicht verstanden wird. Jemand versteht z. B. den zitierten Satz von Heraklit nicht, d. h. er vermag ihn nicht in dem Sinne zu interpretieren, dass die Zeit wie ein Knabe sei. Es kann einer die Metapher von Schiller wörtlich auffassen, indem er sagt: „Es ist tatsächlich so, dass Ärzte mit ihren Patienten wie mit toten Gegenständen umgehen.“ Und ein Zweiter kann dies verneinen. Also ist diese Frage die Frage nach dem Wesen der metaphorischen Wahrheit. Wenn Metaphern wahr oder falsch wie andere Behauptungen sein können, dann wäre es prinzipiell möglich, auch ohne metaphorische Sprache die intendierte Tatsache auszudrücken. Oder gibt es Tatsachen, die *nur* durch Metapher oder figurative Sprache auszudrücken sind? Gewiss, manche Metaphern hängen mit Tatsachen zusammen, die auch mit Hilfe eines buchstäblichen Satzes sich ausdrücken lassen (z. B. die Metapher Schillers). Dieser Zusammenhang kann so erfasst werden, dass durch eine Metapher auf eine Tatsache hingedeutet werden kann, die aber der Empfänger schon vorher wissen können musste, um die Metapher zu verstehen. Und manche Philosophen haben einen breiteren Wahrheitsbegriff benutzt, der nicht primär mit der Aussage verknüpft ist und dem Heideggerschen „aufweisenden Sehenlassen“, der erscheinenden Wahrheit, nahesteht.<sup>13</sup>

Unsere Fragen können so zusammengefasst werden:

1. Gibt es Kriterien der Erkennung oder der „Detektion“ der Metapher?
2. Was ist die „metaphorische Bedeutung“?
3. Wie funktionieren Metaphern?
4. Was ist das Wesen der metaphorischen Wahrheit?

### 0.3 HISTORISCHER ÜBERBLICK

Der Zweck eines historischen Überblicks ist, diejenigen Metapherntheorien vorzustellen, die später von neueren Autoren diskutiert werden. „Diskutieren“ heißt an dieser Stelle entweder sich kritisch auseinandersetzen oder weiterentwickeln. Ein wichtiger Bestandteil jeder neueren Theorie der Metapher ist zu zeigen, in welchem Punkt sie originell ist. Das sollte allgemein – nicht nur für Theorien der Metapher – gelten. In unserem Falle gilt es jedoch in besonderem Maße, denn manche weiter diskutierten Aufsätze beschäftigen sich vorwiegend mit der Kritik älterer Theorien. Ich möchte hier nicht das Urteil fällen, ob dies gut oder falsch sei. Man kann es eher so fassen: Der Gegenstand ist entweder die Metapher selbst oder die Metapherntheorien. Für unsere Abhandlung hat es zur Folge, dass auch ältere Theorien vorgestellt werden müssen, um beurteilen zu können, ob

---

\* Vgl. z. B. die Auffassung von Donald Davidson. Nachdem er argumentiert hatte, dass es keine metaphorische Bedeutung gibt, versuchte er die Rolle der Interpretation oder Paraphrase wie folgt zu retten: „Es ist freilich nicht so, als wäre die Interpretation oder Erläuterung der Metapher unangebracht. [...] Die legitime Funktion der sogenannten Paraphrase besteht darin, dafür zu sorgen, daß der träge oder unwissende Leser das gleiche in den Blick bekommt wie der erfahrene Kritiker.“ (WMB, S. 74)

† Als Beispiel kann die schon erwähnte Abhandlung von Searle dienen. Er beschreibt zwar mehrere Regeln (Principles), ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu haben: „Ich bin sicher, daß ich nicht alle Prinzipien kenne, aber hier sind erst einmal ein paar davon (die allerdings nicht unbedingt voneinander unabhängig sind).“ (Searle, John: „Metapher“. S. 129) Searle meinte aber im Gegensatz dazu, dass diese Regeln den Kern der Theorie der Metapher ausmachen sollen; er sagt: „Wenn wir eine Theorie der Metapher aufstellen, müssen wir versuchen, die Prinzipien zu formulieren, die wörtliche Satzbedeutung und metaphorische Äußerungsbedeutung zueinander in Beziehung setzen.“ (Searle, John: „Metapher“. S. 99f.)

\* Carnap, Rudolf: *Introduction to Semantics*. S. 11f. [§5] Exakter noch wäre die Differenz zwischen der generellen deskriptiven Semantik [general descriptive semantics] und der reinen Semantik [pure semantics] zu beachten, deren einzige Aufgabe wäre, die semantischen Begriffe zu definieren.

eine spätere Kritik berechtigt ist. Vor allen betrifft solche Kritik die drei Theorien der Antike (Abschnitt 0.3.1), sie versuchen festzustellen, was eine Metapher *ist*. Im Mittelalter verschiebt sich die Fragestellung: Es wird mehr gefragt, wozu Metaphern dienen, eine Frage, die in der Antike eine geringere Relevanz hatte. Die Antwort war dementsprechend eine andere: Metaphern haben eine bedeutsame Rolle in der Metaphysik (Abschnitt 0.3.2). Die zeitlich nachfolgende Epoche kennzeichnet sich durch Angriffe gegen die scholastische Metaphysik, und der Metapher wird ein ähnliches Schicksal zuteil (Abschnitt 0.3.3). Dieser Textabschnitt ist für uns besonders wichtig, weil solche Angriffe sich fast periodisch wiederholen und im 20. Jahrhundert ein Revival erlebt haben. Da der eigentliche Gegner die Metaphysik, nicht die Metapher selbst gewesen ist, musste die Metapher während ihres Gebrauches in anderen Bereichen (z. B. in der Wortbildung) umbenannt werden.<sup>14</sup>

### 0.3.1 Theorien der Antike

Die Aussagen über die Metapher bei Aristoteles gelten als die erste Auseinandersetzung mit diesem Thema. Platon hat sich zwar über die Metapher nicht ausdrücklich geäußert, die Stellung der Poesie hat er jedoch im zehnten Buch des *Staates* besprochen.

Platon diskutiert die Poesie parallel mit der Malerei, und beide bezeichnet er als *nachahmende Darstellung*. Nach dem metaphysischen Aufbau Platons schafft ein Künstler (also ein Nachahmer) „eigentlich nur ein Abbild im *dritten Grade*“<sup>15</sup>. Ein Hersteller (z. B. ein Stuhlmacher) stellt seine Produkte nach einem ideellen Vorbild her (d. h. im zweiten Grade), ein Künstler reproduziert nur vorher gesehene Dinge, und von der Idee braucht er keine Kenntnis zu haben. Das wird ausdrücklich behauptet „über die dramatische Dichtung überhaupt und vornehmlich über ihren Führer Homer“<sup>16</sup>.

Platon geht davon aus, dass die Dichtkunst Darstellung eines Wissens sein soll. Seine Besorgnis gilt der Tatsache, dass die Dichtkunst in der Lage sei, den bloßen Schein für die Wahrheit auszugeben. Dies wird dann verallgemeinert: „denn Trugbilder und keine wirkliche Wesenheiten stellen ja die Nachahmer dar“<sup>17</sup>. Es ist merkwürdig, wie Platon Metaphern verwendet, um die Dichtkunst als der Mal- und der Tonkunst ähnlich darzustellen:

Und ebenso dürfen wir natürlich auch von dem dramatisch darstellenden Dichter sagen, daß er gleichsam auch nur *Farben* von dieser und jener Kunst und Wissenschaft in Floskeln und Phrasen auftrage, ohne selbst davon etwas gründlich zu verstehen als eben das Nachahmen, so daß es dann anderen ebenso unverständigen Menschen, die nur den *Glanz* der Phrasen begafften, eine ganz gediegene Darstellung zu sein scheint, mag es sich nun um Schuhmacherei oder Feldherrnkunst oder um jede beliebige andere Sache handeln, wenn es nur in Versen sowie in musikalischer Takt- und Tonart geschieht: so groß sei der Zauber, den eben diese *musikalische Begleitung* von Natur ausübe!<sup>18</sup>

Der zweite Vorwurf gegen die Dichtung ist der, dass sie niedrige Triebe erregt:

Denn sie füttert und tränkt diese Triebe, statt daß sie absterben sollen; sie macht sie zu unseren Gebietern, statt daß sie beherrscht werden sollen, auf daß wir besser und glücklicher statt schlechter und unglücklicher werden.<sup>19</sup>

Das Resultat der Überlegung ist, „daß schon von alters her ein gewisser Streit zwischen der wahren Wissenschaft [d. h. Philosophie] und der Poesie besteht“<sup>20</sup>. Die ganze Argumentation ist jedoch gegen einen Missbrauch der Dichtkunst gerichtet, der einem Staat schaden könnte. Eine einzige positive Aussage kann Platon dennoch entnommen werden: Er lässt zu, dass die Dichtkunst als „die Nachbildung eines [...] ganz fremden Seelenzustandes“<sup>21</sup> gebraucht werden kann, was schon eine epistemologische Aussage über die Dichtkunst ist.

### 0.3.1.1 Erste Theorie(n) des Aristoteles

Mit der Auseinandersetzung des Aristoteles beginnt die Geschichte des Begriffs der Metapher. Es ist heutzutage nicht klar, welche Theorie er vertreten hat, denn moderne Autoren legen oft seine Theorie schon im Lichte ihrer späteren Auffassungen aus. Das jedoch zeigt, dass die Theorie des Aristoteles keineswegs naiv ist, wie Platons Ansichten über die Dichtkunst zu sein scheinen.

Aristoteles hat sich dem Thema hauptsächlich in der *Poetik* und der *Rhetorik* gewidmet. Während die Rhetorik als Technik der Beredsamkeit angesehen worden ist, war die Poetik zumeist als Kunst verstanden, Gedichte zu verfassen. Schon aus dieser schlichten Tatsache lässt sich ablesen, dass die Metapher laut Aristoteles zwei verschiedene Funktionen gehabt hat. Wie schon angedeutet, die Metapher kann in der poetischen und rhetorischen Hinsicht gebraucht werden.

Wenden wir zuerst unsere Aufmerksamkeit auf die Definition aus der *Poetik*:

Metapher ist die Übertragung eines fremden Nomens, entweder von der Gattung auf die Art oder von der Art auf die Gattung, oder von einer Art auf eine andere, oder gemäß der Analogie.<sup>22</sup>

Übersetzungen der zentralen Phrase „Übertragung eines fremden Nomens“ weichen voneinander ab. Das griechische ἐπιφορὰ wird als „Übertragung“, als „Einführung“, als „Anwendung“ oder als „Herantragen“ wiedergegeben. Das ἀλλοτριῶν wird als „fremd“ oder als „anderswohin gehörig“ und schließlich das ὀνόματος als „Wort“ oder als „Nomen“ wiedergegeben.<sup>23</sup> In der von Fuhrmann veranstalteten Reclam-Ausgabe wird die Phrase als „Eine Metapher ist die Übertragung eines Wortes (das somit in uneigentlicher Bedeutung verwendet wird)“<sup>24</sup> übersetzt. Aus allen diesen Ausdrücken können wesentliche Merkmale der Metapher hergeleitet werden.

(a) Die Metapher wird auf der Ebene des *Wortes* definiert. Das soll heißen, die Metapher sei eine Änderung des Wortes. Sie wird demzufolge als verbale Figur betrachtet. Eine beachtliche Innovation der neueren Metapherndiskussion war, dass die Metapher auf die Satzebene zu erweitern ist.\*

(b) Die Metapher ist eine *Übertragung* des Wortes. Alle vorher genannten Übersetzungen des griechischen ἐπιφορὰ haben gemeinsam, dass es sich um eine Bewegung handelt. Es ist eine Bewegung von einem Ort zu einem anderen. Aristoteles benutzt in seiner *Physik* den Ausdruck φορὰ für die Ortsveränderung. Ricoeur leitet daraus ab, es ginge um eine metaphorische Definition der Metapher, weil das Wort φορὰ ebenfalls eine Übertragung ist.<sup>25</sup> Die erste Frage lautet: Was wird hier übertragen? Mit dem Wort muss hauptsächlich dessen Sinn übertragen werden. Anknüpfen muss dann die Frage, was heißt es, den Sinn eines Wortes zu übertragen? Eine bloße Übertragung wäre nur eine falsche Prädikation. Um dies zu erklären, muss man das dritte Merkmal hinzuziehen.

(c) Das übertragene Wort soll *fremd* sein, und die Fremdheit soll bewahrt werden, was diesen Vorgang bereits von der falschen Prädikation unterscheidet. Ricoeur schlägt eine positive Interpretation vor: Es sei eine Entlehnung.<sup>26</sup> Wesentlich an dieser Bestimmung ist, dass der ursprüngliche Anwendungsbereich relevant bleibt. Es ist zu bedenken, ob in diesem Zusammenhang von der *Substitution* eines Wortes anstelle eines anderen gesprochen werden kann. Quintilian hat die Definition des Aristoteles in diesem Sinne verstanden und weiterentwickelt.† Für diese Hypothese sprechen viele Beispiele des Aristoteles, wie etwa:

\* Vgl. die Definitionen der Metapher von Max Black und Josef Stern, Seite 42.

† In diesem Sinne kann auch die Theorie von Roman Jakobson verstanden werden, in der der Begriff der Substitution eine entscheidende Rolle spielt. Vgl. den Abschnitt „Strukturalistischer Ansatz“, Seite 35, oder den Abschnitt über die Substitutionstheorie in Rolf, Eckard: *Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie*. S. 93ff.

[D]as Alter verhält sich zum, Leben, wie der Abend zum Tag; der Dichter nennt also den Abend „Alter des Tages“, oder, wie Empedokles, das Alter „Abend des Lebens“ oder „Sonnenuntergang des Lebens“.<sup>27</sup>

Wäre die Metapher so verstanden, handelte es sich nur um eine Ausschmückung der Sprache.\* Tatsächlich hat sich diese Auffassung mit Hilfe Quintilians weithin durchgesetzt und lange geherrscht.

Nun ist der zweite Teil der Definition zu untersuchen. Es sind vier Bestimmungen des Ausgangspunkts und des Endpunkts der Übertragung angegeben, wobei eine Ordnung nach Gattungen und Arten vorausgesetzt wird. Die ersten zwei Formen sind nach heutiger Terminologie keine Metaphern, sondern Synekdochen; diese lassen wir beiseite. Es wäre zu umständlich, Feinheiten der zwei letztgenannten Formen zu erörtern. Beide führen zu demselben Ergebnis: Es ist eine Verletzung der vorher gegebenen Begriffshierarchie, die aber nach einer Ähnlichkeit beider Pole geschieht. Die Ähnlichkeit sollte zwischen Gegenständen aus den beiden Bereichen bestehen, wie etwa in dem letzten Beispiel<sup>†</sup> zwischen dem Alter und dem Abend. Die Rolle der Ähnlichkeit ist weiter von Aristoteles hervorgehoben: „Denn gute Metaphern zu bilden bedeutet, daß man Ähnlichkeiten zu erkennen vermag.“<sup>28</sup> In der *Rhetorik* ist dies noch stärker betont. Diese Ähnlichkeit soll als Gegenstand einer metaphorischen Aussage *vor Augen geführt*<sup>‡</sup> werden. Diese Wendung wird weiter entwickelt: „Ich verstehe aber unter Vor-Augen-Führen das, *was Wirksamkeit zum Ausdruck bringt*.“<sup>29</sup> Das Vor-Augen-Geführte sollte womöglich nicht nahe liegen:

Man muß aber Metaphern bilden [...] von verwandten aber auf den ersten Blick nicht offen zutage liegenden Dingen, wie es z. B. auch in der Philosophie Charakteristikum eines richtig denkenden Menschen ist, das Ähnliche auch in weit auseinander liegenden Dingen zu erkennen.<sup>30</sup>

Einerseits ist die Metapher eine logische Abweichung von der herrschenden Ordnung, andererseits kann sie eine Ähnlichkeit bezeichnen, die mit Hilfe dieser Ordnung schwer formulierbar wäre.

Dieser Gedanke ergibt sich nahezu unmittelbar aus dem Text des Aristoteles. Einige Autoren gehen noch weiter in der Behauptung, Aristoteles habe die These vertreten, dass durch eine Metapher eine neue Begriffsordnung entstehen kann und somit unsere Sprache durchaus metaphorisch ist oder auf einer grundsätzlichen Metaphorik beruht.<sup>§</sup> Damit wäre die Differenz zwischen der eigentlichen (wörtlichen) und der uneigentlichen (übertragenden) Sprache aufgehoben. Die geschilderten Gedankenschritte mögen zwar richtig sein, unterstellen dem Aristoteles aber eine Position, die im Widerspruch zu Stellen steht, an denen er die metaphorische Sprache für eine uneigentliche hält.

Rolf<sup>31</sup> argumentiert für die Hypothese, in der Definition des Aristoteles sei die Unterscheidung zwischen eigentlicher und übertragener Bedeutung implizit vorhanden. In den *Kategorien* spricht Aristoteles von Wesen [οὐσίαι] im Sinne konkreter Einzelwesen, denen Arten und Gattungen, also Wesen im zweiten Sinne, prädiert werden können. Von einem konkreten Einzelwesen (z. B. einem Menschen) wird ein Wort (d. h. Wesen im zweiten Sinne) ausgesagt, das nur von einem anderen Einzelwesen (z. B. einem Löwen) ausgesagt werden kann. „Im Sinne der *Kategorien* des

---

\* Für diese Auffassung sprechen in der *Poetik* folgende Worte: „Wenn man nämlich die Glossen und Metaphern und die übrigen Arten durch die üblichen Wörter ersetzt, dann kann man erkennen, daß wir richtig urteilen.“ (Aristoteles: *Poetik*. Stuttgart 1994. S. 75 [1458b])

<sup>†</sup> Es handelt sich um ein Beispiel der letzten Form der Metapher, also „gemäß der Analogie“.

<sup>‡</sup> Das Vor-Augen-Führen wird von Ricoeur (*Die lebendige Metapher*. S. 43) als „schafft ein Bild“ wiedergegeben, was schon eine Beeinflussung durch seine Theorie der Metapher verrät.

<sup>§</sup> Dass durch die Metapher eine neue Kategorisierung entstehen könne, behauptet Ricoeur (*Die lebendige Metapher*. S. 29), der sich jedoch weigert, den nächsten Schritt Aristoteles zuzuschreiben. Die These von einer grundsätzlichen Metaphorik wird von Gadamer vertreten. (Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode*. S. 406.)

Aristoteles *ist* es eine Fehlanwendung, und insofern scheint man [...] von *eigentlicher* und *übertragener* Bedeutung durchaus sprechen zu können.<sup>32</sup> Ebenso Mark Johnson, der nur auf Beispiele aus der *Poetik* hinweist, ohne Aristoteles' Auffassung der Prädikation in Erwägung zu ziehen.<sup>33</sup> Für diese Hypothese spricht z. B. folgende Stelle der *Poetik*:

Man kann diese Art [d. h. die vierte Art] der Metapher auch anders verwenden: man benennt etwas mit einem uneigentlichen Ausdruck und verneint eines der Merkmale, die diesem Ausdruck von Hause aus zukommen.<sup>34</sup>

Zuletzt bleibt ein ambivalentes Verhältnis der Metapher zu dem Vergleich oder Gleichnis [εἰκῶν] zu erläutern. Aristoteles sagt nämlich:

Es ist aber auch das Gleichnis eine Metapher; denn der Unterschied zwischen beiden ist nur gering. Wenn man nämlich sagt: „Wie ein Löwe stürzte er auf ihn“, so ist es ein Gleichnis; sagt man aber: „Ein Löwe stürzte auf ihn“, dann ist es eine Metapher, weil beide nämlich tapfer sind.<sup>35</sup>

Streng genommen sagt diese Stelle vom Gleichnis, es sei auch eine Metapher. Das würde heißen, das Gleichnis sei eine der *Arten* der Metapher, wobei in der späteren Rhetorik dieses Verhältnis gerade umgekehrt ist.\* Andererseits kann dieser Stelle entnommen werden, der Unterschied liege nur in der Partikel „wie“, und von der Bedeutung her wären sie gleich. Diese Auslegung bietet sich an, und Aristoteles ist in der rhetorischen Tradition vorherrschend tatsächlich so verstanden worden.

Man könnte sich jedoch bemühen, aus dem Grundtext des Aristoteles – unter dem Vorbehalt, dass es sich um eine rückwirkende Inferenz aus neueren Theorien handelt – einen tieferen Unterschied zwischen den beiden Figuren herauszulesen. Das Gleichnis „bringt nicht zum Ausdruck, daß dieses jenes ist. Folglich sucht auch die Seele nicht danach.“<sup>36</sup> Im Gleichnis fehlt also das Moment der Täuschung, der Fremdheit, was bereits unter dem Ausdruck ἀλλοτριῶν untersucht worden ist. Aristoteles bringt dies auf den Punkt mit folgenden Worten:

Es basiert auch der Esprit in den meisten Fällen auf einer Metapher und einer hinzukommenden Täuschung; denn es wird [dem Hörer] eher klar, daß er etwas gelernt hat, wenn es sich entgegen [seiner Erwartung] verhält, und die Seele scheint, zu sich selbst zu sagen: „Wie richtig, doch befand ich mich im Irrtum.“<sup>37</sup>

Der letzte Satz – eine Exklamation, die sich sehr wohl bei dem späten Wittgenstein finden könnte – drückt eine gewisse Spannung und zugleich ein Staunen aus, das im Fall des Gleichnisses nicht vorhanden ist. Das Gleichnis wäre eine Metapher, die nur auf einer Analogie (und somit auf einer Ähnlichkeit) basiert, ohne eine Identität zu suggerieren. Diese Auffassung wird durch die Unterordnung anderer Figuren unter die Metapher unterstützt: „Auch Sprichwörter sind Metaphern von einer Species auf die andere. [...] Es sind aber auch »die« Hyperbeln, die Beifall finden, Metaphern.“<sup>38</sup> Daher kann bei Aristoteles neben der *Substitutionstheorie* auch von einer *Vergleichstheorie* und einer *Analogietheorie* der Metapher die Rede sein.<sup>39</sup>

### 0.3.1.2 Die spätere Rhetorik

Wie bereits erwähnt, ist in der späteren Rhetoriktradition, deren Hauptvertreter Cicero und Quintilian waren, das Verhältnis zwischen der Metapher und dem Vergleich umgekehrt worden.

Cicero diskutiert die übertragene Rede [translatio], wobei er den griechischen Ausdruck „εἰκῶν“ mit „similitudo“ übersetzt, und fährt fort:

Similitudinis est ad verbum unum contracta brevitatis, quod verbum in alieno loco tamquam in suo positum, si agnoscitur, delectat, si simile nihil habet, repudiatur.<sup>40</sup>

\* Siehe dazu den nächsten Abschnitt „Die spätere Rhetorik“.

Wiedergeben wird diese Stelle als:

Es handelt sich dabei um die Kurzform eines Gleichnisses, wobei ein Wort an einer anderen Stelle steht, das sich in einem einzigen Wort konzentriert; denn wenn ein Wort an einer anderen Stelle steht, als stünde es an seiner eigentlichen, so wirkt es reizvoll, falls man die Analogie erkennt, doch man verschmähst es, wenn es keinerlei Entsprechung zeigt.<sup>41</sup>

Es wäre zu einfach zu behaupten, Cicero habe die Metapher als eine Art des Vergleiches gesehen, denn das Moment der Uneigentlichkeit in seiner Definition scheint stets vorhanden zu sein. Dieser Stelle würde nämlich nicht widersprechen, wenn der Vergleich als reduzierte Metapher zu betrachten wäre. Reduziert würde hier das wesentliche Element der Hierarchieverletzung. Dies liegt der Auffassung des Aristoteles näher, weil der Vergleich der Metapher untergeordnet werden kann.<sup>42</sup> Diese Definition wird von Cicero leider nicht weiter bestimmt.

Quintilian gibt auf den ersten Blick eine ähnliche Definition, in der eine gewisse Bestimmung vorhanden ist:

in totum autem metaphora brevior est similitudo eoque distat, quod illa comparatur rei, quam volumus exprimere, haec pro ipsa re dicitur. comparatio est, cum dico fecisse quid "hominem", translatio, cum dico de homine "leo est".<sup>43</sup>

Was im Deutschen heißt:

Im ganzen aber ist die Metapher ein kürzeres Gleichnis und unterscheidet sich dadurch, daß das Gleichnis einen Vergleich mit dem Sachverhalt bietet, den wir darstellen wollen, während die Metapher für die Sache selbst steht. Eine Vergleichung ist es, wenn ich sage, ein Mann habe etwas getan, „wie ein Löwe“, eine Metapher, wenn ich von dem Manne sage: „er ist ein Löwe“.<sup>44</sup>

Was die Sprachform betrifft, ist die Metapher um die Partikel „wie“ kürzer. Semantisch verhalten sich der Vergleich und die Metapher unterschiedlich: Ersterer ist eine Darstellung der Ähnlichkeit, die zweite eine Substitution für eine Sache, also für einen eigentlichen Ausdruck. Die Substitution ist nur möglich, wenn auch die in dem Vergleich explizite Ähnlichkeit implizit vorhanden ist. Daher kann man mit Ricoeur sagen:

vielmehr sei der Vergleich eine entfaltete Metapher. Der Vergleich sagt „dieses ist *wie* das“; die Metapher sagt: „dieses ist das“.<sup>45</sup>

Alle drei hier besprochenen Autoren stimmen überein, dass in der Metapher einerseits eine implizite Ähnlichkeit vorhanden ist, andererseits das Moment der Uneigentlichkeit oder der Unähnlichkeit erhalten werden soll. Aristoteles stellt uns vor der Frage, was ist die Analogie? Bei Cicero steht die Metapher dem Vergleich näher. Dann stehen wir vor der Frage, was ist der Vergleich? Quintilian knüpft an den Abschnitt des Aristoteles an, in dem er für die Substitution spricht, wobei offen bleibt, ob die Metapher daraufhin nur als Ausschmückung der Sprache gesehen werden müsse.

### **0.3.2 Metaphysischer Gebrauch**

Obschon bei Aristoteles die Metapher in epistemologischer Hinsicht bedeutungsvoll war, ist sie in der späteren Rhetorik zur Ausschmückung der Sprache geworden. Betrachtet man die Metapher allgemein, setzt sich diese Tendenz in der Scholastik fort. Die Frage „Was ist die Metapher?“ steht nunmehr im Hintergrund, vielmehr geht es zentral darum, wozu die Metapher dienen könnte. Die Frage nach der Funktion der Metapher konnte nicht in ihrer Allgemeinheit beantwortet, sondern ihr Anwendungsbereich musste eingeschränkt werden. Zu diesem Bereich ist die Metaphysik geworden.

### 0.3.2.1 Thomas von Aquin und Metaphern in der *sacra scriptura*

Thomas von Aquin stellt in seiner *Summa theologiae* die folgende Frage: „Darf sich die Heilige Schrift der bildlichen Redeweise [metaphoris] bedienen?“<sup>46</sup>, wobei die Definition der Metapher aus der antiken Rhetorik entlehnt ist: „In Gleichnissen [similitudine] reden heißt aber Bilder [metaphoricum] gebrauchen.“<sup>47</sup> Hier wird noch stärker als bei Cicero die Metapher dem Vergleich gleichgesetzt. Thomas steht vor dem Problem, wie man die Erkenntnis von Gott (oder von spirituellen Wahrheiten) erreichen kann, wenn alle unsere Erkenntnis aus den Sinnen stammen soll. Die Lösung Thomas von Aquins ist die, dass spirituelle Wahrheiten durch Metaphern, d. h. Gleichnisse von materiellen Dingen erworben werden können. Damit ist eine neue Rolle für die Metapher bestimmt:

Der Dichter bedient sich der bildlichen Ausdruckweise um der lebendigen Vorstellung willen [...]. Die Hl. Schrift aber bedient sich der Bilder und Gleichnisse, weil es notwendig und nützlich ist.<sup>48</sup>

Aus erkenntnistheoretischem Grund, der noch zu untersuchen ist, sind Metaphern notwendig. Außerdem nennt Thomas drei Gründe oder Vorteile, weshalb Metaphern nützlich sind: (a) Sind die spirituellen Wahrheiten metaphorisch dargestellt worden, wird klar, dass es sich um keine wörtliche Beschreibung handeln kann. Wer sich dieser Tatsache bewusst ist, wird nicht in den Irrtum verfallen, dass das Materielle das Perfekteste ist. (b) So sind die spirituellen Wahrheiten anschaulicher gemacht, um sie besser zu lernen. (c) Die spirituellen Wahrheiten sind besser vor Feinden geschützt. Die Metapher dient hier als Chiffre. Um sie zu lösen, braucht man theologische Ausbildung.

Thomas hat zwar die Metapher mit dem Vergleich identifiziert, trotzdem sieht er die im Vergleich explizite Ähnlichkeit nicht trivial als eine zwischen zwei materiellen Dingen. Dies wird durch folgende Textstelle ausgedrückt:

[W]enn man z. B. eine Wiese „lachend“ nennt, so heißt das nur: es besteht eine Verhältnisgleichheit zwischen einer Wiese und der Pracht ihrer Blumen einerseits und dem Menschen und seinem Lachen andererseits; es besteht also eine Ähnlichkeit des Verhältnisses. So heißt Löwe, auf Gott angewandt, nur dies: Gott ist in *seiner* Tätigkeit ähnlich stark wie der Löwe in der seinen.<sup>49</sup>

Aus diesen Beispielen ergibt sich, dass Thomas die Metapher bzw. den Vergleich im Sinne des Aristoteles, d. h. als Analogie, verstanden hat. Ja er hat sogar näher bestimmt, worin eine solche bestehen soll. Die weitere Untersuchung des Thomas beschäftigt sich mit der Frage, wann ein Name im eigentlichen Sinne und im bildlichen Sinne [per similitudinem] übertragbar [communicabile] ist? Wie sind die zwei Arten der Kommunikation voneinander zu unterscheiden? Thomas bringt eine logisch brillante Antwort:

Im eigentlichen Sinne ist er [der Name] übertragbar, wenn er nach der ganzen Bedeutung des Namens mehreren beigelegt werden kann. Im bildlichen Sinne dagegen, wenn er nur nach einer Seite seiner Bedeutung übertragbar ist. So wird der Name [...] Löwe im eigentlichen Sinne all denen beigelegt, in welchen sich die mit dem Namen „Löwen“ bezeichnete Natur findet; im bildlichen Sinne legt man ihn jenen bei, die etwas vom Löwen an sich haben, etwa seine Kühnheit, seine Stärke; weswegen man sie bildlich als „Löwen“ bezeichnet.<sup>50</sup>

Die Analogie besteht darin, dass nur *einige* – aber nicht *alle* – wesentlichen Löwen-Eigenschaften in einen neuen Bereich übertragen sind. Wesentliche Eigenschaften eines Begriffs [nominis significatio] sind diejenigen, die allen unter den Begriff fallenden Dingen *notwendig* zukommen. Die logische Methode der Einschränkung der *nominis significatio* ergibt sich bei jeder Übertragung. Daher ergibt sich für Thomas, dass ein Eigenname mehreren Dingen *nur* metaphorisch zugeschrieben werden kann, z. B. „wie man jemanden Achilles nennen kann, weil er etwas von dem Charakter des Achilles an sich hat, nämlich dessen Tapferkeit.“<sup>51</sup> In der Methode der Ein-

schränkung verbirgt sich ein wichtiger Schritt über die Vergleichstheorie Ciceros hinaus sowie eine bedeutsame Präzisierung des Begriffs der Analogie des Aristoteles. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die beiden Arten der Übertragung nicht so verschieden sind.

Leider ist die anschließende Metapherndiskussion Thomas in diesem Punkt nicht gefolgt. Bei Kant findet man zwar eine verwandte erkenntnistheoretische Konstruktion, siehe den nächsten Abschnitt. Die Grenzlinie zwischen dem Metaphorischen und dem Buchstäblichen wird jedoch vertieft und man gerät in Dunkelheiten, wenn man fragen würde, wie Metaphern von eigentlichen Ausdrücken zu unterscheiden sind.<sup>52</sup>

### 0.3.2.2 Kants Begriff des Symbols

Kant gebraucht in der *Kritik der Urteilskraft*<sup>53</sup> eine verwandte Konstruktion in dem Sinne, dass er eine Darstellung oder eine Versinnlichung dessen sucht, zu dem keine korrespondierende Anschauung angegeben werden kann. So können Vernunftbegriffe, d. h. Ideen, bloß *analogisch*, d. h. nach der Form der Reflexion dargestellt werden. Eine solche analogische Darstellung nennt Kant das *Symbol*. Versuchen wir Kant in der Bestimmung der Form der Reflexion weiter zu folgen. Sie wird weiter bestimmt als Inbegriff von Verfahrensregeln der Urteilskraft, die „nach dem Gesetze der Assoziation der Einbildungskraft, mithin in subjektiver Absicht, zum Mittel der Reproduktion dienen“<sup>54</sup>, daneben als „Übertragung der Reflexion über einen Gegenstand der Anschauung auf einen ganz andern Begriff“<sup>55</sup>. Erst nach diesen Bestimmungen ist zu vermuten, dass der Begriff des Symbols dem der Metapher gleichzusetzen sei.

Es folgen Beispiele, die anzeigen, dass es sich hier um Metaphern handelt: Ein monarchischer Staat ist (wie) ein Körper oder ein despotischer Staat ist (wie) eine Handmühle. Das entscheidende Argument lautet: „Denn, zwischen einem despotischen Staate und einer Handmühle ist zwar *keine Ähnlichkeit*, wohl aber zwischen der Regel, über beide und ihre Kausalität zu reflektieren.“<sup>56</sup>

Bis dahin kann man vermuten, die symbolischen Darstellungen – d. h. Metaphern – würden gebraucht, um Vernunftbegriffe darzustellen, die in dem kantischen System nicht direkt dargestellt werden können. Infolgedessen kann Kant behaupten, „so ist alle unsere Erkenntnis von Gott bloß symbolisch“<sup>57</sup>. Man kann aber den Einwand erheben, dass ein Staat kein übersinnlicher Gegenstand ist. Folglich sind solche Metaphern als Erläuterungsbeispiele vermeidbar. Kant gibt aber zu, „[u]nsere Sprache ist voll von dergleichen indirekten Darstellungen, nach einer Analogie“,<sup>58</sup> wie z. B. die Wörter „Grund“, „abhängen“, „fließen“, „Substanz“. Aus den Beispielen ergibt sich ganz klar, dass die symbolische Darstellung *nicht nur* Vernunftbegriffe betrifft.

Von dort ist es nicht weit zu der Behauptung, dass jeder Ausdruck potenziell *nur* eine symbolische Darstellung sein könne. Kurz gefasst: Jeder Ausdruck kann erkenntnistheoretisch unzuverlässig sein.

Dieses Ergebnis wird neuerlich verschieden bewertet. Paul de Man versteht es als Scheitern. Die Bestimmung, was eine Metapher sei und was nicht, erwies sich als undurchführbar.<sup>59</sup> Daraus hätte Kant Konsequenzen ziehen sollen. Ganz entgegengesetzt wird diese Problematik von H.-G. Gadamer beurteilt. Er schreibt: „Dieser Begriff der symbolischen Darstellung ist eines der glänzenden Resultate des kantischen Denkens.“<sup>60</sup> Darüber hinaus sagt er, Kant habe „die symbolische Arbeitsweise der Sprache (ihre beständige Metaphorik)“<sup>61</sup> entdeckt, was sich aus dem Gesichtspunkt der vorigen Abschnitte als ein wenig übertrieben ansehen lässt.

### 0.3.3 Ein Verbot der Metapher im Empirismus?

Kehren wir nun in unserer Darstellung um mehr als ein Jahrhundert zurück, um einen anderen Zweig der Metapherngeschichte zu untersuchen. Die Philosophie des 17. Jahrhunderts wollte die metaphysische Tradition der Scholastik beenden. Dieses Ende oder auch der Neuanfang kenn-



zeichnet sich durch einen neuen Begriffsapparat und durch eine Kritik an älteren Ausdrucksweisen. Von Wichtigkeit ist hier der empiristische Angriff gegen die Scholastik und somit gegen den Metapherngebrauch. Die Gründe, warum man bildliche Rede vermeiden sollte, haben die Empiristen mit der rationalistischen Tradition der kontinentalen Philosophie gemeinsam.

Thomas Hobbes hat ausdrücklich den metaphorischen Gebrauch der Sprache kritisiert. Metaphern, Mehrdeutigkeiten sind nach ihm wie *ignes fatui*, weil sie für die Suche nach der Wahrheit nicht tauglich sind. John Locke hat der bildlichen Sprache einen Paragrafen in seinem *Versuch über den menschlichen Verstand* gewidmet.<sup>62</sup> Die Überschrift der Passage lautet: „Auch die bildliche Rede ist ein Missbrauch der Sprache.“ Locke stellt Witz und Phantasie trockener Wahrheit und richtigen Kenntnissen [dry truth and real knowledge] gegenüber. Oder einige Sätze weiter heißt es:

[W]ill man aber von den Dingen, *wie sie wirklich sind*, sprechen, so muss man gestehen, dass alle rhetorischen Künste, die über die *Ordnung und Klarheit* hinausgehen [...], nur dazu dienen, unrichtige Vorstellungen [wrong ideas] unterzuschieben, die Leidenschaften zu wecken, dadurch das Urtheil irreführen [mislead the judgment] und also reinen Betrug zu verüben.<sup>63</sup>

Aus dieser Stelle ergibt sich folgendes: Benutzt werden kann die Sprache entweder korrekt, um die Dinge, wie sie wirklich sind, darzustellen, oder bildlich, um einen Betrug zu verursachen. Die rhetorische Dimension der Metapher wird also hervorgehoben. Dahinter steht aber die metaphysische Überzeugung, dass die Wahrheit der Dinge (wie sie wirklich sind) mit Ordnung und Klarheit gekennzeichnet werden muss. Ordnung und Klarheit werden zu Bedingungen der Wahrheit. Diese Forderung ist ebenso eine der Wurzeln des cartesischen Denkens, wenn dieser „Klarheit“ und „Deutlichkeit“ verlangt. In der *Abhandlung über die Methode* des Descartes steht unter der ersten Regel: „über nichts zu urteilen, was sich meinem Denken nicht so klar und deutlich darstellte, daß ich keinen Anlaß hätte, daran zu zweifeln.“<sup>64</sup>

Hobbes sowie Locke fordern zwar ein generelles Verbot der bildlichen Rede, weil die Sprache dem Zwecke unterworfen wird, einen Bestand der Dinge wahrhaft zu erkennen. Dieser Zweck wird vor allem in der Wissenschaft verfolgt, in der Philosophie ist er aber mindestens fraglich. Die Werke von Hobbes und Locke sind nämlich voll von Metaphern, und es ist schwer zu glauben, dass sie dies übersehen, während sie sich gegen die bildliche Sprache äußern. Locke schreibt am Ende des erwähnten Paragrafen: „Eloquence, like the fair sex, has too prevailing beauties in it to suffer itself ever to be spoken against.“<sup>65</sup> Paul de Man hat diese Passage geistvoll auf den Punkt gebracht: „Nichts könnte eloquenter sein als diese Denunziation der Eloquenz.“<sup>66</sup>

Ferner, es ist nicht das einzige Paradox in Lockes Ansichten über die figurative Sprache. Er behandelt folgendes Problem: Wie gelangt man zu einer Verknüpfung zwischen Lauten und Vorstellungen? Er gibt die Antwort: „Durch den langen und häufigen Gebrauch erwecken, wie gesagt, die Worte so regelmässig und so schnell gewisse Vorstellungen“<sup>67</sup>, findet diese aber unbefriedigend, weil niemand zu bewirken vermag, „dass Andere bei dem Gebrauch derselben Worte auch dieselben Vorstellungen haben, die er selbst hat.“<sup>68</sup> Die Unmöglichkeit einer solchen Vereinbarung kann aus der Sprachphilosophie Lockes erklärt werden. Schränken wir unsere Betrachtung nur auf einfache Vorstellungen [simple ideas] ein. Aufgrund ihres Wesens gilt nämlich: „Die Worte für einfache Vorstellungen können nicht definirt werden.“<sup>69</sup> Wären alle Worte definierbar, nähme die Definition kein Ende.\* Dies wird am Beispiel des Wortes „Bewegung“ illustriert: „Wenn die Atomiker die Bewegung als den Uebergang aus einem Orte in einen andern definiren, so setzen sie nur ein anderes Wort desselben Sinnes für das zu definirende.“<sup>70</sup> Die Konklusion ist: Bewegung ist

---

\* Ein erstaunlich ähnliches Argument hat Donald Davidson benutzt, um zu zeigen, dass Metaphern keine bestimmte – d. h. definierbare – Bedeutung haben können. Vgl. dazu das Zitat von Davidson auf Seite 34 und die Diskussion der *Unbegrenztheit* am Ende diesbezüglichen Abschnittes.

ein Übergang, womit die Definition zur Tautologie geworden ist. Es ist keine Definition sondern eine *Übersetzung*, fügt Locke bei. Es ist kein Zufall, dass die Definition der Metapher des Aristoteles ebenso durch den Begriff der Bewegung vollzogen worden ist. Folglich kann Paul de Man sagen: „Es ist kein bloßes Wortspiel, daß *translate* ins Deutsche durch ‚übersetzen‘ übersetzt wird, das seinerseits das griechische „meta-pherein“ oder Metapher übersetzt.“<sup>71</sup> In diesem Punkt unterbrechen wir unsere Überlegung. Ähnlich kann man jedoch in Fällen von Substanzen und gemischten Zuständen argumentieren, um die Locke'sche Ontologie zu komplettieren. Die Konklusion ist: Die Metapher (in ihrer aristotelischen Gestalt) taucht trotz des expliziten Verbots auch im Herzen der Locke'schen Sprachphilosophie auf.

Diese negative Stellungnahme zur Metapher beginnt sich bei John Stuart Mill zu verschieben. Wegen der schlichten Tatsache, dass wir geschickte und misslungene Metaphern zu unterscheiden vermögen, muss es aber etwas geben, das diese Unterscheidung veranlasst. Um dies zu finden, muss die traditionelle Einsicht verlassen werden, dass der Zweck der Metapher (sowie aller assertorischen Sätze) darin zu sehen ist, einen Bestand der Dinge auszudrücken. Mill gibt daher zu, Metaphern haben keine assertorische Kraft; sie drücken keinen Bestand der Dinge aus. Der Zweck der Metapher liegt anderswo: „Denn eine geschickte Metapher, obgleich sie nichts beweist, gibt oft den Beweis an die Hand.“<sup>72</sup> Lassen wir uns nicht durch die logisierende Terminologie auf eine falsche Bahn führen, es geht nicht nur darum, logische Beweise zu führen, sondern epistemologische Aussagen zu beurteilen. Eine geschickte Metapher wirkt kraft einer grundlegenden Analogie:

[S]o ist die Metapher zwar mir eine Angabe von dem zu beweisenden Dinge, sie ist aber eine Angabe in Worten, welche dadurch, dass sie einen parallelen Fall vor die Augen führen, den Geist auf die Spur des wirklichen Beweises bringen.<sup>73</sup>

Der Ausdruck „vor die Augen führen“ wurde bereits bei Aristoteles betrachtet.\* Letztendlich gilt jedoch nicht, dass Metaphern keine assertorische Kraft besitzen können. Die älteren Autoren haben nur die Metapher logisch falsch eingeordnet. Mill versucht die Metapher – nach meiner Überzeugung ganz revolutionär – an die richtige Stelle zu bringen.

Eine Metapher ist daher zu betrachten nicht als ein Argument, sondern als eine Behauptung, dass ein Argument existiert, dass eine Gleichheit zwischen dem Falle, woraus die Metapher gezogen ist, und demjenigen existiert, auf den sie angewendet wird.<sup>74</sup>

Es ist durchaus bedauerlich, dass Mills Einsichten bezüglich der Metapher in Vergessenheit geraten sind. Einerseits verwertet er die aristotelische Definition in allen ihren wichtigen Merkmalen, andererseits hält er sich von den im Empirismus üblichen negativen Wertungen der Metapher fern.

### **0.3.4 Die Rolle der Metapher in der Entwicklung der Sprache**

In diesem Abschnitt sollen Theorien untersucht werden, welche die Metapher oder die bildliche Sprache als das ursprünglichste Phänomen in der Entstehung oder Entwicklung der Sprache überhaupt ansehen. Die Idee, dass die Entwicklung einzelner Wörter als die von Metaphern verstanden werden kann, überrascht nicht. Ein oberflächlicher Blick in ein etymologisches Wörterbuch würde sie bestätigen.

Eine philosophische Reflexion des Ursprungs unserer Sprache geht auf Platons *Kratylos* zurück. Für das Metaphernstudium sind jedoch erst Theorien des 18. Jahrhunderts von Wichtigkeit, als das Thema des Sprachursprungs eine große Konjunktur erlebt. Die These, die Ur-Sprache

---

\* Vgl. die Diskussion des Ausdrucks auf Seite 20.

sei durchaus metaphorisch oder bildlich gewesen, war sehr verbreitet, obgleich nur wenige Autoren sie ausreichend begründet haben.

Jean-Jacques Rousseau schreibt in seinem *Essay über den Ursprung der Sprachen* folgendes:

Wie die ersten Motive, die den Menschen zum Sprechen brachten, Leidenschaften waren, so waren seine erste Ausdrücke bildlicher Art [... ses premières expressions furent des Tropes].<sup>75</sup>

Um richtig verstanden zu werden, versichert uns Rousseau, dass er den Ausdruck „Bild“ als „Übertragung der Bedeutung“ versteht. Damit ist die ganze Behauptung problematisch geworden, weil etwas Übertragenes keineswegs ursprünglich sein kann. Es folgt aber das berühmte Riesenbeispiel: Ein Wilder wird erschrocken sein, wenn er andere trifft. Er wird sie Riesen nennen, weil er sie als größer ansieht als sich selbst. Erst später wird er erkannt haben, dass die Riesen nicht so groß sind, und für sie einen anderen Namen, z. B. „Mensch“ finden. Die Bezeichnung „Riese“ kann der Wilde sich vorbehalten und nur *bildlich* (also in einem übertragenen Sinne) benutzen.

Um dies noch deutlicher zu machen, der Wilde hat sich zuerst geirrt und deswegen den ursprünglichen Ausdruck durch einen anderen ersetzt. Als *übertragener* kann der Ausdruck „Riese“ erst aus heutiger Perspektive angesehen werden, wobei in der Urzeit keine Übertragung stattgefunden hat. Andererseits könnte die damalige Sprache als *bildlich* bezeichnet werden, weil den meisten Wörtern unter Umständen trügerische Bilder zugrunde liegen, die aufgrund von Emotionen entstanden sind. Das zeigt, dass die Ausdrücke „bildlich“ und „in einem übertragenen Sinne“ nicht die gleiche Bedeutung haben, sondern nur zufällig auf das selbe Wort Anwendung finden. Der Wilde könnte nämlich im Recht gewesen sein, was die Größe der Riesen angeht: dann wäre keine Übertragung möglich gewesen. Oder im Gegenteil könnte er den ursprünglichen Ausdruck beibehalten haben, um damit die Anderen zu bezeichnen, obwohl sie nicht größer sind als er selbst.

Herder war ein scharfer Kritiker Rousseaus, doch in dem für uns wichtigen Punkt sind sie einig. So finden wir bei ihm Ausdrücke wie „die starken kühnen Metaphern in den Wurzeln der Worte!“ oder „Übertragungen aus Gefühl in Gefühl“<sup>76</sup>. Die Entwicklung aus metaphorischen Urzuständen schildert Herder mit folgenden Worten:

[J]e älter eine Sprache ist, je mehr solcher Kühnheiten in ihren Wurzeln ist, [...] um so weniger muß man auf jede Kühnheit des Ursprungs losdringen, als wenn jeder dieser sich durchkreuzenden Begriffe auch *jedesmal in jedem späten Gebrauch* mitgedacht worden wäre. Die Metapher des Anfangs war Drang zu sprechen.<sup>77</sup>

Diese nicht so klare Stelle zeigt ein Hamann'sches\* Motiv in Herders Denken. Immerhin scheint Herder mit Rousseau in folgenden Punkten überein zu stimmen: Erstens, die ersten Wörter waren Metaphern oder bildlich, weil sie unmittelbar Gefühle ausgedrückt haben. Zweitens, die Ur-Worte sind später korrigiert oder ersetzt worden, um die heutige – überwiegend nicht-metaphorische – Sprache entstehen zu lassen. Wenngleich die gegebenen Erklärungen des Übergangs zur nicht-metaphorischen Sprache nicht überzeugend sind, stehen beide der These fern, unsere Sprache sei durchaus metaphorisch, die vor allen Nietzsche zugeschrieben wird.

## 0.4 AUSGANGSPUNKTE

Nach dem neu-positivistischen Angriff gegen die Metaphysik ist die einzige verbliebene Rolle der Metapher abgebaut worden. Die Metapher ist fast zu nichts – zu einem verdächtigen Randphänomen geworden, dessen Platz nur in der Dichtkunst sei, wo es nicht um die Wahrheit, sondern

\* Vgl. Hamanns Verkündigung: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; [...] In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit“. Aus: Hamann, Johann Georg: „Aesthetica in nuce“. In: ders.: *Sokratische Denkwürdigkeiten. Aesthetica in nuce*. Stuttgart 1968. S. 81-3.

um Emotionen geht. Nehmen wir aber an, Metaphern seien nicht bloß falsche Aussagen. Dem neu-positivistischen Prinzip der Verifizierbarkeit zufolge drücken sie somit einen Sachverhalt aus. Aber metaphorische Aussagen sind nicht leicht, eventuell gar nicht zu verifizieren. Das heißt, es ist mindestens problematisch, einen Sachverhalt festzulegen, der durch eine metaphorische Aussage ausgedrückt wird. Wäre es der Fall, hätten metaphorische Aussagen keine Bedeutung. Illustrieren wir das mit Hilfe eines Beispiels aus Wittgensteins *Tractatus*:

6.53 Die richtige Methode der Philosophie wäre eigentlich die: Nichts zu sagen, als was sich sagen läßt, also Sätze der Naturwissenschaften — also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat —, und dann immer, wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, daß er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat.<sup>78</sup>

Ähnliche Formulierungen sind ebenso bei verschiedenen Vertretern des Wiener Kreises zu finden. Damals war schwer vorstellbar, dass Metaphern in naturwissenschaftlichen Aussagen vorkommen könnten. Demnach gehören sie in die zweite Kategorie – in die Metaphysik. Folgen wir Wittgenstein weiter, so können wir fragen, welche Zeichen in einem metaphorischen Satz keine Bedeutung haben. Bedeutungslos ist jedoch kein Bestandteil einer metaphorischen Aussage.

Ein Ausweg aus dieser Schwierigkeit ist zu sagen, dass Metaphern *nur* zum Erwecken von Emotionen dienen. Metaphern sind in dieser Hinsicht Sätzen der Ethik ähnlich. Deswegen kann man von der *emotivistischen* Theorie der Metapher sprechen. Es ist unzweifelhaft, dass Metaphern psychologische Effekte erwecken können. Aber dies kann nicht die einzige Erklärung oder Rolle der Metapher sein. Einwände gegen diese Theorie der Metapher sind ähnlich wie bei der entsprechenden ethischen Theorie:

Erstens, Metaphern sind oft sehr interessante, befruchtende Aussagen. Es gibt (jedoch zuerst unbestimmte) Fälle, in denen sie sicherlich Sachverhalte ausdrücken. Nach der neu-positivistischen Theorie der Metapher wären solche Metaphern gleichermaßen unsinnig wie Wortsequenzen, die syntaktische Regeln verletzen. Bloße Wortsequenzen können in der Dichtung (oder heutzutage in der Popmusik) benutzt werden, um einen emotionalen Eindruck hervorzurufen. Dieser (aus einer bloßen linearen Zusammenstellung verschiedener Wörter stammende) Eindruck ist bei vielen Metaphern bemerklich, macht aber nicht den Kern ihrer Wirkung aus. Metaphern sind überwiegend durch eine semantische Abweichung zu erkennen, und das kann als Hinweis dienen, dass sie auch auf der semantischen Ebene zu erklären sind.

Zweitens, Metaphern sind ein sehr verbreitetes Phänomen. Unsere Umgangssprache ist voll von Metaphern und Idiomen. Nach der neu-positivistischen Theorie bliebe ein großer Teil unserer Sprache ohne Bedeutung. Ferner, wenn die toten Metaphern mit einer Bedeutung ausgestattet wären, müsste diese Theorie klar zwischen toten und lebendigen Metaphern unterscheiden. Aber dies scheint mindestens problematisch zu sein. Man kann die Vitalität oder Lebendigkeit einer Metapher eher quantitativ (graduell) statt qualitativ verstehen.

Die emotivistische Theorie der Metapher ist nicht unsinnig, wie es sich aus den vorhergehenden Absätzen ergeben könnte. Zum Beispiel steht die Theorie von Donald Davidson ihr nicht fern. Es ist vielmehr zu kritisieren, wie die emotivistische Theorie zu ihrer Hauptthese gelangt ist. Wir müssen untersuchen, wie Metaphern auf der semantischen oder pragmatischen Ebene funktionieren können und was für eine Bedeutung sie haben. Erst aus einer solchen Analyse kann man schließen, dass Metaphern keine Bedeutung haben, je nach dem, welche Auffassung der Bedeutung gilt.

### **0.4.1 Analytische Theorien der Metapher**

Die wichtigsten Theorien der analytischen Philosophie werden in diesem Kapitel nur kurz erwähnt, weil sie den Kern der ganzen Arbeit ausmachen und im Weiteren noch detailliert zu Wort kommen.

Zuerst muss man die *Vergleichstheorie* andeuten. Wie schon im historischen Überblick gesagt worden ist, hat diese Theorie ihre Wurzeln bei Aristoteles. Ihre Hauptthese lautet: Die Metapher ist eine Abkürzung der korrespondierenden Vergleichung. Die Metapher „A ist B“ bedeutet soviel wie die Vergleichung „A ist wie B“, oder konkreter: Die Behauptung „die Zeit ist ein Knabe“ kann man als „die Zeit ist wie ein Knabe“ lesen. Die Vergleichstheorie ist intuitiv, obwohl auch die Vergleichung nicht explizit ausgedrückt sein muss und gelegentlich schwer zu identifizieren sein mag. Z. B. die erste Strophe eines unbenannten Gedichtes aus Wilhelm Buschs *Kritik des Herzens* lautet:

*Ferne Berge seh ich glühen!  
Unruhvoller Wandersinn!  
Morgen will ich weiter ziehen,  
Weiß der Teufel, wohin.<sup>79</sup>*

Hier ist der Blick auf ferne Berge (vielleicht im Sonnenuntergang) mit einem glühenden Ding, vielleicht mit einer glühenden Asche zu vergleichen. Die Vergleichstheorie hat noch einen offensichtlichen Vorteil: Während Berge meistens buchstäblich nicht glühen (wenn es sich nicht um einen Vulkan oder ein Waldfeuer handelt), so ist das Glühen im Sonnenuntergang doch leicht vorzustellen.\* Vergleichungen haben allgemein kein Problem mit der Zuordnung von Wahrheitswerten. Oder anders gesagt: den ausgedrückten Sachverhalt zu identifizieren, ist allgemein nicht problematisch, wenngleich auch diese Behauptung kritisiert worden ist. Also, die wichtigsten Einwände nur in Kürze: Erstens, nicht alle Metaphern sind fähig, sich in Vergleichungen umzuwandeln. Zweitens, Metaphern sind nicht *kommutativ* (vertauschbar) in dem Sinne, dass „A ist B“ nicht dasselbe wie „B ist A“ zu bedeuten braucht; dagegen die Vergleichung „A ist wie B“ heißt so viel wie „B ist wie A“. Drittens, Vergleichungen sind im Kontrast zu Metaphern uninformativ und trivial, „weil ein jegliches Ding wie jedes andere ist, und zwar in unendlich vielen Hinsichten“<sup>80</sup>. (D. Davidson) In diesem Punkt gibt es eine breitere Übereinstimmung. Viertens und dem vorigen Einwand entgegengesetzt, sind einige Vergleichungen selbst figurativ, und folglich erklären sie die Metapher nicht. Aber trotz einer so starken Kritik ist die Vergleichstheorie nicht veraltet, und sie hat seit Aristoteles mehrmals ein neues Gewand bekommen. So ist sie mit Hilfe der Differenz zwischen *sign* und *icon* von Charles S. Peirce<sup>81</sup> umformuliert oder ausführlich in Fogelins *Figuratively Speaking*<sup>82</sup> weiterentwickelt worden.



Die *Interaktionstheorie* kann als ein gewisses Bestreben zur Überwindung der Schwierigkeiten der Vergleichstheorie verstanden werden. Die Bezeichnung *interaction view* stammt aus Max Blacks Aufsatz „Metaphor“<sup>83</sup> aus dem Jahr 1954, in dem er eine ungenaue Behauptung aus Ivory A. Richards *The Philosophy of Rhetoric*<sup>84</sup> aufgreift:

In the simplest formulation, when we use a metaphor we have two thoughts of different things active together and supported by a single word, or phrase, whose meaning is a resultant of their interaction.<sup>85</sup>

---

\* Die Vorstellung ist so leicht zu vollziehen, dass man zweifeln könnte, wieweit es um eine Metapher geht. Es ist nämlich vorstellbar, dass das Glühen im Sonnenuntergang genauso ursprünglich wie das Glühen einer Asche sei. Diese Frage gehört in die empirische Linguistik oder in die Philologie. Das obige Beispiel wurde absichtlich so gewählt, dass man das Wesentliche der Vergleichstheorie zeigen kann. Für diesen Hinweis bin ich Herrn Dr. Kiesow (Hannover) dankbar. Vgl. weiter den Abschnitt 1.2.2, in dem dieses Beispiel nochmal benutzt wird.

Es ist aber gar nicht evident, wie zwei *thoughts*\* inter-agieren, d. h. aufeinander wirken können, und der Terminus *interaction* ist selbst eine Metapher. Man muss mit Black den zitierten Satz als eine Programmerklärung, als Ausgangspunkt der Betrachtung, verstehen. Ich nehme an dieser Stelle vorweg, dass es gibt Meinungen,<sup>†</sup> es sei Max Black nicht gelungen, den Terminus der Interaktion hinlänglich zu erklären, so dass er weiterhin *nur* als Metapher zu verstehen wäre.

Laut Black interagieren zwei *Systeme miteinander assoziierter Gemeinplätze* [systems of associated commonplaces] der in der Metapher involvierten Wörter. Es handelt sich um Eigenschaften und Ansichten (oder am besten „implied assertions“), die in einer Sprachgemeinschaft mit dem Wort assoziiert werden. Im Gegensatz zu Wörterbucherklärungen, brauchen diese Ansichten nicht unbedingt wahr zu sein. Als Beispiel<sup>‡</sup> diene uns die von Black oft benutzte, auf Hobbes zurückgehende Metapher „Der Mensch ist ein Wolf“. Sie ist nicht schwer zu verstehen, doch mehrere Interpretationen sind hier spürbar. Diese Metapher bedeutet etwas anderes für Zoologen oder Tierpfleger, etwas ganz anderes für Literaturwissenschaftler, und in einem städtischen Slang kann sie wiederum noch anders verstanden werden. In leichter Übertreibung beschäftigen sich die Ersten professionell mit Wölfen und haben zu diesem Zweck einen fixierten Term entwickelt, die Zweiten haben über sie nur gelesen und die Dritten sie vielleicht nur in einem Comic gezeichnet gesehen; und darum verknüpfen sie mit dem Wort „Wolf“ andere Assoziationen. Es ist beachtenswert, welche Metaphern der jeweilige Autor als Beispiele bevorzugt. Man würde – wieder ein wenig übertrieben – sagen können, dass eine Theorie der Metapher vielmehr diese Beispiele illustriert, nicht umgekehrt.

Die Interaktion funktioniert als ein Filter, die *Gemeinplätze* des primären Systems (Mensch) sind durch die *Gemeinplätze* des sekundären Systems (Wolf) filtriert oder werden durch sie gesehen. Das Resultat der Interaktion sind *Gemeinplätze* des sekundären Systems, die für das primäre System tauglich sind. Die Wolfseigenschaft „vierbeinig“ haftet dem Menschen nicht an, dagegen grausam sein kann der Mensch sehr wohl. In dem Prozess der Interaktion wird ein *kognitiver Gehalt* gebildet, und Black behandelt die Frage zurückhaltend, ob dieser Gehalt als metaphorische Bedeutung anzusprechen ist. In dieser Hinsicht ist unser Autor unklar und schwankend. Oder anders gesagt, er hat eine ausführliche Antwort auf die dritte Frage, wie Metaphern funktionieren, geliefert, aber die zweite und vierte Frage (nach der metaphorischen Bedeutung und Wahrheit) offen gelassen. Die erste Frage (nach dem Erkennen der Metapher) hat er zwar erwähnt, aber er hat der Sache nicht so viel Aufmerksamkeit gewidmet, weil sie die Grenze der Semantik zur Pragmatik überschreite.<sup>§</sup>

Man dürfte zwar nicht sagen, dass vor Black keine sinnvolle Diskussion über Metapher stattgefunden hat, aber Black hat gezeigt – und darin liegt der Wert seiner Initiative –, dass die

---

\* In der deutschen Übersetzung wird das Word *thoughts* als „Vorstellungen“ wiedergegeben, was meiner Meinung nach falsche Konnotationen (z. B. als etwas Bildhaftes) erwecken könnte. Man kann an dieser Stelle lieber „Ideen“ oder „Gedanken“ denken, wie auch selbst Richards (*The Philosophy of Rhetoric*. S. 97) oder Black („Die Metapher“. S. 47) andeuten. Das ist jedoch meine eigene Interpretationsrichtung des Textes.

† Vgl. Searle, John: „Metapher“. S. 138, Anm. 3: „Selbst bei Blacks [...] Erläuterung von Wechselwirkung [d. h. Interaktion] durch »Implikationskomplexe« scheint sich noch keine präzise Darstellung der Prinzipien zu finden, nach denen Wechselwirkung funktioniert.“

‡ Susan Sontag hat in ihrem Buch *Krankheit als Metapher* ausführlich gezeigt, dass viele metaphorische Beschreibungen von Krankheiten wie Tuberkulose und Krebs auf Prämissen beruhen, die mit der heutigen medizinischen Erkenntnis nicht zu tun haben; die Autorin spricht daher von der „populären Mythologie“ (S. 19). Trotzdem sind solche Metaphern verständlich und sogar geeignet, unser Verständnis dieser Krankheiten zu behindern. (Sontag, Susan: *Krankheit als Metapher*. In: dieselbe: *Krankheit als Metapher. Aids und seine Metaphern*. Frankfurt a. M.: Fischer, 2003.)

§ Vgl. Black, Max: „Metaphor“. S. 30. „There is accordingly a sense of ‘metaphor’ that belongs to ‘pragmatics’ rather than to ‘semantics’ and this sense may be the one most deserving of attention.“ Diese Frage hat im Geiste Blacks Ina Loewenberg ausgearbeitet und gezeigt, wie eine solche Grenzüberschreitung in die Pragmatik aussehen könnte. (Loewenberg, Ina: „Identifying Metaphors“. 1981. S. 154-181.)

Metapher *mehr* als nur Ähnlichkeiten oder Emotionen ausdrücken könne. Nach Black bleibt aber ganz offen, ob das Mehr als kognitiver Gehalt oder als metaphorische Bedeutung bezeichnet werden kann. Kritisiert worden ist Black hauptsächlich in zwei Hinsichten: (a) Es wurde schon erwähnt, dass Blacks Auffassung vage sei, und dass seine Hauptbegriffe wieder nur metaphorisch zu verstehen seien. Aber die Auffassung geht demzufolge im Grunde in die adäquate Richtung. Die Hauptbegriffe brauchen dann nur präzisiert zu werden. Vor allem muss gezeigt werden, wie der kognitive Gehalt der Metapher zu konstruieren sei. (b) Hingegen andere sind der Meinung, dass es so etwas wie den kognitiven Gehalt oder die metaphorische Bedeutung nicht gebe und nicht geben könne. Das gelte bei jeder vernünftigen Auffassung der Begriffe „metaphorische Bedeutung“ und „kognitiver Gehalt“. Trotzdem ist eine Methode der Interaktion (eine Black'sche oder eine ähnliche) auch für diese Kritiker nicht bedeutungslos. Zwar führt sie nicht zu einer metaphorischen Bedeutung, sondern ihr methodischer Ort ist die Interpretation einer gegebenen Metapher, wie z. B. Davidson angedeutet hat.\* Es liegt auf der Hand, dass die Kritiker – oder besser die Nachfolger – der ersten Gruppe auf die Methode der Interaktion mehr Wert legen. Einige haben hochentwickelte und komplizierte linguistische Mittel benutzt, um möglichst viele Arten der Metapher und Nuancen ihres Gebrauchs in einer Theorie zu begreifen.<sup>86</sup> Wie schon vorausgeschickt wurde, scheint der genaue Mechanismus der Interaktion mehr in den Bereich der empirischen Linguistik oder Psychologie zu gehören. Man kann hier Metaphern z. B. nach Wortarten betrachten und die Regeln der Interaktion spezifisch variieren.†



Davidsons Beitrag zur Metapherndiskussion ist zuerst kritisch zu verstehen. Sein Aufsatz „Was Metaphern bedeuten“ ist ein starker Angriff gegen jene Theorien der Metapher, die die These aufrechtzuerhalten versuchen, dass Metaphern einen kognitiven Gehalt ausdrücken oder kommunizieren. Eine solche These findet Davidson bei Max Black und in verschiedenen älteren Vergleichstheorien. Davidsons Vorhaben noch einmal:

In dieser Abhandlung geht es um die Frage, was Metaphern bedeuten, und die These lautet, daß Metaphern eben das bedeuten, was die betreffenden Wörter in ihrer buchstäblichsten Interpretation bedeuten, sonst nichts.<sup>87</sup>

Diese These ist in der Tat provokativ, kontraintuitiv, und es ist schwer zu begreifen, was Davidson gemeint hat, wenn er nicht beabsichtigt hat, zu der neu-positivistischen emotivistischen Theorie zurückzukehren. Anschließend ergeben sich zwei Fragen: (a) Ist nicht die Befremdlichkeit dieser These bewirkt von der Davidson'schen Konzeption der Bedeutung? Oder mehr zugespitzt: was *bedeuten* die zwei Vorkommen (tokens) des Wortes „bedeuten“? (b) Wie sähe Davidsons positive Theorie der Metapher aus?

Eine eindeutige Antwort auf die erste Frage ist bisher nicht gefunden worden. Einige Philosophen versuchen, die These Davidsons aus seiner Bedeutungstheorie zu erklären und leiten überdies aus ihr noch stärkere programmatische Positionen ab.<sup>88</sup> Hingegen andere sind der Meinung, dass seine These auch ohne seine Bedeutungstheorie vertretbar ist. Davidson bezieht sich nirgendwo in seiner Metaphernabhandlung auf seine Bedeutungstheorie. Diese zwei Wege schließen sich aber nicht aus. Ich versuche zu zeigen, dass der zweite Weg fruchtbar ist und aus theoretischen Gründen weiterführt, wenngleich die Hauptthese Davidsons vielleicht zu scharf formuliert ist. Diese These gilt nämlich genau für vitale, nicht für „tote“ Metaphern (d. h. Polysemien). An dieser Stelle muss man hinzufügen, dass es auch den Standpunkt gibt, die Davidson'sche Theorie der Metapher befinde sich nicht in Einklang mit seiner Bedeutungstheorie.<sup>89</sup>

---

\* Vgl. die Bemerkung \*, Seite 16.

† Mehr dazu in 1.1.1.1.

Die positive Theorie der Metapher ist von Davidson nur skizziert worden und bedarf weiterer Ausarbeitung. Nachdem Davidson jede Möglichkeit einer metaphorischen Bedeutung geleugnet hat, sagt er:

Damit soll freilich nicht bestritten werden, daß die Metapher eine Pointe hat, noch soll geleugnet werden, daß sich diese Pointe durch die Verwendung weiterer Worte verdeutlichen läßt.<sup>90</sup>

Hiermit nähert sich Davidson der neu-positivistischen Tradition. Aber bereits im nächsten Absatz entfernt er sich von ihr mit der Äußerung, die Metapher sei ein legitimes Mittel in der Philosophie, in der Wissenschaft, im Rechtswesen. Wie ist also die „Pointe“ zu verstehen?

Die Metapher macht uns auf eine Gleichheit aufmerksam, häufig auf eine unvorhergesehene oder überraschende Gleichheit zwischen zwei oder mehr Dingen.<sup>91</sup>

Der Zusammenhang zwischen einer metaphorischen Aussage und dem, was die Metapher vor Augen führt, ist nicht semantisch, sondern *kausal*, wie Rorty<sup>92</sup> vorschlägt. Des Weiteren macht Davidson in dem bekannten Hasen-Enten-Bild Gebrauch von Wittgensteins Idee des „Sehens-als“:

Sehen-als ist nicht dasselbe wie Sehen-daß. Die Metapher sorgt dafür, daß wir ein Ding als etwas anderes sehen, indem sie eine buchstäbliche Aussage macht, die die Einsicht auslöst oder veranlaßt.<sup>93</sup>

Die Veröffentlichung der Abhandlung Davidsons löste eine Reihe von meist kritischen Reaktionen aus. Erstens, da Davidson vorwiegend gegen Max Black polemisiert, ist seine Antwort<sup>94</sup> für uns von größter Wichtigkeit. Black nimmt Davidson beim Wort und argumentiert, dass die Metapher, mit der Davidson seine Abhandlung eröffnet, und zwar „Metaphern sind die Traumarbeit der Sprache“, verstanden oder missverstanden werden kann. Ein Leser oder Hörer\* kann der Metapher zustimmen oder kann Argumente dagegen bringen, z. B. „by objecting that the underlying analogy was ‘too thin’—or by saying ‘Metaphor is sometimes *waking* work’“<sup>95</sup> Die Meinungsverschiedenheit betrifft also das Verhältnis einer Metapher zu der (grundlegenden oder hinweisenden) Analogie oder Gleichheit und ist nicht nur die Sache der verschiedenen konzeptuellen Schemata, wie es scheinen könnte. Black versteht die Davidson'sche Pointe (oder auch die Wirkung) in Austins Sinne mehr als perlokutionären Effekt statt als illokutionäre Kraft.

Zweitens, die Theorie Davidsons erklärt nicht ausreichend, wie eine tote Metapher zu ihrer Bedeutung kommt. Tote Metaphern werden als „tote“ bezeichnet, weil ihnen eine Bedeutung zuzuschreiben ist, die in einem Wörterbuch vorkommen könnte. Haben die (lebendigen) Metaphern keine Bedeutung, so muss die *Pointe* irgendwie in die Bedeutung transformierbar sein; sonst würde der offensichtliche Zusammenhang zwischen toten und lebendigen Metaphern verschwinden.<sup>96</sup> Die Schwierigkeit ist folgende: Während der Unterschied zwischen toten und lebendigen Metaphern graduell oder quantitativ ist, ist die Wahrheit der toten Metaphern scharf von der Unwahrheit der lebendigen getrennt. Dies zu erklären, ist eine Herausforderung an diejenigen, die die Davidson'schen Argumente gegen die metaphorische Bedeutung anerkannt haben.



Die vierte Gruppe der Theorien der Metapher hat ihre Wurzeln in der Theorie der Sprechakte von J. L. Austin und anschließend in Werken von H. P. Grice und J. R. Searle. Die beiden Letzgenannten haben Austins Gedanken weiterentwickelt und vielleicht klarer und verständlicher gemacht. Während Grice sich über die Metapher nur kurz geäußert hat,<sup>97</sup> hat Searle eine ausführliche Theorie<sup>98</sup> geliefert, die nun kurz vorzustellen ist. Searle befasst sich nicht mit der Frage, was

---

\* Sofern es nicht explizit angegeben wird, sei es nicht wichtig, ob es um eine gesprochene oder geschriebene Sprache handelt, obwohl man aus stilistischen Gründen nur einen der beiden Ausdrücke „Leser“ oder „Hörer“ gebrauchen würde.



Metaphern bedeuten, sondern wie sie in einer konkreten Lage zu interpretieren sind. Trotzdem spielt die Kategorie der Bedeutung bei Searle eine wichtige Rolle; der Empfänger einer Metapher versucht nämlich zu begreifen, was der Sprecher damit gemeint hat oder was seine Intention gewesen ist. Dazu kann der Empfänger Angaben aus dem breiteren sprachlichen und außersprachlichen Kontext (Searles „background assumptions“) benutzen. Deshalb kann diese Theorie als „*pragmatische*“ bezeichnet werden. Die allgemeine Formulierung in Searles Worten lautet:

The problem of explaining how metaphors work is a special case of the general problem of explaining how *speaker meaning* and *sentence* or *word meaning* come apart. It is a special case, that is, of the problem of how it is possible to say one thing and mean something else, where one succeeds in communicating what one means even though both the speaker and the hearer know that the meanings of the words uttered by the speaker do not exactly and literally express what the speaker meant.<sup>99</sup>

Wegen der Allgemeinheit des Schemas kann Searle ebenso andere Sprachfiguren erklären und sie von der Metapher unterscheiden. Die Hauptsache ist, dass die Metapher eine Bedeutung haben kann, die durch ihre Äußerung (token) kommuniziert wird, obwohl sie sich nicht mit der wörtlichen Bedeutung deckt. Das Verhältnis zwischen der Satzbedeutung und der Äußerungsbedeutung ist nach Searle nicht zufällig, sondern systematisch und wird von Prinzipien (obwohl nicht durch ein einziges Prinzip) geleitet.

Die Interpretation einer Metapher hat laut Searle drei Phasen. Erstens, es muss bestimmt werden, ob eine Äußerung metaphorisch verstanden werden kann, d. h. ob die Äußerungsbedeutung von der Satzbedeutung zu unterscheiden ist. Zweitens, es müssen (nach gemeinsamen Prinzipien) mögliche Äußerungsbedeutungen gesucht oder generiert werden. Und drittens, diese möglichen Äußerungsbedeutungen müssen begrenzt werden, damit die Äußerungsbedeutung eine potenziell wahre Aussage bilden kann. Illustrieren wir dies an einem Beispiel aus dem Gedicht „Von der Armut des Reichsten“ von Friedrich Nietzsche:

*Heut strecke ich die Hand aus  
nach den Locken des Zufalls,  
klug genug, den Zufall  
einem Kinde gleich zu führen, zu überlisten.  
Heut will ich gastfreundlich sein  
gegen Unwillkommnes,  
gegen das Schicksal selbst will ich nicht stachlicht sein,  
– Zarathustra ist kein Igel.<sup>100</sup>*

Die Metapher in der letzten Verszeile ist im Kontext des Gedichtes *buchstäblich* wahr. Zarathustra ist tatsächlich kein Igel, sondern die Hauptgestalt des *Also sprach Zarathustra*, vielleicht (eine Projektion von) Nietzsche selbst. Trotzdem ist der Vers als Metapher zu verstehen, weil es sonst sinnlos wäre, diese naheliegende Wahrheit anzugeben. Im zweiten Schritt werden verschiedene metaphorische Bedeutungen von „Igel“ gesucht, z. B. (vermöge dem Prinzip I von Searle\*) Eigenschaften von Igel: „stachlig sein“, „ein Insektenfresser sein“, oder „ein Tier sein“, usw. Die metaphorischen Bedeutungen müssen im dritten Schritt anhand des Kontexts begrenzt werden. Der entscheidende Interpretationshinweis liegt ganz klar in der vorletzten Verszeile, also die Äußerungsbedeutung wäre „Zarathustra ist nicht stachlig“. Dies ist wieder eine Metapher, und die Prozedur kann noch mal vollzogen werden. Ihr Ergebnis könnte so gefasst werden: Zarathustra ist gastfreundlich gegen Unwillkommenes, gegen das Schicksal oder gegen einen Zufall. Dieses Bei-

\* Searle, John: „Metapher“. S. 129: „P-Dinge sind per definitionem R.“

spiel ist nicht schwer zu interpretieren – nicht, weil die Metapher eine seichte wäre, sondern, weil sie schon vorher erklärt ist. Die Metapher ist vielmehr eine illustrative oder summarische.

Zurück zur allgemeinen Ebene: der erste Schritt Searles deckt sich mit der Frage nach der Detektion, der zweite und dritte Schritt mit der Frage, wie Metaphern funktionieren. Der Gedanke besagt kurzgefasst soviel, Metaphern sind mehrdeutig, und in einer konkreten Situation sind nur einige Äußerungsbedeutungen relevant. In dem zweiten Schritt wird die Mehrdeutigkeit der Metapher zur Darstellung gebracht, in dem dritten dann von der Relevanz her begrenzt. Antworten auf die weiteren Fragen sind durch das vorher geschilderte Schema angedeutet. Im Grunde ist die metaphorische Bedeutung von der Bedeutung allgemein kategorial nicht zu unterscheiden. Das Gleiche gilt für die metaphorische Wahrheit.

Searle ist in der Hinsicht kritisiert worden, dass seine Theorie zu einfach sei. Wenn eine Äußerung als uneigentlich gemeint wird, kann es sich entweder um eine Metapher, oder um Ironie, oder um einen indirekten Sprechakt, usw. handeln, und je nach dem sollen entsprechende Interpretationsprinzipien eingesetzt werden. Diese Sprachfiguren können aber auch kombiniert werden, z. B. eine Metapher kann ironisch oder hyperbolisch gemeint werden.<sup>101</sup>

Ein anderer Vorwurf betrifft die pragmatische Darstellung der Interpretation als dreistufiger Prozess, die aber für sich keine psychologische Gültigkeit beanspruchen kann.<sup>102</sup> Diese evidente Tatsache zeigt nur, dass der Prozess als rationale Rekonstruktion verstanden werden muss.

Schließlich – und vor allem – gegen die Theorie Searles können Davidson'sche Argumente gegen die metaphorische Bedeutung verwendet werden, weil genau eine solche Bedeutung durch Searle postuliert wird. Searle nimmt die Abhandlungen von Grice<sup>103</sup> auf, aber es ist nicht klar, wie er die Äußerungsbedeutung in die Klassifikation seiner Bedeutungsarten einzugliedern versucht, ob es eine zeitlose Bedeutung (type) oder die Applikation (token) einer solchen, oder eine gelegentliche Bedeutung ist. Wenn die Satzbedeutung und die Äußerungsbedeutung allgemein nicht zu unterscheiden sind – und so scheint es, weil sie sonst im nicht-figurativen Fall nicht koinzidieren könnten –, so sagt die Theorie Searles nicht viel mehr aus als die Interaktionstheorie von Max Black.<sup>104</sup> Searle benutzt, ähnlich wie Black, sehr einfache Beispiele, fast tote Metaphern wie „Sally is a block of ice“ oder „Richard is a gorilla“, wo die Äußerungsbedeutung nicht schwer zu finden ist. Schon das von mir gewählte Beispiel aus den *Dionysos-Dithyramben* ist für die Theorie Searles zu kompliziert, weil die Metapher eine doppelte ist. Dass die beiden Theorien hinsichtlich der metaphorischen Bedeutung verwandt sind, ermöglicht uns, die Theorie Searles gewissermaßen in den Hintergrund treten zu lassen.\*

Die Theorien von Black und Searle sind in der Lage, nur einfache – oder defizitäre, tote, wie man will – Metaphern zu erklären. Dagegen Davidson hat seine positive Theorie nur skizziert und damit gar nicht gesagt, wie es möglich wäre, zu solchen einfachen Fällen zu kommen. Den entscheidenden Punkt erblicke ich in folgender Kritik Davidsons an den älteren Theorien: „In Wirklichkeit jedoch ist das, worauf wir durch die Metapher aufmerksam gemacht werden, *unbegrenzt* [...]“<sup>105</sup> Auf ähnliche Weise ist Black von Paul Ricœur<sup>106</sup> kritisiert worden, und diese Kritik ist später auf die Theorie Searles<sup>107</sup> ausgedehnt worden. Diese erwähnte Unbegrenztheit ist schon an dem Beispiel „Zarathustra ist kein Igel“ merkbar. Auch die zweite Interpretation war nicht eindeutig. Würde man einen breiten Kontext in Betracht ziehen (das ganze Gedicht, das Buch *Also sprach Zarathustra*, oder sogar das ganze Werk von Nietzsche), würde sich mit Sicherheit noch mehr aufspüren lassen.<sup>†</sup> Der dritte Schritt Searles gewährleistet keine Eindeutigkeit, ja sogar keine

---

\* Vgl. dazu den Abschnitt 2.2.3.1.

† Besonders klar hat die Unbegrenztheit B. Taureck geschildert, indem er versucht hat, Pascals Metapher „l'homme n'est qu'un roseau, mais un roseau qui pense“ ins Wörtliche umzusetzen. Seine Paraphrase entfaltet sich auf den Umfang von beinahe einer Seite und endet mit einem Parodieverdacht. (Vgl. Taureck, Bernard H.

Begrenztheit, und dies geschieht nicht infolge begrenzter Kenntnisse des Interpretierenden, sondern es handelt sich um ein wesentliches Merkmal der Metapher selbst. Andererseits gilt diese Kritik nur in bestimmten Bereichen, und einige tote wie auch lebendige Metaphern *können* in dieser Hinsicht begrenzt werden, da sie sonst z. B. in der Wissenschaft unbrauchbar wären. Die Begrenzung einer Metapher deckt sich also nicht mit der Differenz zwischen toten und lebendigen Metaphern. Diesen Punkt werde ich im Weiteren verfolgen, und anschließend versuche ich, mögliche Lösungen vorzuschlagen.

## 0.4.2 Andere zeitgenössische Ansätze

Das Ziel dieses Abschnitts ist zu zeigen, dass es heutzutage auch andere Denkweisen gibt als die zuvor geschilderten. Aus räumlichen Gründen kann es sich um eine detaillierte Vorstellung aller dieser Richtungen nicht handeln. Dadurch würden wir uns von unserem eigentlichen Thema zu weit entfernen. Es gibt viele gegenwärtige Ansätze und auch verschiedene Kriterien ihrer Klassifikation.\* Für die weitere Behandlung beschränken wir uns auf Theorien der metaphorischen Bedeutung – d. h. auf solche Theorien, die auf irgendeine Weise mit der Kategorie der Bedeutung operieren. Wichtig scheint es lediglich zu zeigen, in welchen Punkten sich diese anderen Versuche von den oben vorgestellten Theorien unterscheiden.

Heißt es also, dass hier kein Dialog stattfinden könnte? Manchmal ist es der Fall. Manche Autoren sind für diese Abhandlung nicht wichtig – nicht, weil ihre Theorien uninteressant oder nicht einschlägig sind, sondern: weil diese Abhandlung keine Exegese ist. Andere Ansätze sind im Rahmen dieser Abhandlung nur insofern bedeutend, als sie mit den analytischen Theorien zusammenhängen.

Im Vordergrund unserer Betrachtung sollen Theorien und Autoren stehen, die sich bemühen, Brücken zu bauen – Brücken zwischen Denkweisen, zwischen Begrifflichkeiten. Als Inbegriff solcher Bemühung muss das Werk von Paul Ricoeur hervorgehoben werden. Sein metaphernbezogenes Werk ist ein ständiger Dialog mit Theorien aus dem Bereich der analytischen Philosophie. Es ist merkwürdig, wie Etiketten irreführen können, und in diesem Fall sollten sie nur mit Vorbehalt angenommen werden.

### 0.4.2.1 Strukturalistischer Ansatz

Als Beispiel des strukturalistischen Zuganges zu der Metapher habe ich die sog. *Zweiachsentheorie* von Roman Jakobson gewählt.<sup>108</sup> Um eine Theorie der Metapher im strengen Sinne handelt es sich nicht; denn Metapher (und Metonymie) stellen nur die offensichtlichsten Illustrationen von Operationen dar, die hinter unser Sprachverständnis zurückgehen. In meiner Sicht stellt Jakobsons Theorie ein eher negatives Beispiel dafür dar, wie im Strukturalismus unsere Problematik behandelt wird. Andererseits ist die Theorie in ihrer Anwendung auf literarische Texte durchsichtig einfach, und somit vermag sie uns über die Metapher aufzuklären.

Am Anfang wäre es erforderlich, Jakobsons Schema der Sprache explizit zu machen. Wie in der Linguistik üblich, dient auch ihm die Sprache hauptsächlich zur Kommunikation. Die Gesprächspartner teilen einen gemeinsamen Kode, der mit einem „Karteischränk mit vorangefertigten Vorstellungen“<sup>109</sup> zu vergleichen ist. Dieser Karteischränk muss auf verschiedenen Ebenen analysiert werden. Die untere Ebene bilden Phoneme. Der Sprecher verfügt über einen gewissen Vorrat an Phonemen, die er zu Wörtern kombinieren kann. In einer solchen Kombination

---

F.: *Metaphern und Gleichnisse in der Philosophie. Versuch einer kritischen Ikonologie der Philosophie.* Frankfurt a. M. 2004. S. 67f.)

\* Für verschiedene Klassifikationen der Metaphertheorien vgl. Rolf, Eckard: *Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie.* Berlin, New York 2005; White, Roger M.: *The Structure of Metaphor.* Oxford 1996.

ist er jedoch durch syntaktische Regeln beschränkt. Die Kombination „Baum“ ist erlaubt, die Kombination „Bau“ ist nicht erlaubt. So gelangt man zu der Wortebene. Hier sind die Möglichkeiten der Kombination viel größer, doch ist der Sprecher durch grammatische Regeln limitiert. Ferner, Sätze können unbeschränkt zu größeren Kontexten zusammengesetzt werden.

Im Zuge dieser strukturalistischen Analyse der Sprache, führt Jakobson zwei verschiedene Systemanordnungen ein:

1. *Kombination*: Jedes Zeichen ist aus konstituierenden Zeichen zusammengesetzt, bzw. kommt nur in Kombination mit anderen Zeichen vor. [...] Somit vereinigt also jede Gruppe von linguistischen Einheiten diese Einheiten zu einer höheren Einheit. [...]

2. *Selektion* (Auswahl, Entscheidung)

Eine Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten setzt voraus, daß die eine Möglichkeit für eine andere [...] eingesetzt werden kann.<sup>110</sup>

Damit gewinnt Jakobson den sog. *Doppelcharakter der Sprache* und fügt hinzu, dass diese Klassifikation schon bei Ferdinand de Saussure zu finden ist. Für F. de Saussure ist das erste Organisationssystem „*in praesentia*“, während das letztere „*in absentia*“ als Glieder potentieller Gedächtnisreihen“ verwirklicht sei. So weit kann Jakobsons Organisationsgerüst rein begrifflich verstanden werden: Unsere Sprache, wie auch die Kommunikation im allgemeinen, kann man begrifflich organisieren, wie man will, je nach dem Zweck, der zu verfolgen ist.

Jakobson macht einen weiteren Gedankenschritt, in dem er diesem Organisationsgerüst eine tatsächliche Wirklichkeit verleiht:

Der Hörer empfindet, daß eine gegebene Äußerung (Mitteilung) eine *Kombination* von Bestandteilen (Sätzen, Wörtern, Phonemen usw.) ist, die aus dem Kreis aller möglichen Bestandteile (Kode) *ausgewählt* ist.<sup>111</sup>

Der erste Teil der Behauptung ist ganz trivial; es wurde nicht mehr gesagt, als dass unsere Sprache aus Sätzen, Wörtern, Buchstaben gebildet, und der Sprecher sich dessen bewusst ist. Der zweite Teil ist höchst problematisch. Kann der Hörer sich aller denkbaren Varianten bewusst sein? Denken wir an einen durchaus einfachen Satz, z. B. *der Baum ist groß*. Konzentrieren wir uns auf das Adjektiv „groß“. An seiner Stelle kann potenziell irgendein anderes Adjektiv (und nicht nur ein Adjektiv) stehen. Somit steht das Adjektiv „groß“ im Substitutionsverhältnis zu irgendeinem anderen Adjektiv. Jakobson spricht weiter ziemlich vage von verschiedenen Graden der Gleichartigkeit, „die sich zwischen der Gleichwertigkeit der Synonyme und dem gemeinsamen Wesenskern der Antonyme bewegen.“<sup>112</sup> Wir wollen diese Beschränkung im Gedächtnis behalten.

Im nächsten Schritt vollzieht Jakobson eine Umbenennung der zwei Systemanordnungen in Operationen, die in jeder Kommunikation wirksam seien. Man sieht schon, wohin Jakobsons Theorie zielt: Er will das Wesen der Sprache in den zwei Systemanordnungen, resp. Operationen erfasst sehen; oder kurz: Er möchte jedes Zeichen von seiner Position in der Struktur aus verstehen. In den Theorien, die ich favorisiere, wird das Wesen eines Zeichens von seiner Bedeutung oder seinem Gebrauch aus verstanden. Man muss aber das strukturalistische Begriffsgefüge bewahren, da nur psychologische Argumente dagegen eingewendet werden können.

Nun muss nachgewiesen werden, dass die Systemanordnungen in der Tat Operationen sind. Jakobsons Argument beruht auf der Tatsache, dass es zwei Arten der Aphasie gibt: „Jede Form der aphasischen Störung besteht aus einer mehr oder weniger ernsten Schädigung der Fähigkeit entweder zur Selektion und Substitution oder zur Kombination und Kontextbildung.“<sup>113</sup> Somit ist die psychologische Realität der Operationen gewonnen. Die Argumentation nähert sich nun der Metapher. „Beim ersten Typ der Aphasie ist die Relation der Similarität, beim zweiten Typ die Relation der Kontiguität aufgehoben. Bei der Similaritätsstörung entfalten die Metaphern, bei der

Kontiguitätsstörung die Metonymien.“<sup>114</sup> Weiter werden die Operationen als die Similaritätsoperation und die Kontiguitätsoperation umbenannt. Die Schlussformulierung lautet:

[D]er Gegenstand der Rede kann sowohl durch die Similaritätsoperation als auch durch die Kontiguitätsoperation in einen anderen Gegenstand überführt werden. Den ersten Weg könnte man als den *metaphorischen*, den zweiten als den *metonymischen* Weg bezeichnen.<sup>115</sup>

Versuchen wir die Argumentation vom Ende her zu entwirren. Die Metapher tritt hier auf, weil sie irgendwie (nämlich kausal) mit der Similarität zusammenhängt. Nun können wir uns nach der Similarität, resp. der Ähnlichkeit fragen: Was ist hier ähnlich? Das letzte Zitat scheint anzugeben, die Ähnlichkeit besteuhte zwischen den bezeichneten Gegenständen. Daraus ergibt sich, die Operation der Selektion wäre durch die Ähnlichkeit des Bezeichneten beschränkt. Nun kommt das systematische Gegenargument: Somit lässt sich nicht die Relation zwischen Zeichen und bezeichneten Gegenständen (d. h. die Bedeutung) aus der Theorie eliminieren, wie es doch jede Form des Strukturalismus will. Wir können uns die Bemerkung über Synonymie und Antonymie zunutze machen: Diese Relationen werden erst durch die Bedeutung definiert, also zwei Worte sind synonym, weil sie die gleiche Bedeutung haben. Über die Metapher haben wir uns nur insofern belehrt, als sie mit der Ähnlichkeit (bezeichneter Gegenstände) zusammenhängt. Und das ist nur eine Trivialität, die schon Aristoteles selbstverständlich gewesen und durch neuere Autoren (etwa seit Black) korrigiert worden ist.

Die Theorie Jakobsons ist von mehreren Autoren kritisiert worden. Lassen wir erst eine Kritik Paul Ricœurs zu Worte kommen. Kritisiert wurde von ihm, dass Jakobson die Theorie, hinter der der Prozess der Einbildungskraft zu vermuten ist, lediglich auf die zwei Alternativen reduziert: „Unfortunately, this prejudice has been assumed by such important theoreticians as Jakobson.“<sup>116</sup> Wie bereits gesagt, es ist evident, dass die Ähnlichkeit in der Metapher wichtig ist. Aber die Funktion der Ähnlichkeit in der Metapher bedarf allererst einer Untersuchung. Selbst F. de Saussure hat sich nur auf die Kombinationsachse beschränkt, wie auch Jakobson zugesteht. Anselm Haverkamp stimmt mit de Saussure überein; denn „wie es scheint, [...] die assoziationspsychologische Unterscheidung von Metapher und Metonymie [...] ist nur für die Selektion relevant und nur auf Kosten größeren Missverständnisse auf die Unterscheidung von Selektion und Kombination zu übertragen.“<sup>117</sup>

#### 0.4.2.2 Hermeneutische Zugangsweise

##### *Blumenbergs Metaphorologie*

Die hermeneutische Auffassung und Behandlung der Problematik der Metapher steht der analytischen Betrachtungsweise näher. Wenden wir zuerst die Aufmerksamkeit dem Werk Hans Blumenbergs zu. Er bezieht sich zwar ganz selten auf die analytische Philosophie, trotzdem wird es nicht uninteressant sein, seine Ausgangspunkte zu erörtern.

Blumenberg geht es hauptsächlich nicht darum, was die Metapher sei oder sein solle. Die einfache und in der analytischen Philosophie grundlegende Frage: Was ist die Metapher? taucht bei ihm, wie ich ihn lese, nicht auf. Sein Vorhaben besteht eher darin, die Metapher zu einem hermeneutischen Phänomen oder Werkzeug der Philosophiegeschichte zu machen. Damit muss der traditionelle Ausgangspunkt in das Gegenteil verkehrt werden: Die Metapher (die metaphorische Sprache) wird zu einem primären Sprachphänomen, und die wörtliche Sprache würde erst sekundär abgeleitet (obwohl die Differenz zwischen dem Metaphorischen und Buchstäblichen bewahrt bleibt).

Dann aber können Metaphern, zunächst rein hypothetisch, auch *Grundbestände* der philosophischen Sprache sein, „Übertragungen“, die sich nicht ins Eigentliche, in die Logizität zurückholen lassen.<sup>118</sup>

Diese Behauptung müssen wir vorerst als eine Arbeitshypothese gelten lassen. Oder anders ausgedrückt: Metaphern, wie Blumenberg sie als ursprünglich versteht, müssten sich erweisen lassen, um sein philosophisches Geschäft zu ermöglichen. Ob diese Annahme sich als gerechtfertigt erweisen wird, das lässt sich erst aus dem Erfolg des Geschäfts beurteilen. Blumenberg nennt die unlogisierbaren Metaphern *absolute Metaphern*, ein Term, der zu seinem Hauptbegriff wird. Als erster Hinweis, es gebe solche Metaphern, wird auf den viel zitierten § 59 von Kants *Kritik der Urteilskraft* hingedeutet, in dem der Begriff der symbolischen Hypotypose (Darstellung) eingeführt wird. Hier ist die Unlogisierbarkeit gewährleistet durch metaphysische Prämissen der Kantischen Philosophie und ist nicht dem Begriff der Metapher immanent. Beispielsweise lässt sich die Metapher „Gott, du bist groß.“ (Rilke) in das Wörtliche nicht übertragen, weil die Idee Gottes eine transzendente (im Kantischen Sinne) ist. Also liegt der Grund der Unlogisierbarkeit nicht in der Metapher selbst, sondern in dem Inhalt oder in der Referenz. Auf diesen Punkt kommen wir noch zurück.

Auch die absoluten Metaphern können einen geschichtlichen Wandel durchmachen: Daß diese Metaphern absolut genannt werden, bedeutet nur, daß sie sich gegenüber dem terminologischen Anspruch als resistent erwiesen, nicht in Begrifflichkeit aufgelöst werden können, nicht aber, daß nicht eine Metapher durch eine andere ersetzt bzw. vertreten oder durch eine genauere korrigiert werden kann.<sup>119</sup>

An dieser Stelle könnte man die Frage erheben, wie fände man Kriterien der Genauigkeit? Die Frage ist von Blumenbergs Standpunkt aus nicht zu beantworten, weil man dazu etwas wie eine Meta-Metaphorik bräuchte. Aber lassen wir diesen Einwand beiseite. Davidson denkt hier sogar radikaler und fragt sich: „Können wir der Sache, wenn wir gescheit genug sind, nicht *beliebig nahekommen*?“<sup>120</sup> Unbestritten ist jedoch, Metaphern machen einen Wandel durch, es möge sich um einen Fortschritt handeln oder auch nicht.

Aus der Geschichte einer grundlegenden Metaphorik (sozusagen aus einem Metaphernbündel) lasse sich auf die Begriffsgeschichte schließen, so Blumenberg,

denn der historische Wandel einer Metapher bringt die Metakinetik geschichtlicher Sinnhorizonte und Sichtweisen selbst zum Vorschein, innerhalb deren Begriffe ihre Modifikationen erfahren.<sup>121</sup>

In der Ausformulierung von Blumenbergs programmatischer Erklärung ist nicht ohne Relevanz die Wahrnehmungsmetaphorik. Der Hauptakzent seines Werkes liegt in der Anwendung dieses Programms auf die Begriffsgeschichte bzw. auf die Geschichte der Philosophie. Das heißt keineswegs, dass das Verhältnis von Metapher und Sprache allgemein nicht mehr zu Worte kommt. Im Gegenteil, „[d]er Ausweis absoluter Metaphern müßte uns wohl überhaupt veranlassen, das Verhältnis von Phantasie und Logos neu zu durchdenken.“<sup>122</sup> Verwandte Ansichten kann man in dem Buch *Metaphors We Live By*<sup>123</sup> von George Lakoff und Mark Johnson sehen, die allerdings von linguistischen Positionen ausgehen.

Bisher stützten wir uns auf Blumenbergs Frühwerk *Paradigmen zu einer Metaphorologie* aus dem Jahre 1960. Später durchdenkt er in dem Buch *Schiffbruch mit Zuschauer*<sup>124</sup> noch einmal den Ausgangspunkt der angeblichen Priorität der absoluten Metapher. Die Metapher erweist sich zunächst als Störung (mindestens in gegenständlichen Kontexten). Aber ein gestörtes Verständnis bedarf einer neuen Harmonie. Blumenberg drückt dies so aus: „Die Erklärung des exotischen Fremdkörpers zur ‚bloßen Metapher‘ ist ein Akt der Selbstbehauptung: die Störung wird als Hilfe qualifiziert.“<sup>125</sup> Gesehen vom Standpunkt unseres Herantretens an einen Text, macht sich zuerst das Nicht-Metaphorische und erst dann die metaphorische Störung bemerkbar. In einem ähnlichen Sinne betrachte ich in 0.5.3 die These der angeblichen Omnipräsenz der Metapher.

Der Aufweis absoluter Metaphern muss an der Sprache selbst durchgeführt, und es muss abgeleitet werden, dass es das Unbegriffliche, das Unsagbare gibt. Als Ausgangspunkt muss die An-

sicht dienen, dass „auch die Klasse des Unsagbaren *nicht* leer ist“<sup>126</sup>. Blumenberg belegt diese Tatsache durch Wittgensteins *Tractatus*, welcher mit dem Satz beginnt: „1 Die Welt ist alles, was der Fall ist“, und endet mit dem Verbot, das Unsagbare dennoch zu sagen: „7 Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.“ Am Anfang wird mit dem Unsagbaren nicht gerechnet, inzwischen hat sich jedoch ergeben, dass es dieses tatsächlich gibt: „6.522 Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies zeigt sich, es ist das Mystische.“ Das Gleiche, führt Blumenberg an, gilt bei Wittgenstein für den Sinn der Welt: „6.41 Der Sinn der Welt muß außerhalb ihrer liegen.“<sup>127</sup> Somit eröffnet sich hier eine Weise, wie absolute Metaphern aufzuweisen wären. Man gerät aufs Glatteis, geht man mit der Behauptung um, dass es etwas Unsagbares gebe (oder nicht gebe). Selbst Wittgenstein spricht von einem Gefühl, das auf das Mystische hindeutet, und später leitet er aus einem derartigen Gefühl seine Ethik ab.

Die Analogie zum analytischen Denken der Metapher kann noch weiter ausgezogen werden. A. Haverkamp stellt Blumenbergs Metaphorik in Zusammenhang mit Theorien von Black und auch von Thomas Kuhn, der auch einen wichtigen Beitrag zur Metapherndiskussion erbracht hat. Der Begriff des Paradigmenwechsels, sowie des metaphorischen Modells von Black schienen der Metaphorologie (oder der Hintergrundmetaphorik) nahe zu stehen:

Black wie wiederum Blumenberg bestätigen Kuhns Verdacht, daß Wortwörtlichkeit nicht das Kriterium sein kann, denn es ist die Metapher, die letzten Endes die Flexibilität eines Paradigmas ausmacht.<sup>128</sup>

Solche Schlüsse müssen wir jedoch nur mit Vorbehalt annehmen. Thomas Kuhn weigert sich, weitgehende Analogien zu Blacks Theorie zu ziehen, und er formuliert seine Behauptungen ganz reserviert: „I would hazard the guess that the same interactive, similarity-creating process which Black has isolated [...] is vital also to the function of models in science.“<sup>129</sup> Die Rolle der Metapher sieht er mehr in dem Paradigmenwechsel, als im Hintergrund eines Paradigma.

### *Die Hermeneutik Paul Ricœurs*

Paul Ricœur wählt in seiner Hermeneutik einen Weg, der dem von Blumenberg in gewissem Sinne entgegengesetzt ist. Er geht von der analytischen Tradition aus. Das muss so verstanden werden: Er benutzt eine dem analytischen Bereich entlehnte Terminologie und versucht, aus analytischen Theorien (vor allen aus der von Max Black) einen wahren Kern herauszuschälen. Daraus ergibt sich für ihn: Allein ist die semantische Analyse der Metapher einseitig, und die aus der Semantik übertragene Terminologie stößt auf ihre Grenzen. Insbesondere deshalb, weil dort kein Platz für Phantasie, Einbildungskraft oder schöpferische Nachahmung der Wirklichkeit übrig bleibt. Und das liegt der Absicht Blumenbergs, „das Verhältnis von Phantasie und Logos neu zu durchdenken“, sehr nahe.

Um Ricœurs Ansichten zu erörtern, werden wir eine Terminologiebestimmung brauchen, die erst im Abschnitt 0.5 vollzogen werden soll. Demzufolge verschieben wir die nähere Diskussion dieses Themas auf das Ende des genannten Abschnitts.

## **0.5 VORLÄUFIGE BEGRIFFSAUFFASSUNG UND TERMINOLOGIE**

Mein Vorhaben ist, die technische Terminologie womöglich im Hintergrund zu halten, um mich umso mehr Beispielen zuzuwenden. In diesem Abschnitt habe ich vor, diejenige Terminologie zu klären, die auch von den diskutierten Autoren benutzt wird und zur Erfassung ihrer Einsichten nötig ist. In jedem Unterabsatz versuche ich zu zeigen, wie die vorgestellte Terminologie mit der Problematik der Metapher zusammenhängt.

## 0.5.1 Syntax, Semantik, und Pragmatik

Bei einem Studium der Sprache ist es erforderlich, das Feld sinnvoll einzuteilen, um den Gegenstand besser zu begreifen. Die Gliederung des Sprachstudiums in Syntax, Semantik und Pragmatik ist weit verbreitet. Da fast jeder Autor seine eigene Terminologie erzeugt, können auch auf diesem Feld gewisse terminologische Konfusionen entstehen. Ich möchte Carnaps Auffassung dieser Termini einführen und im Weiteren an ihr so weit als möglich festhalten. Die Definitionen Carnaps sind intuitiv in dem Sinne, dass sie mit unserem vortheoretischen Gebrauch der Wörter weitgehend übereinstimmen. Ferner, Carnaps terminologische Disposition ist mit dem Sprachgebrauch der weiter diskutierten Autoren, vornehmlich Davidson und Searle, vereinbar. Auf eventuelle Abweichungen wird hinzuweisen sein.

Carnap eröffnet seine Betrachtung mit einer allgemeinen Erörterung der Situation:

When we observe an application of language, we observe an organism, usually a human being, producing a sound, mark, gesture, or the like as an expression in order to refer by it to something, e. g. an object. Thus we may distinguish three factors involved: the speaker, the expression, and what is referred to, which we shall call the **designatum** of the expression.<sup>130</sup>

Nachdem diese drei Faktoren gesondert und benannt sind, geht Carnap an die Aufgabe der eigentlichen Definition heran:

If in an investigation explicit reference is made to the speaker, [...] to the user of language, then we assign it to the field of **pragmatics**. [...] If we abstract from the user of the language and analyze only the expressions and their designata, we are in the field of **semantics**. And if, finally, we abstract from the designata also and analyze only the relations between the expressions, we are in (logical) **syntax**.<sup>131</sup>

Der Vollständigkeit halber nennt Carnap das ganze Feld die Semiotik. Dieser Terminus wird jedoch heutzutage anders verwendet, und deswegen wird auf ihn hier verzichtet. Die Grenzlinie zwischen der Syntax und der Semantik ist, so meine ich, klar. Als problematisch kann sich die zweite Grenzlinie zeigen. In die Pragmatik gehörte nach der Definition die Erforschung psychischer Prozesse, von Gehirnprozessen, eine sprachgerichtete Sozialforschung, und – was hier besonders wichtig ist – Untersuchungen von Intentionen des Sprechers. Die Semantik wäre eine Theorie der Bedeutung, wobei es erstmal offen bleiben kann, wie die Bedeutung bestimmt wird. Man könnte einwenden, dass das „designatum“ [der Referenzgegenstand] nicht unproblematisch zu identifizieren ist.\* An dieser Stelle braucht man sich jedoch keine weitläufigen Gedanken darüber zu machen; die Semantik ist für uns diejenige Untersuchung der Bedeutung (weit verstanden), bei der kein expliziter Bezug auf den Sprecher gemacht wird (von bestimmten Pronomina oder Deiktika abgesehen). Carnap war weiter der Meinung, dass in die Semantik auch die Wahrheitstheorie und die Theorie der logischen Folgerung gehören, was nicht so evident und allgemein akzeptabel ist.†

Eine verwandte Terminologie bildet die Austin'sche Theorie der Sprechakte, die ebenso häufig benutzt wird. Austin unterscheidet drei Typen von Akten, die zusammen einen vollständigen Akt bilden, als da sind: Lokutionen (Akte des Etwas-Sagens), Illokutionen (Akte, die man vollzieht, indem man etwas sagt) und Perlokutionen (Akte, die man vollzieht, dadurch, dass man etwas sagt). Hier ist nicht der Ort für eine ausführliche Darstellung der Austin'schen Theorie. Ich will nur den Zusammenhang mit der vorigen Terminologie aufzeigen. Der lokutionäre Akt ist ein Akt des Etwas-Sagens, das nur auf der (konventionellen) Bedeutung beruht. Somit gehört er in die Semantik. Der illokutionäre Akt setzt bereits einen impliziten Bezug auf den Sprecher voraus. Demnach gehören

---

\* Laut Davidson ist die Referenz unergründlich oder undurchdringlich [inscrutable]. Siehe dazu Davidson, Donald: „The Inscrutability of Reference“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford 2001. S. 227-241.

† Für den Hinweis auf Carnap bin ich meinem Kollegen Jiří Raclavský (Brno) dankbar.



illokutionäre und ebenfalls perlokutionäre Akte in die Pragmatik. Man kann die Pragmatik in einem engen Sinne betrachten, in dem sie nur auf den illokutionären Bereich begrenzt wird.

## 0.5.2 Die *type/token* Distinktion

Die von C. S. Peirce eingeführte Distinktion von *type* und *token* ist eine Variation des Verhältnisses zwischen den Universalien und dem Partikularen.\* Diese Terminologie hat sich in der heutigen Sprachphilosophie, Logik und Linguistik durchgesetzt, und sie spielt in der Untersuchung der Metapher eine wichtige Rolle, wie schon meine einleitenden Bemerkung zu der Theorie von Searle angedeutet haben. Die Originalformulierung Peirces setzt mit einem Beispiel ein:

There will ordinarily be about twenty **the's** on a page, and of course they count as twenty words. In another sense of the word "word," however, there is but one word "the" in the English language; and it is impossible that this word should lie visibly on a page or be heard in any voice, for the reason that it is not a Single thing or Single event. [...] Such a definitely significant Form, I propose to term a **Type**. A Single event which happens once and whose identity is limited to that one happening or a Single object or thing which is *in some single place at any one instant of time*, such event or thing being significant only as occurring just when and where it does, such as this or that word on a single line of a single page of a single copy of a book, I will venture to call a **Token**.<sup>132</sup>

Jedes token muss im Raum und in der Zeit bestimmbar sein. Die Formulierung „im Raum und in der Zeit bestimmbar“ werde ich synonym mit „konkret“ benutzen. Eine type ist dagegen „abstrakt“, das heißt „nicht in Raum und Zeit bestimmbar“. Die ontologische Problematik, ob, wo, und auf welche Art abstrakte Dinge existieren oder subsistieren, lasse ich vollständig beiseite. Die einzige Möglichkeit, wie man auf eine type referieren kann, ist sie durch ein token zu bezeichnen. In den Worten von Peirce:

In order that a Type may be *used*, it has to be embodied in a Token which shall be a sign of the Type, and thereby of the object the Type signifies. I propose to call such a Token of a Type an **Instance** of the Type.<sup>133</sup>

Damit ist gesagt, dass eine type und ein token durch dasselbe Zeichen vertreten werden, und das kann eine Quelle von Konfusionen sein. Die Instanz einer type ist ihr Gebrauch. Nehmen wir an, dass Bedeutungen abstrakt (also types) sind, dann wäre ein Gebrauch konkret (also ein token), der ein mentales Korrelat haben kann. Mit der Phrase „die Metapher“ ist auch eine type bezeichnet, sowie mit der Aussage, „die Metapher ‚Zarathustra ist kein Igel‘“, obwohl diese möglicherweise nur einmal benutzt worden ist. Anders verhält es sich mit der Phrase „die Metapher ‚Zarathustra ist kein Igel‘ aus den *Dionysos-Dithyramben*“, die als token gemeint wird, weil Nietzsche diese Metapher in einem bestimmten Zeitpunkt und an einer bestimmten Stelle benutzt hat. Das gilt trotz der Tatsache, dass Nietzsches Werk in zahlreichen Exemplaren verbreitet wird. Ein anderes Beispiel: George W. Bush hat am 20. September 2001 geäußert: „Our war on terror begins with al Qaeda, [...]“<sup>134</sup> Damals ist diese Erklärung als Metapher empfunden worden. Es handelt sich wieder um ein token, weil feststellbar ist, wo und wann diese Äußerung gefallen ist, und später auch, wozu diese Worte dienen sollten. Wird aus dem Kontext nicht ganz klar, ob es sich um eine type oder ein token handelt, füge ich in Klammern die respektive Bestimmung bei, wie z. B. „die Bedeutung (type) dieser Äußerung (token)“.

Mit dieser Unterscheidung ausgerüstet, können wir zu weiterer Terminologiebestimmung fortschreiten. Für Max Black steht das Wort „Metapher“ abgekürzt für „metaphorische Aussage“<sup>135</sup>.

---

\* In diesem Abschnitt hätte man sich auf Carnap beschränken können. Seine Termini „sign-event“ und „sign-design“ haben sich aber nicht durchgesetzt, obwohl sie – wie bei Carnap üblich – auf eine übersichtlichere Weise vorgestellt werden, als dies bei Peirce geschieht. Vgl. Carnap, Rudolf: *Introduction to Semantics*. S. 5ff. [§3]

Eine *Aussage* umfasst für Black einen ganzen Satz oder eine Menge von Sätzen gemeinsam mit dem verbalen und nichtverbalen Kontext, der für das Erfassen der *Bedeutung* eines Sprechers notwendig ist. „Aussage“ muss hier als token, hingegen „Bedeutung“ als type genommen werden. Eine Aussage ist „metaphorisch“, weil einige ihre Bestandteile (Wörter oder Wendungen) metaphorisch verstanden oder gebraucht werden können. Auch bei Black verhält es sich so, dass metaphorisch nur tokens sein können. Die Auffassung der Metapher als token bestätigen die Beispiele von Black: „Pascals Metapher vom Menschen als einem denkenden Schilfrohr“ oder „Ezra Pounds Metapher vom Erziehen als Schafehüten“<sup>136</sup>. Dann setzt Black fort, dass die zuletzt genannte Metapher vom Kontext relativ unabhängig ist, und „man kann sie unter Weglassung von Pounds Namen ausreichend als ‚die Metapher vom Erziehen als Schafehüten‘ identifizieren“<sup>137</sup>. Dieser Zusatz scheint irreführend zu sein, weil nun die Metapher als type verstanden werden kann (aber nicht muss).<sup>\*</sup> Eine Metapher (type) kann nämlich mit einem signifikanten Vorkommen (token) verbunden sein; meistens handelt es sich um ihre Erfindung oder ihren ersten Gebrauch. Vielleicht wird die Metapher „Zarathustra ist kein Igel“ hinreichend mit den *Dionysos-Dithyramben* verbunden sein, um auch ohne den Namen des Autors als token verstanden werden zu können. Die Grenze ist hier unscharf und wir können folgern, dass in einigen Phrasen die type/token-Mehrdeutigkeit verborgen liegt.

Josef Stern trägt im Anschluss an Black eine genauere Definition der Metapher vor:

I shall mean by *metaphor*: ‘(a token of an) expression (type, simple or complex) that is interpreted metaphorically in its context of utterance’, and by *sentence interpreted metaphorically* or *metaphorical sentence*: ‘a sentence containing at least one expression that is interpreted metaphorically in its context of utterance’.<sup>138</sup>

Stern benutzt den Terminus „Metapher“ im Unterschied zu Black enger nur für einen Ausdruck, der metaphorisch interpretiert wird. Diesen nennt Black den metaphorischen „Fokus“ [focus]. Es wird besser sein, bei der Terminologie von Black zu bleiben, aber mit der Deutung, dass eine Metapher – so wie bei Stern – als token angesehen wird.

In der kontinentalen (deutschen und französischen) Philosophie wird in ähnlichem Sinne wie „token“ der Ausdruck „Ereignis“<sup>†</sup> [fr. événement] gebraucht. Paul Ricœur schreibt:

[A]ls Ereignis ist [Rede] etwas Vorübergehendes: sie taucht auf und verschwindet wieder. Aber gleichzeitig – und hier liegt das Paradoxe – kann sie immer als dasselbe identifiziert werden. Und dieses Selbe nennen wir im weiten Sinne ihre *Bedeutung* [signification/meaning]. Stellen wir also fest, daß Rede stets als Ereignis realisiert wird, daß sie stets als Bedeutung verstanden wird.<sup>139</sup>

Das Allgemeine und das Einzelne sind aufeinander angewiesen. Wäre eine Metapher *nur* ein token, würde man gar nichts über sie aussagen können. Wenn etwas überhaupt von einer Metapher (token) gesagt werden kann, so wird es erst durch ihre – platonisch ausgedrückt – Partizipation an etwas Allgemeinem, an einer type möglich sein. Solche tokens sind dann Ereignisse, vorausgesetzt jedoch, dass das Moment der Einmaligkeit bewahrt wird. In diesem Fall kann man mit Ricœur sagen: „Nur echte Metaphern sind gleichzeitig ‚Ereignis‘ und ‚Bedeutung‘.“<sup>140</sup>

### 0.5.3 Die traditionelle Semantik und die Metapher

Die Frage, ob die Metapher nur ein Randphänomen sei, kann auf zwei Ebenen beantwortet werden. Die erste Antwort entwickelt sich aus unserem alltäglichen Verständnis dessen, was die

---

<sup>\*</sup> Es geht hier nicht um die Sorgfalt der Zitierung, wie es Blacks Absicht gewesen zu sein scheint. Der Name des Autors oder des Erfinders kann selbstverständlich bei jeder Interpretation helfen.

<sup>†</sup> Hiermit beziehe ich mich *nicht* auf Heidegger, bei dem der Ausdruck „Ereignis“ in einer bestimmten Phase seiner Philosophie eine wesentliche Rolle spielt.

Metapher ist. Niemand würde auf dieser vortheoretischen Ebene behaupten, dass die Metapher ein omnipräsentes Phänomen ist. Folglich ist auch die Differenz zwischen dem Buchstäblichen und dem Metaphorischen implizit vorhanden. Wenn *ab initio* angenommen würde, dass unsere Sprache durchaus metaphorisch sei, würde dies so viel heißen, als dass Metapher alles und nichts ist. Die These der Omnipräsenz der Metapher ist interessant nur gegenüber der alltäglichen Differenz zwischen dem Wörtlichen und dem Metaphorischen und gegenüber der angeblichen Priorität der wörtlichen Sprache.

Semantische Theorien sollten sich über dieses Vorverständnis hinwegsetzen. Es ist in diesem Licht nicht überraschend, sondern gewissermaßen notwendig, dass semantische Theorien zunächst mit Metaphern nicht gerechnet und sie als Randphänomen angesehen haben. Es darf an dieser Stelle kurz zusammengefasst werden, wie und auf welchen Prinzipien eine semantische Theorie konstruiert werden kann und wo die Problematik der figurativen Sprache angeknüpft werden könnte. Im folgenden bediene ich mich frei einer subtilen Analyse von Ina Loewenberg, die vor allem die mit den Namen von J. J. Katz und J. Fodor verknüpfte semantische Theorie diskutiert.<sup>141</sup>

Als unproblematischer Ausgangspunkt kann das sog. *Kompositionsprinzip* dienen, das auf Gottlob Frege oder eher noch auf Bernard Bolzano zurückgeht:<sup>\*</sup> Die Bedeutung eines Satzes ist eine Funktion der Bedeutung von Teilen des Satzes (ungefähr aus Wörtern).<sup>†</sup> Oder noch kürzer gesagt: Die Bedeutung eines Ganzen hängt von den Bedeutungen der Teile ab. Die Dekomposition in Teile kann nicht unendlich sein, und muss so ihre Grenze an Atomen finden. Diese Atome hat die traditionelle Semantik in den „elementaren semantischen Komponenten“ gefunden. Das drückt ihr zweites Prinzip aus:

The meanings of dictionary entries are not unanalyzable wholes, but can be decomposed into elementary semantic components.<sup>142</sup>

Die „elementary semantic components“ werden auch semantische Marker oder Merkmale genannt. Sie bilden den Inhalt eines lexikalischen Stichwortes. Wie immer der ontologische Status dieser Merkmale sei, sie können empirisch erforscht werden. Das Konzept der Bedeutung besteht sonach aus den lexikalischen Stichwörtern zusammen mit den Regeln der Komposition.

Davidson, dessen Ansichten für unsere Abhandlung besonders wichtig sind, würde das erste Prinzip umkehren und das zweite Prinzip nicht annehmen. Seinem holistischen Bild gemäß hält er die Satzebene für primär und beschäftigt sich mit den Wahrheitsbedingungen eines Satzes. Die Dekomposition ist folglich nur eine analytische Abstraktion:

If sentences depend for their meaning on their structure, and we understand the meaning of each item in the structure only as an abstraction from the totality of sentences in which it features, then we can give the meaning of any sentence (or word) only by giving the meaning of every sentence (and word) in the language.<sup>143</sup>

---

\* Vgl. Mendelsohn, Richard L.: *The Philosophy of Gottlob Frege*. Cambridge 2005, S. xi und passim. Bolzano und Frege sind nicht die einzigen, die sich mit diesem Prinzip beschäftigt haben. Sie sind allerdings in der Entwicklung der analytischen Philosophie wichtig. Das Prinzip der Komposition oder Dekomposition kann im Sinne der „Analysis“ verstanden werden, und damit haben wir eine mögliche Erklärung für den Namen „Analytische Philosophie“. Die Methode der Analysis geht auf Platons *Theaitetos* zurück. Weiter ist sie in irgendwelcher Form fast bei jedem wichtigen Philosophen zu finden. Nennen wir z. B. John Locke, der damit das Verhältnis zwischen „simple ideas“ und „complex ideas“ erklärt. Erst von Bolzano und Frege ist diese Methode zur Dekomposition von semantischen Entitäten benutzt worden.

† Die Formulierung Davidsons lautet: “It is conceded by most philosophers of language, and recently by some linguists, that a satisfactory theory of meaning must give an account of how the meanings of sentences depend upon the meanings of words.” Davidson, Donald: „Truth and Meaning“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford 2001. S. 17-36. Hier: S. 17.

In der Untersuchung von Kompositionsregeln sieht Davidson die eigentliche Aufgabe der Theorie der Bedeutung, welche die grammatische Form von Sätzen aufdecken will. Diese Aufgabe muss von der Untersuchung einzelner Wörter (oder anderer semantischen Atome) getrennt behandelt werden.

Aber zurück zu dem anderen Lager. Hier ist die Wörterebene primär (in einem Wörterbuch kanonisiert), und die Bedeutung eines Satzes wird in Anlehnung an Regeln der Konstruktion gebildet. Ähnlich werden nach syntaktischen Regeln grammatisch richtige Sätze zusammengesetzt. Die Semantik läuft der Syntax parallel, oder diese kann von jener abgeleitet werden, was die Idee des *intensionalen Isomorphismus* [intensional isomorphism] von Carnap ist. Nun können einige Sätze mehrere Bedeutungen (oder Lektüren [Readings] in der Terminologie von Katz) erhalten, andere sind hingegen leer oder anomal (nicht bedeutungslos) in der Hinsicht, dass die hervorgerufenen Merkmale in Kollision stehen. Hier ist eine wichtige Differenz angedeutet. Sowohl lexikalische Bedeutungen, als auch die Regeln der Konstruktion werden von der Zeit und vom Kontext isoliert (und damit als type verstanden). Erst in einer konkreten Situation wird womöglich eine Bedeutung gewählt. Katz behauptet:

[T]he readings that a speaker gives a sentence in setting are a selection from those the sentence has in isolation.<sup>144</sup>

Dieses Zitat wird angegeben, weil an ihm auch gewisse Probleme aufgezeigt werden können. Mit dem Wort „Satz“ [sentence] ist zunächst einmal eine konkrete Äußerung (token) gemeint, in dem zweiten Vorkommen wird er als abstrakter Satz (type) gemeint. Ferner muss man zwischen der abstrakten und der konkreten Bedeutung unterscheiden und die letztgenannten besser als Gebrauch bezeichnen. Die angedeutete (und künftig benutzte) Differenz ist die zwischen der Bedeutung und der Interpretation, oder auch zwischen der Bedeutung und dem Gebrauch. Die Bedeutung ist immer abstrakt, isoliert, hingegen der Gebrauch ist eine Applikation der Bedeutung in einer konkreten (d. h. in Raum und Zeit bestimmbar) Situation. Dann könnte man sagen, dass die Bedeutung eines Wortes immer dieselbe ist,\* und das nennt man die *Transparenz* der Bedeutung. Folglich wird die Bedeutung einer Metapher, was sie in Isolation bedeutet; die Interpretation beschreibt hingegen, wie sie gebraucht wird.

Dieses Bild wird in der traditionellen Semantik problematisch, weil Metaphern meist anomal sind. Sie haben keine *Readings*, folglich kann man keine Bedeutung wählen oder benutzen. Das hat mehrere Autoren dazu veranlasst, die traditionelle Semantik zu revidieren. Z. B. Uriel Weinreich spricht von einer *interpretierbaren Deviation* [interpretable deviance].<sup>145</sup> Die Revision soll die Regeln betreffen, nach denen die Bedeutung in einer konkreten Situation zu Stande kommt. Hier kann man eine Analogie mit der Konzeption von Searle sehen, der gerade solche Regeln schildert, obwohl er eine ganz andere Terminologie benutzt.

Auch die Konzeption der interpretierbaren Deviation ist einer Kritik unterzogen worden. Eine nicht geringe Klasse von Metaphern kann auch buchstäblich interpretiert werden. Es ist eine Situation denkbar, in der die Metapher auch buchstäblich wahr sein kann. Beispielweise den Vers von Wilhelm Busch „Ferne Berge seh ich glühen!“ habe ich als Metapher unter dem Vorbehalt interpretiert, dass es sich nicht um einen Vulkan oder ein Waldfeuer handelt.† Nun gibt es keine Regel, die zwischen einer unwahren buchstäblichen Aussage und einer potenziell wahren interpretierbaren Deviation unterscheidet. Viele Aussagen, die lediglich syntaktisch korrekt sind, können als interpretierbare Deviation betrachtet werden.

---

\* Hier muss man von evidenten (und seltenen) Fällen der Homonymie, wie z. B. die Bank oder das Schloss, absehen.

† Siehe dazu den Anfang des Abschnitts o.4.1.

Ein Ausweg könnte sein, diese Aussagen für mehrdeutig zu halten. Die Mehrdeutigkeit betrifft einerseits eine Aussage (ob sie wörtlich oder metaphorisch gemeint ist), andererseits berührt sie die Frage, welche Bestandteile der Aussage metaphorisch verstanden werden sollen.\* Als Beispiel könnte der folgende Satz aus Schillers Drama „Die Braut von Messina“ dienen:

*Ein großes Lebendiges ist die Natur,  
Und alles ist Frucht und alles ist Samen.<sup>146</sup>*

Der zweite Teil des Satzes erlaubt mehrere Lesarten. Entweder kann er als eine Konkretisierung des ersten Teils verstanden werden. So werden die Wörter „Frucht“ und „Samen“ biologisch gemeint. Oder er drückt einen allgegenwärtigen Zusammenhang aller Dinge aus. Dann bedeutet das Wort „Frucht“ eher „Auswirkung“, „Ergebnis“, „Folge“ u. ä.; „Same“ wird als „Ansatzpunkt“, „Auslöser“ oder „Ursache“ gedeutet. Die erste Variante ist wörtlich, die zweite kann als eine metaphorische empfunden werden. Aber alle die von mir angegebenen Bedeutungen sind in Lexika<sup>†</sup> aufzufinden. Daraus ergibt sich, dass es sich um keine Metapher, sondern nur um eine Mehrdeutigkeit handelt. Die Pointe ist, um die metaphorische Sprache semantisch aufzufassen, muss sie buchstäblich werden, d. h. als tote Metapher betrachtet werden. Die Entscheidung, in welchem Umfang eine Metapher lexikalisiert wird, ist arbiträr und wird auch von äußeren Faktoren (wie z. B. Umfang des Wörterbuches oder eines Stichwortes) beeinflusst. Die Mehrdeutigkeit ist nur eine Notlösung des Problems der figurativen Sprache, wobei das Wesentliche der Metapher nivelliert wird.

Aus dieser Sichtweise kann der Unterschied zwischen toten und lebendigen Metaphern erneut aufgenommen werden. Es ist bereits angedeutet worden, dass tote Metaphern keine Metaphern mehr sind. Es sind Wörter, an denen noch spürbar ist, sie seien einst echte, lebendige Metaphern gewesen. Dies ist zu erkennen aufgrund der Tatsache, dass solche Wörter mehrdeutig sind; eine der Bedeutungen wird als primär angesehen und die andere oder die anderen sind aus einem metaphorischen Gebrauch dieser primären Bedeutung entstanden. Die Mehrzahl von mehrdeutigen Wörtern entspricht diesem Fall, und es ist eher schwierig, ein Wort zu finden, das keine tote Metapher ist.

#### 0.5.4 „Über Sinn und Bedeutung“ revidiert

Mein Vorhaben ist, die Bestimmung der Bedeutung wo möglich offen zu lassen. An dieser Stelle gestatte ich mir jedoch eine Ausnahme. Wie schon erwähnt, gehört Gottlob Freges Unterscheidung von Sinn und Bedeutung zu den Grundsteinen der analytischen Philosophie, und manche hier diskutierten Autoren arbeiten mit ihr. Die Sache ist um so komplizierter, als sich die ursprüngliche Terminologie von Frege nicht durchgesetzt hat. Überdies hat er selbst diese Unterscheidung nicht ausführlich ausgearbeitet, was breiten Raum für eine Reihe von manchmal sinnreichen Ergänzungen und Verbesserungen gelassen hat.

Frege eröffnet seinen Aufsatz „Über Sinn und Bedeutung“<sup>147</sup> mit einer Betrachtung des Paradoxons der Identität. Er diskutiert die Gleichungen  $a = a$  und  $a = b$  und stellt die Frage, was für eine Beziehung hier gleichgesetzt wird: „eine Beziehung zwischen Gegenständen? oder zwischen Namen oder Zeichen für Gegenstände?“<sup>148</sup> Wenn es sich um eine Beziehung zwischen Namen handelte, besagte die Gleichung  $a = b$  nur etwas über unsere (willkürliche) Sprachkonvention.

\* In der Ausdrucksweise von Max Black müsste man fragen, welcher Bestandteil der Aussage als *Fokus* angesehen wird. Ferner hat diese Mehrdeutigkeit Josef Stern thematisiert. Vgl. Stern, Josef: *Metaphor in Context*. Cambridge (Mass) 2000. S. 134.

† Z. B. in *Duden – Das Synonymwörterbuch*. 3. Aufl. Mannheim 2004 [CD-ROM].

Handelte es sich um eine Beziehung zwischen Gegenständen, wären die beiden Gleichungen genauso informativ, was nicht der Fall ist. Einen Ausweg findet Frege in folgender Schlüssel-formulierung:

Eine Verschiedenheit kann nur dadurch zustande kommen, daß der Unterschied des Zeichens einem Unterschiede in der *Art des Gegebenseins* des Bezeichneten entspricht.<sup>149</sup>

Die Art des Gegebenseins bezeichnet Frege als den *Sinn* eines Zeichens, den Gegenstand als die *Bedeutung*. Dann folgt ein berühmtes Beispiel: „Es würde die Bedeutung von ‚Abendstern‘ und ‚Morgenstern‘ dieselbe sein, aber nicht der Sinn.“<sup>150</sup> Leider hat Frege nicht viel darüber gesagt, was der Sinn sein könnte. Eins steht aber fest: Der Sinn und die Bedeutung sind von der privaten Vorstellung (von der mentalen Repräsentation) zu unterscheiden. Der Sinn ist objektiv, dagegen ist eine Vorstellung in der Terminologie Freges subjektiv; oder: ein Sinn ist eine *type*, eine Vorstellung ist ein *token*. Die Bedeutung ist nach Frege der Gegenstand, der materiell oder auch abstrakt sein mag (z. B. der Körper des Planeten Venus\* im Gegensatz zum Wahrheitswert). Aber auch die Bedeutung ist objektiv.

Nun zu der terminologischen Verwirrung. Es war Max Black, der erstmals den Aufsatz „Über Sinn und Bedeutung“ ins Englische übersetzt hat. Der Titel der Übersetzung lautet „On Sense and Reference“,<sup>151</sup> also übersetzt er „Sinn“ als „sense“ und „Bedeutung“ als „reference“. Der Ausdruck „meaning“ wird mit „sense“ gleichgesetzt, zumindest in den hier diskutierten Werken von Davidson und Searle. Diese Terminologie hat sich im englischsprachigen Bereich durchgesetzt.<sup>152</sup> Im Deutschen wird Freges „Sinn“ als „Bedeutung“ oder „Sinn“ und Freges „Bedeutung“ als „Bezugnahme“, „Bezug“ oder bloß „Bezugsgegenstand“ wiedergegeben.<sup>153</sup> Mit Ausnahme dieses Abschnitts werde ich die Terminologie Freges aufgeben und gelegentliche Hinweise explizit mit Freges Namen verknüpfen.

Wie hängt diese höchst wichtige Differenz mit der Problematik der Metapher zusammen? In Freges ganzem Werk ist ein gewisses Streben nach einer perfekten Sprache der Wissenschaft spürbar, und die Sprache der Kunst spielt nur eine untergeordnete Rolle. Doch gibt es in dem Aufsatz „Über Sinn und Bedeutung“ zwei Stellen, die uns etwas über die Sprache der Dichtkunst andeuten können. Die erste Stelle betrifft die Subjektivität von Vorstellungen. Wörter und Sätze können nur auf der Ebene der Vorstellungen verschieden sein, wobei der Sinn und die Bedeutung die gleichen bleiben. Frege gibt als Beispiel eine Übersetzung und fährt dann fort:

Zu den hier noch möglichen Unterschieden gehören die Färbungen und Beleuchtungen, welche Dichtkunst und Beredsamkeit dem Sinne zu geben suchen. Diese Färbungen und Beleuchtungen sind nicht objektiv, sondern jeder Hörer und Leser muß sie sich selbst nach den Winken des Dichters oder Redners hinzuschaffen. Ohne eine Verwandtschaft des menschlichen Vorstellens wäre freilich die Kunst nicht möglich; wieweit aber den Absichten des Dichters entsprochen wird, kann nie genau ermittelt werden.<sup>154</sup>

Diese Stelle kann über die Sprache der Dichtung und folglich über die Metapher mehr aussagen, als Frege vielleicht im Auge hatte. Der Hörer oder Leser muss selbst eine Tätigkeit vollziehen, um ein Kunstwerk zu genießen oder zu begreifen. Diese Tätigkeit hängt von seinen subjektiven Stimmungen ab, trotzdem ist sie nicht ganz willkürlich, und zwar ist sie „nach den Winken des Dichters“ ausgerichtet. Weiterhin ist diese Tätigkeit unbegrenzt, weil der Hörer die Absichten des Dichters nie genau ermitteln kann. Soweit Frege, aber man kann diese Überlegung weiterführen: Der Dichter winkt nur durch Wörter, die irgendeinen Sinn haben müssen. Wie ist es möglich, dass

---

\* Das hat einen offensichtlichen Nachteil: Mit irgendeiner Änderung materieller Gegenstände ändert sich auch die Bedeutung. Z. B. ändert sich die Menge aller Menschen und somit die Bedeutung des Wortes „Mensch“. Streng genommen, stehen alle materielle Gegenstände in einer ständigen Wechselwirkung mit ihrer Umgebung und ändern sich entsprechend.

er uns durch diese Wörter etwas von seinen subjektiven Vorstellungen sagt? Und wie ist es möglich, dass folglich die subjektiven Vorstellungen des Dichters mit denen des Lesers konvergieren können, wenn sie schon nie identisch werden können? Die Theorie der Metapher (z. B. die von Max Black) kann zumindest erste Aufschlüsse geben, wie diese Fragen zu beantworten sind, indem diese Tätigkeit untersucht wird. Frege würde sicher behaupten, diese Tätigkeit sei durchaus subjektiv. Die Theorien der Metapher versuchen seit Black zu zeigen, dass die subjektive Tätigkeit auch einen objektiven Aspekt haben könnte, „der fähig ist, gemeinsames Eigentum von vielen zu sein“<sup>155</sup>, wenn wir uns Freges Worte ausleihen dürfen.

Die zitierte Stelle hat Paul Ricoeur sicher vor Augen gehabt, als er die Interaktionstheorie von Black dafür kritisierte, dass sie nicht mit psychologischen Faktoren wie Gefühl und Einbildungskraft rechne:

This contention seems to run against a well-established—at least since Frege’s famous article “Sinn und Bedeutung” and Husserl’s *Logical Investigations*—dichotomy, that between *Sinn* or sense and *Vorstellung* or representation, if we understand “sense” as the objective content of an expression and “representation” as its mental actualization, precisely in the form of image and feeling.<sup>156</sup>

Die zweite Stelle, die ich aus Frege anführe, ist nicht weniger fruchtbar. Er diskutiert die Sprache der Literatur oder, in zeitgenössischer Ausdrucksweise, die sog. Fiktionskontexte. Der Name „Odysseus“ hat einen Sinn. Ob er auch eine Bedeutung hat, ist zweifelhaft. Es ist heute schwer festzustellen, ob Odysseus tatsächlich gelebt hat. Für das Verständnis der Gedichte von Homer ist diese Zweifelsfrage gar nicht wichtig. Frege überlegt sich weiter, wann wir nur bei dem Sinn bleiben und wann wir auch nach der Bedeutung streben:

Warum wollen wir denn aber, daß jeder Eigenname nicht nur einen Sinn, sondern auch eine Bedeutung habe? Warum genügt uns der Gedanke [d. i. der Sinn eines Satzes] nicht? Weil und soweit es uns auf seinen Wahrheitswert ankommt. Nicht immer ist dies der Fall. Beim Anhören eines Epos z. B. fesseln uns neben dem Wohlklange der Sprache allein der Sinn der Sätze und die davon erweckten Vorstellungen und Gefühle. Mit der Frage nach der Wahrheit würden wir den Kunstgenuß verlassen und uns einer wissenschaftlichen Betrachtung zuwenden. Daher ist es uns auch gleichgültig, ob der Name „Odysseus“ z. B. eine Bedeutung habe, solange wir das Gedicht als Kunstwerk aufnehmen. Das Streben nach Wahrheit also ist es, was uns überall vom Sinne zur Bedeutung vorzudringen treibt.<sup>157</sup>

Hier wird behauptet, der Sinn eines Satzes könne Vorstellungen und Gefühle erwecken. Und ferner, die Erweckung kann die primäre Absicht des Dichters sein. Der Wohlklang ist gewiss in der Dichtung (und auch in der Rhetorik) genauso wichtig, wie der Sinn. In der Philosophie verlassen wir uns nur auf den Sinn, was auch immer er sein mag. Hier lautet die Frage ähnlich, wie bei der vorigen Textpassage: Wie kann der Sinn Vorstellungen und Gefühle erwecken? Noch einen Hinweis können wir aus dem Zitat entnehmen: In der Sprache der Dichtung (und in der Metapher) geht es nicht um die Wahrheit. Das Streben nach der Wahrheit kann die Sprache der Kunst zerstören (oder analog: eine vitale Metapher in eine tote verwandeln). Diese Überlegung antizipiert die Bestreitung der metaphorischen Wahrheit. Zu der obigen Stelle fügt Frege noch eine beachtenswerte Fußnote bei:

Es wäre wünschenswert, für Zeichen, die nur einen Sinn haben sollen, einen besondern Ausdruck zu haben. Nennen wir solche etwa Bilder, so würden die Worte des Schauspielers auf der Bühne Bilder sein, ja, der Schauspieler selber wäre ein Bild.<sup>158</sup>

Hier erweist sich Frege als treuer Nachfolger der britischen Empiristen. Er war sich sicherlich der Tatsache bewusst, dass es keine scharfe Grenze zwischen alltäglichen und literarischen Kontexten

gibt, wie bereits in dem Motto des Tacitus angedeutet wird.\* Um eine eindeutige und zuverlässige Sprache der Wissenschaft zu schaffen, müssten die literarischen Kontexte gekennzeichnet werden – möglicherweise um sie leichter verbieten zu können. Die Detektion der Metapher ist ein ähnliches Problem. In unserer Sprache gibt es keinen zuverlässigen Ausdruck, der eine Metapher kennzeichnen könnte. Kein solcher Ausdruck ist zuverlässig, weil er selbst metaphorisch benutzt werden kann.† Die wörtliche und die metaphorische Sprache sind auf ähnliche Weise vermengt.

Eine unmittelbare Anwendung dieser Problematik gibt es bei Donald Davidson. Frege diskutiert nämlich, wie sich die Sprache in sog. indirekten Kontexten verhält:

[D]ie Wörter werden in der ungeraden Rede *ungerade* gebraucht oder haben ihre *ungerade* Bedeutung. Wir unterscheiden demnach die *gewöhnliche* Bedeutung eines Wortes von seiner *ungeraden* und seinen *gewöhnlichen* Sinn von seinem *ungeraden* Sinne. Die ungerade Bedeutung eines Wortes ist also sein gewöhnlicher Sinn.<sup>159</sup>

Die indirekten Kontexte sind syntaktisch (durch Anführungszeichen) oder semantisch (z. B. durch Modalverben) zu erkennen. Wenn dies auch im Fall der Metapher gelten würde, könnte man mit Davidson eine Frege'sche Theorie der Metapher skizzieren:

Ein Wort [...] hat zusätzlich zu seinem natürlichen Bereich der Anwendung oder Bezugnahme [orig. reference] zwei spezielle oder übernatürliche Anwendungsbereiche, einen für Metaphern und den anderen für modale Kontexte und dergleichen. In beiden Fällen übt die ursprüngliche Bedeutung [orig. meaning, also der Frege'sche Sinn] auch weiterhin ihre Wirkung aus vermöge einer Regel, die die verschiedenen Bedeutungen miteinander verbindet.<sup>160</sup>

Davidson verwirft diese Auffassung, weil für ihn – wie im Kapitel 1.2.3 gezeigt werden wird – die vorher gemachte Annahme (betreffend der scharfen Trennung zwischen der metaphorischen und wörtlichen Sprache) unhaltbar ist. Das wichtigste Wort in dem Zitat ist „Regel“, was eine Anspielung auf die Regeln der Interaktion von Max Black beinhalten könnte.‡ Diese Analogie darf man aber nicht zu weit ausdehnen. Frege behauptet nämlich: „Wenn man in der gewöhnlichen Weise Worte gebraucht, so ist das, wovon man sprechen will, deren Bedeutung.“<sup>161</sup> Ergo, ein assertorischer Satz spricht normalerweise von seinem Wahrheitswert. Ein metaphorischer Satz spricht dagegen nicht mehr von irgendeinem Wahrheitswert, sondern von einem (nach einer Regel geänderten) Sinn. Die Konklusion dieser Überlegung sollte sein: Wenn den Metaphern überhaupt Wahrheitswerte zukommen würden, so muss es sich um eine andere Art handeln, als in dem Fall der buchstäblichen Sätze. Diese Konsequenz dürfte Davidson nicht gemeint haben, sie entspricht jedoch seiner Auffassung weit mehr als der von Black.

Im Lichte dessen, was in diesem Abschnitt schon geschrieben worden ist, kann es nicht überraschen, dass Searle eine Klassifikation der Theorien der Metapher in Freges Terminologie vornimmt. Um weitere terminologische Konfusion zu verhindern, bleibe die Textstelle zuerst in der Originalfassung:

---

\* Das Bild eines Schauspielers auf der Bühne erinnert an ein Gleichnis von Kierkegaard: Ein Clown soll das Publikum benachrichtigen, dass hinter den Kulissen Feuer ausbrach. Diese halten es jedoch für einen Witz, eine Fortsetzung der Nummer, und applaudieren. Vgl. Kierkegaard, Sören: *Entweder / Oder*. Erster Teil. Düsseldorf 1956. S. 32.

† Als Beispiel kann folgender Ausschnitt aus Heinrich Heines *Ludwig Börne* dienen: „Es ist vielleicht *metaphorisch* gemeint, wenn Börne behauptet: im Fall ihm ein König die Hand gedrückt, würde er sie nachher ins Feuer halten, um sie zu reinigen; es ist aber durchaus nicht *bildlich*, sondern ganz *buchstäblich* gemeint, daß ich, wenn mir das Volk die Hand gedrückt, sie nachher waschen werde.“ (Heine, Heinrich: *Werke und Briefe in zehn Bänden*. Berlin und Weimar 1972. Bd. 6, S. 156. Meine Hervorhebung.) Wenn es sich ausdrücklich um eine nicht-metaphorische Sprache handelt, wie kann man dann dem Volk die Hand drücken?

‡ Davidson bezieht sich an dieser Stelle explizit auf die Theorie von Paul Henle, die in hier wichtigen Punkten der von Black ähnlich ist.



[T]he comparison view [d. h. die Vergleichstheorie] tries to explain metaphor as a relation between *references*, and the interaction view tries to explain it as a relation between *senses* and beliefs associated with references. The proponents of the interaction view see correctly that the mental processes and the semantic processes involved in producing and understanding metaphorical utterances cannot involve *references* themselves, but must be at the level of intentionality, that is, they must involve relations at the level of beliefs, meanings, associations, and so on.\*

#### 0.5.4.1 Anhang: Ricoeurs Hermeneutik

Das Thema der Metapher spielt im Werk Ricoeurs eine wichtige Rolle; ja, man kann sagen, es ist eins der Hauptthemen. Die Darstellung ist dem Abschnitt „Über Sinn und Bedeutung“ *revidiert* untergeordnet, denn seine Theorie ist im Kern eine Frege'sche. Im Vorwort zur deutschen Ausgabe des Buches *Die lebendige Metapher*<sup>162</sup> steht:

Die erste große Begriffsdifferenzierung [...] beruht auf der Anwendung einer fundamentalsten, G. Frege entlehnten Unterscheidung, derjenigen nämlich von Sinn und Bedeutung, auf den Bereich des Dichterischen.<sup>163</sup>

In diesem Überblick schränken wir uns auf zwei kürzere Aufsätze ein und lassen das Hauptwerk *Die lebendige Metapher* vorerst beiseite.

Ricoeur geht davon aus, das Hauptproblem der Hermeneutik sei das der Interpretation. „Interpretation“ wird anfangs gemeint als Interpretation von längeren schriftlichen Texten und als Wechselwirkung von Text-Interpretation und Selbst-Interpretation (sog. hermeneutischer Zirkel). Man kann hier an die Verwendung des Ausdrucks „Interpretation“ in den vorigen Abschnitten anknüpfen: ein Text (resp. dessen Bedeutung) ist eine type, dessen Interpretation ist ein token. Eine Metapher ist ein kurzer Textabschnitt, der aber (in einem hervorragenden Sinne) kontextuell an das Ganze gebunden ist: Lokale Metaphern müssen aus dem Text als ganzem interpretiert werden, und umgekehrt sollte die Interpretation eines Textes von seinen Bestandteilen (potenziell aus Metaphern) ausgehen.

Solche kontextuellen Abhängigkeiten zu untersuchen, ist der Gegenstand der Interaktionstheorie, mit der Ricoeur teilweise übereinstimmt. Er würde zugestehen: „ein Wort enthält metaphorische Bedeutung in spezifischen Kontexten, innerhalb deren es anderen, wörtlich zu nehmenden Wörtern gegenübergestellt wird.“<sup>164</sup> Ricoeur diskutiert weiter Blacks zentralen Begriff „System assoziierter Gemeinplätze“ und erhebt folgende Einwände: (a) Black arbeitet nur mit beinahe trivialen Beispielen, wie „Richard is a gorilla, fox, lion, pig...“ (Ricoeur spricht von einem *Bestiarium*); und demzufolge (b) handelt es sich in der Metapher für ihn nur um eine bloße Verwirklichung der potentiellen Skala von Gemeinplätzen oder Konnotationen. Eigentlich ist nichts Neues (keine neue Bedeutung) entstanden, es ist nur eine Variation innerhalb eines vorgegebenen Schemas.

Konzentriert sich man aber auf echte Metaphern, so kann man folgenden Anspruch erheben: Die Metapher ist „eine momentane Sprachschöpfung, eine semantische Innovation, [die] in der Sprache keinen bereits bestehenden Status hat, weder als Bezeichnung noch als Konnotation.“<sup>165</sup> Die Innovation sollte von dem Leser bzw. Hörer stammen oder mindestens aus deren Stand-

---

\* Searle, John: „Metaphor“, S. 104f. Meine Hervorhebung. Die deutsche Übersetzung lautet: „Die Vergleichsauffassung versucht, Metapher als Beziehung zwischen [Frege'schen] Bedeutungen zu erklären, die Wechselwirkungsauffassung [d. h. die Interaktionstheorie] hingegen als Beziehung zwischen Sinn und mit den Bedeutungen assoziierten Überzeugungen. Die Vertreter der Wechselwirkungsauffassung haben richtig erkannt, daß die mentalen und semantischen Prozesse, die beim Hervorbringen und Verstehen metaphorischer Äußerungen eine Rolle spielen, nicht Gegenstände selbst umfassen können, die von den Ausdrücken bezeichnet werden, sondern daß sie vielmehr auf der Ebene der Intentionalität liegen müssen – das heißt, daß sie Beziehungen auf der Ebene der Überzeugungen, Bedeutungen, Assoziationen usw. umfassen müssen.“ (Searle, John: „Metapher“. S. 114) Der Ausdruck „Bedeutung“ im letzten Satz soll als Frege'scher Sinn verstanden werden.

punkten erklärt werden. Sonst würde der Sprecher, indem er eine Metapher ausspricht, eine zwar neue Kombination liefern, die jedoch ebenso ohne eine Metapher reproduzierbar wäre. In dieser Behauptung steckt, dass die metaphorische Bedeutung keine type sein kann, sondern ein token sein muss, wie bereits im Abschnitt „Die type/token Distinktion“ auf Seite 42 angeführt. Die Interaktionstheorie kann so verstanden werden, dass sie in dem Text erhaltene Indizien deutlich macht, oder vielleicht noch allgemeiner, dass sie Ratschläge beibringen kann, wie eine konkrete Metapher zu interpretieren ist. Hier befindet sich Ricœur in einer bemerkenswerten Übereinstimmung mit Davidson, welcher der Interaktionstheorie eine ähnliche Rolle zugeschrieben hat.<sup>166</sup> Aus dieser Transponierung der Interaktionstheorie ergeben sich zwei wichtige Folgerungen: (a) eine Konnotation kann für wahrscheinlicher als eine andere, nicht aber für eine wahre gehalten werden; (b) die Skala von Konnotationen ist im Prinzip unbegrenzt, wie schon auf Seite 34 angemerkt. Ricœur resümiert diese Überlegung in folgendem Prinzip:

Alle Konnotationen, die passen, müssen einbezogen werden; das Gedicht bedeutet alles, was es bedeuten kann.<sup>167</sup>

Dieses Prinzip bedeutet für ihn, dass wir nicht bei der bloßen Sorge um den „Sinn“ beharren können. Eine echte Metapher sagt etwas über ihren Bezugsgegenstand (d. h. die Bedeutung Freges). Ricœur will nicht auf der Ebene des Sinns bleiben, wie es für die Sprache der Kunst von Frege vorgeschlagen worden ist.

Nun stehen wir vor einem Dilemma: Die Metapher soll durch ihren von dem Leser hervorgerufenen Sinn sich auf einen Bezugsgegenstand beziehen. Andererseits und zugleich soll der Leser in einer solchen Tätigkeit teilweise frei bleiben. Oder es stellt sich die folgende Frage:

Weshalb sollen wir neue Bedeutungen aus unserer Sprache herausholen, wenn wir nichts *Neues* zu sagen, wenn wir keine neue Welten zu projizieren hätten? Sprachschöpfungen wären sinnlos, wenn sie nicht der allgemeinen Absicht dienen, neue Welten aus der Dichtung erstehen zu lassen.<sup>168</sup>

Die Sprachschöpfung ist nur „die eine Seite der Medaille“, es soll auch neue Realität entstehen. Benennungen für diese Tätigkeit sind längst bekannt und benutzt worden: die *Poiësis*, die schöpferische Nachahmung der Wirklichkeit, die produktive Einbildungskraft. Ricœur entwickelt diese Gedanken in mehreren Varianten, entweder in aristotelischen Begriffen (*Poiësis* und *Mimësis*) oder in kantischer Terminologie (Einbildungskraft). Versuchen wir ihm auf dem kantischen Pfad zu folgen.

Zuerst muss man einen angemessenen Begriff der Einbildungskraft gewinnen. Der Einwand gegen die analytische Philosophie richtet sich auf ihre überwiegend nominalistischen Wurzeln:

[T]his theory of imagination must deliberately break with Hume and draw on Kant, specifically on Kant's concept of productive imagination *as schematizing a synthetic operation*.<sup>169</sup>

Ricœur beschreibt einen dreistufigen von Kant inspirierten Prozess, wie die produktive Einbildungskraft funktionieren kann, und wie sie dann die semantische Seite der Metapher beeinflusst. In dem ersten Schritt geht er vom verbalen Aspekt aus, wie dies alle analytischen Theorien tun. Die Metapher ist erst als Inkompatibilität zu entdecken (das betrifft die Frage nach der Detektion). Daraus ergibt sich eine gewisse Spannung zwischen der im Text steckenden Inkompatibilität und einer gewollten Kompatibilität. Genau diese Spannung (zwischen „Tenor“ und „Vehikel“) hatte I. A. Richards im Auge, als er den Terminus „Interaktion“ vorschlug. Ricœur prägt weiter den Terminus „predicative assimilation“ als eine Art des kantischen Schematismus. Die Einbildungskraft produziert eine neue Begriffsordnung, indem die alte Ordnung oder Kategorisierung bewahrt bleibt.

In dem zweiten Schritt muss die neu entstehende semantische Innovation bildlich werden, oder ein ikonisches Element der Metapher muss hervorgehoben werden. Das Bildliche sollte aber nicht in dem Sinne Humes (als eine schwache Impression) verstanden werden, sondern kantisch als Schema: „Diese Vorstellung nun von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriff sein Bild zu verschaffen, nenne ich das Schema zu diesem Begriffe.“<sup>170</sup> So unterscheidet Kant ein Bild von seinem Schema. Ricoeur deutet hier einen möglichen Zusammenhang mit Wittgensteins Idee des Sehens-als an.\* In diesem Punkt lässt sich die oben diskutierte Distinktion zwischen dem Sinn und der Vorstellung nicht ziehen.

In dem dritten und letzten Schritt muss der Bezugsgegenstand bestimmt werden. Dieser wird nicht durchaus verschwinden, sondern die Referenzfunktion (des Sinnes) wird gespalten [sog. „split reference“<sup>171</sup>]. Dies wird mit dem bekannten Märchenbeginn „Es ist wahr und nicht wahr ...“ illustriert. Der Bezugsgegenstand ist nicht absent, sondern muss entsprechend einer komplexen Strategie gefunden werden. Dieser Prozess kann erst nach der Ausschaltung der primären Referenzfunktion einsetzen; die neue Referenzfunktion entsteht aus den „Ruinen“ der älteren.

Soweit Paul Ricoeur. Es ist merkwürdig, wie nahe die geschilderte Theorie einigen Formulierungen von Max Black steht. Folgendes Zitat stammt aus Blacks „Mehr über die Metapher“:

Es wäre in einigen dieser Fälle (d. h. wo Metaphern Ähnlichkeiten unterstellen, die anders schwer erkennbar wären) aufschlußreicher zu sagen, die Metapher schafft die Ähnlichkeit, statt zu sagen, sie formuliert eine bereits existierende Ähnlichkeit.<sup>172</sup>

Hier zitiert Black aus seiner älteren Arbeit „Die Metapher“, neu ist der Zusatz in den Klammern. Man möchte beifügen, mit der Beifügung hat Black den Eindruck zerstört und verraten, die Hume'sche Theorie der Einbildungskraft zu vertreten.

In dem ersten Schritt Ricoeurs wird das gleiche Problem behandelt wie in der Interaktionstheorie. Nun stehen die Theorien in einem Kreuzungspunkt, der das Wesen der Ähnlichkeit betrifft: Entweder handelt es sich um eine vorher existierende Ähnlichkeit, oder sie ist neu synthetisiert. Stellte der Bezugsgegenstand der Metapher eine existente (obzwar verborgene, vorher nicht erblickte) Ähnlichkeit vor, so würde die Interaktionstheorie der Kritik Davidsons unterliegen. Ein anderer Weg wäre der von Frege: Es gibt keinen Bezugsgegenstand in der Sprache der Kunst.

Der zweite Schritt – *in nuce* die Psychologie der Metapher – dürfte in der analytischen Philosophie auf den ersten Blick kaum eine Parallele finden. Untersucht man aber näher die Ausdrücke, die Davidson zur Erklärung seiner Pointe oder der Wirkung der Metapher benutzt, scheint es doch eine gewisse Parallele zu geben. Ebenfalls mag der dritte Schritt Ricoeurs mit der Davidson'schen Wirkung in Einklang stehen, obwohl Davidson sich nie über irgendeine metaphorische Referenz geäußert hat. Also *in summa*: Weder Davidson noch Ricoeur haben gezeigt, wie die Pointe oder die gesplattete Referenzfunktion genau funktioniert.<sup>†</sup>



Die weitere Gliederung dieser Arbeit wird die oben skizzierte dreistufige Struktur der Erfassung von Metaphern befolgen. Der erste Schritt, Entdeckung einer Inkongruenz, einer Abweichung, wird im Kapitel 1 „Detektion und Annahme der Metapher“ untersucht. Das Kapitel 2 „Metaphorische Bedeutung“ soll sich vornehmlich mit der Spaltung der Referenzfunktion des Sinnes beschäftigen, obwohl auch das bildliche Element nicht unbeachtet bleibt. Die Referenzfunktion wird wesentlich

---

\* Eine ähnliche Andeutung hat auch Davidson gemacht (siehe dazu die auf Seite 32 vorgestellte Idee oder den Abschnitt 2.2.4.2 „Das Hasen-Enten-Bild“).

† Eine Andeutung der Verwandtschaft der Theorien Ricoeurs und Davidsons wird in Davies, Stephen: „Truth-Values and Metaphors“. S. 296 ausgesprochen.

als eine intensionale Funktion ausgedeutet. Im dritten und abschließenden Kapitel wird konturiert, warum die Spaltung erfolgen muss und was damit erreicht werden kann. Abgehandelt werden verschiedene Anwendungen der Metapher und somit auch mögliche Bezugsgegenstände, um ihre referentielle Funktion wieder zu vereinigen.



## LITERATURANGABEN ZUM KAPITEL O

- <sup>1</sup> Tacitus: *Annales*. 4. 58, 3; Rilke, Rainer Maria: „Das Stundenbuch“. In: ders.: *Sämtliche Werke*. Wiesbaden und Frankfurt a. M. 1955-1966. Bd. 1, S. 263.
- <sup>2</sup> Kant, Immanuel: „Kritik der Urteilskraft“. In: *Kants gesammelte Schriften*. Akademie-Ausgabe. Berlin 1900ff. Bd. 5. S. 308. [§ 47]
- <sup>3</sup> Black, Max: „More about Metaphor“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Cambridge 1979. S. 14-43; Dt. ders.: „Mehr über die Metapher“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 379-413. Hier: S. 387. Weiter als MüdM abgekürzt.
- <sup>4</sup> Goethe, Johann Wolfgang von & Schiller, Friedrich: „Xenien und Votivtafeln“. In: Goethe, Johann Wolfgang von: *Berliner Ausgabe*. Berlin 1960ff. Bd. 2, S. 496.
- <sup>5</sup> Morgenstern, Christian: „Melencolia“. In: ders.: *Ausgewählte Werke*. Leipzig 1975. Bd. 7, S. 7.
- <sup>6</sup> Diels, Hermann (Hrsg.): *Die Fragmente der Vorsokratiker*. Griechisch und Deutsch von Hermann Diels. Vierte Auflage, 1. und 2. Band, Berlin: Weidmannsche Buchhandlung, 1922. Bd. 1, S. 88.
- <sup>7</sup> Vgl. Rumelhart, David E.: „Some problems with the notion of literal meanings“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Second Edition. Cambridge 1993. S. 71-82.
- <sup>8</sup> Davidson, Donald: „What Metaphors Mean“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation* (Second Edition). Oxford 2001. S. 245-264; urspr. in: *Critical Inquiry* 5, 1978. S. 31-47; zitiert aus der dt. Übersetzung „Was Metaphern bedeuten“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998. S. 49-75. Weiter als WMB abgekürzt. Hier: S. 49. Meine Hervorhebung.
- <sup>9</sup> Nietzsche, Friedrich: „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn“. In: *Werke in drei Bänden*. München 1954. Bd. 3, S. 312f. Der richtige Titel dieser Schrift lautet jedoch „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“.
- <sup>10</sup> Rumelhart, David E.: „Some problems with the notion of literal meanings“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Second Edition. Cambridge 1993. S. 74.
- <sup>11</sup> Searle, John: „Metaphor“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Cambridge 1979; Dt. „Metaphor“. In: Searle, John: *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchung zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 1982. S. 98-138. Hier: S. 98.
- <sup>12</sup> Hofmannsthal, Hugo von: *Gesammelte Werke, Gedichte. Dramen 1*. Frankfurt a. M. 1979. S. 135.
- <sup>13</sup> Vgl. Cooper, David E.: „Truth and Metaphor“. In: Mooij, J. J. A. & Ankersmit, F. R. (Hrsg.): *Knowledge and Language, Volume III, Metaphor and Knowledge*. Dordrecht: Kluwer Academic Publisher, 1993. S. 37-47; Der Autor diskutiert den Begriff „in der Wahrheit“ von Kierkegaard und die Konzeption der Erschlossenheit von Heidegger. Ähnliche Gedanken findet man in Harries, Karsten: „The Many Uses of Metaphor“. In: Sacks, Sheldon (Hrsg.): *On Metaphor*. Chicago 1978. S. 165-172.
- <sup>14</sup> Als Grundlage zur weiteren Darstellung dienten mir folgende Arbeiten: Johnson, Mark: „Introduction: Metaphor in the Philosophical Tradition“. In: Ders. (Hrsg.): *Philosophical Perspectives on Metaphor*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1981. S. 3-47; Rolf, Eckard: *Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie*. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2005. Bes. S. 21-34; Reimer, Marga & Camp, Elisabeth: „Metaphor“. In: Lepore, E. & Smith, B. (Hrsg.): *Handbook of Philosophy of Language*. Oxford 2006. S. 845-863; Ricœur, Paul: *La métaphore vive*. Paris 1975; Dt. Ders.: *Die lebendige Metapher*. München 1986. S. 13-55.
- <sup>15</sup> Platon: *Sämtliche Werke*. Berlin 1940. Bd. 2, S. 371. Meine Hervorhebung.
- <sup>16</sup> a. a. O., S. 372.
- <sup>17</sup> a. a. O., S. 373.
- <sup>18</sup> a. a. O., S. 376. Meine Hervorhebung.
- <sup>19</sup> a. a. O., S. 386.
- <sup>20</sup> a. a. O., S. 387.
- <sup>21</sup> a. a. O., S. 383.
- <sup>22</sup> Aristoteles: *Poetik*. Übersetzt von Olof Gigon. Stuttgart 1964. [1457b]
- <sup>23</sup> Vgl. Rolf, Eckard, a. a. O., S. 22f.
- <sup>24</sup> Aristoteles: *Poetik*. Übersetzt und herausgegeben von Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam, 1994. S. 67. [1457b]
- <sup>25</sup> Ricœur, Paul: *Die lebendige Metapher*. München 1986. S. 22f.
- <sup>26</sup> a. a. O., S. 24.
- <sup>27</sup> Aristoteles: *Poetik*. Stuttgart: Reclam, 1994. S. 69. [1457b]
- <sup>28</sup> a. a. O., S. 77. [1459a]
- <sup>29</sup> Aristoteles: *Rhetorik*. Übersetzt von Franz G. Sieveke. München: Wilhelm Fink, 1980. S. 193. [1411b] Hervorhebung im Original.
- <sup>30</sup> a. a. O., S. 194f. [1412a]

- <sup>31</sup> Rolf, Eckard: *Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie*. Berlin, New York 2005. S. 23ff.
- <sup>32</sup> a. a. O., S. 25. Hervorhebung im Original.
- <sup>33</sup> Johnson, Mark, a. a. O., S. 5f.
- <sup>34</sup> Aristoteles: *Poetik*. Stuttgart 1994. S. 69. [1457b]
- <sup>35</sup> Aristoteles: *Rhetorik*. München 1980. S. 176. [1406b] Hervorhebung im Original.
- <sup>36</sup> a. a. O., S. 190. [1410b]
- <sup>37</sup> a. a. O., S. 195. [1412a] Beifügungen in eckigen Klammern stammen vom Übersetzer.
- <sup>38</sup> a. a. O., S. 198. [1413a]
- <sup>39</sup> Vgl. Rolf, Eckard, a. a. O., S. 30f.
- <sup>40</sup> Cicero, Marcus Tullius: *De oratore*. Lateinisch / Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Harald Merklin. 2., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage. Stuttgart: Reclam, 1976. S. 542. [3.38.156-7]
- <sup>41</sup> a. a. O., S. 543.
- <sup>42</sup> Vgl. Rolf, Eckard: *Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie*. Berlin, New York 2005. S. 31.
- <sup>43</sup> Quintilianus, Marcus Fabius: *Ausbildung des Redners* [Institutio oratoria]. Zwölf Bücher. Herausgegeben und übersetzt von Helmut Rahn. 2., durchgesehene Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1988. Teil 2. S. 220. [VIII 6, 8-9]
- <sup>44</sup> a. a. O., S. 221.
- <sup>45</sup> Ricœur, Paul, a. a. O., S. 33f. Hervorhebung im Original.
- <sup>46</sup> Aquin, Thomas von: *Summa theologiae*. Übersetzt von Dominikanern und Bedendiktinern Deutschlands und Österreichs, herausgegeben von Katholischen Akademieverband. Salzburg: Anton Pustet [o. J.]. Bd. I, S. 26. [I, 1, 9]
- <sup>47</sup> a. a. O., S. 27.
- <sup>48</sup> a. a. O., S. 28.
- <sup>49</sup> a. a. O., S. 278. [I, 13, 6]
- <sup>50</sup> a. a. O., S. 292. [I, 13, 9]
- <sup>51</sup> a. a. O., S. 293.
- <sup>52</sup> Vgl. de Man, Paul: „The Epistemology of Metaphor“. In: Sacks, Sheldon (Hrsg.): *On Metaphor*. Chicago 1979. S. 11-28; Dt. Epistemologie der Metapher. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 414-437. Zu dem Problem bes. die S. 431ff.
- <sup>53</sup> Kant, Immanuel: „Kritik der Urteilskraft“. In: *Kants gesammelte Schriften*. Akademie-Ausgabe. Berlin 1900ff. Bd. 5. S. 351ff. [§ 59. „Von der Schönheit als Symbol der Sittlichkeit“]
- <sup>54</sup> a. a. O., S. 295.
- <sup>55</sup> a. a. O., S. 296. Meine Hervorhebung.
- <sup>56</sup> a. a. O. Meine Hervorhebung.
- <sup>57</sup> a. a. O., S. 297.
- <sup>58</sup> a. a. O., S. 296.
- <sup>59</sup> Vgl. de Man, Paul, a. a. O.
- <sup>60</sup> Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. 4. Auflage. Tübingen 1975. S. 71.
- <sup>61</sup> a. a. O.
- <sup>62</sup> Locke, John: *Versuch über den menschlichen Verstand. In vier Büchern*. Übersetzt und erläutert von J. H. von Kirchmann. Berlin: L. Heimann, 1872. Bd. 2, S. 118ff.
- <sup>63</sup> a. a. O. Meine Hervorhebung.
- <sup>64</sup> Descartes, René: „Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung“. In: ders.: *Philosophische Schriften in einem Band*. Hamburg 1996. S. 31.
- <sup>65</sup> Locke, John: *An Essay Concerning Human Understanding*. Hrsg. von John W. Yolton. London, New York 1961. Buch III, Kap. X, Par. 34.
- <sup>66</sup> de Man, Paul: „Epistemologie der Metapher“. S. 416.
- <sup>67</sup> Locke, John, a. a. O., Bd. 2, S. 7.
- <sup>68</sup> a. a. O., Bd. 2, S. 8.
- <sup>69</sup> a. a. O., Bd. 2, S. 22.
- <sup>70</sup> a. a. O., Bd. 2, S. 24.
- <sup>71</sup> de Man, Paul: „Epistemologie der Metapher“. S. 419.

- <sup>72</sup> Mill, John Stuart: *System der deduktiven und induktiven Logik*. Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn, 1868. Bd. 2, S. 394. [Buch 5, Kap. 5 „Fehler der Generalisation“, § 7]
- <sup>73</sup> a. a. O., S. 395.
- <sup>74</sup> a. a. O.
- <sup>75</sup> Rousseau, Jean-Jacques: „Essay über den Ursprung der Sprachen, worin auch über Melodie und musikalische Nachahmung gesprochen wird“. In: ders.: *Musik und Sprache. Ausgewählte Schriften*. Übersetzt von Dorothea Gülke und Peter Gülke. Wilhelmshaven: Noetzel, Heinrichshofen-Bücher, 2002. Hier: S. 105.
- <sup>76</sup> Herder, Johann Gottfried: „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“. In: *Sturm und Drang. Weltanschauliche und ästhetische Schriften*. Hrsg. von Peter Müller, Bd. 1 und 2, Berlin und Weimar: Aufbau, 1978. Bd. 1, S. 173.
- <sup>77</sup> a. a. O., S. 175. Hervorhebung im Original.
- <sup>78</sup> Nachlass 202:53.
- <sup>79</sup> Busch, Wilhelm: „Kritik des Herzens“. In: ders.: *Sämtliche Werke*. München 1943. Bd. 6, S. 248.
- <sup>80</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 61.
- <sup>81</sup> Henle, Paul: „Metaphor“. In: Johnson, Mark (Hrsg.): *Philosophical Perspectives on Metaphor*. Minneapolis 1981. S. 83-104; [In: Henle, Paul (Hrsg.): *Language, Thought, and Culture*. Ann Arbor: The University of Michigan Press, 1958. S. 173-195; Dt. in: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 80-105.]
- <sup>82</sup> Fogelin, Robert J.: *Figuratively Speaking*. New Heaven & London: Yale University Press, 1988.
- <sup>83</sup> Black, Max: „Metaphor“. In: ders.: *Models and Metaphors, studies in language and philosophy*. Ithaca: Cornell University Press, 1962. S. 25-47; Dt. ders.: „Die Metapher“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 55-79.
- <sup>84</sup> Richards, Ivory A.: *The Philosophy of Rhetoric*. Oxford: Oxford University Press, 1936; Dt. Übersetzung der Kapitel über die Metapher in: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 31-52.
- <sup>85</sup> a. a. O., S. 93. [dt. S. 34.]
- <sup>86</sup> z. B. Lakoff, George & Johnson, Mark: *Metaphors we live by*. Chicago 1980; Kittay, Eva Feder: „Metaphor“. Oxford 1987; Stern, Josef: *Metaphor in Context*. Cambridge (Mass) 2000.
- <sup>87</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 49.
- <sup>88</sup> z. B. Rorty, Richard: „Unfamiliar Noises: Hesse and Davidson on Metaphor“. *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Vol. 61, 1987 oder Wheeler, Samuel C.: „Metaphor According to Davidson and de Man“. A. a. O.
- <sup>89</sup> Vgl. Mulberry, Greig R.: *Rorty, Davidson, and Metaphor*. Farrell, Frank: „Metaphor and Davidsonian Theory of Meaning“. *Canadian Journal of Philosophy* 17, No. 3, 1987. S. 625-642; und teilweise auch Wheeler, Samuel C.: „Metaphor According to Davidson and de Man“. A. a. O.
- <sup>90</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 51.
- <sup>91</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 52.
- <sup>92</sup> Rorty, Richard: „Unfamiliar Noises: Hesse and Davidson on Metaphor“. A. a. O.
- <sup>93</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 74.
- <sup>94</sup> Black, Max: HMW.
- <sup>95</sup> a. a. O., S. 184.
- <sup>96</sup> Zu dem zweiten Punkt der Kritik vgl. Reimer, Marga: „The Problem of Dead Metaphors“. *Philosophical Studies* 82:1, 1996. S. 13-25; Reimer, Marga: „Davidson on Metaphor“. *Midwest Studies in Philosophy* 25, 2001. S. 142-155; Wheeler, Samuel C.: „Metaphor According to Davidson and de Man“.
- <sup>97</sup> Grice, H. Paul: „Logic and Conversation“. In: Cole, Peter & Morgan, Jerry L. (Hrsg.): *Syntax and Semantics*, Volume 3, Speech Acts, New York: Academic Press, 1975. S. 41-58; dt. „Logik und Konversation“. In: Meggle, Georg (Hrsg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt a. M. 1979. S. 243-265. Die Metapher und andere Figuren werden auf der Seite 53 der Originalausgabe betrachtet.
- <sup>98</sup> Searle, John: „Die Metapher“. S. 98-138.
- <sup>99</sup> a. a. O., S. 92f. Meine Hervorhebung.
- <sup>100</sup> Nietzsche, Friedrich: „Dionysos-Dithyramben“. In: ders.: *Werke in drei Bänden*. München 1954. Bd. 2, S. 1265.
- <sup>101</sup> Zur Kritik und einer möglichen Verbesserung siehe Berg, Jonathan: „Metaphor, Meaning, and Interpretation“. *Journal of Pragmatics* 12, 1988. S. 695-709.
- <sup>102</sup> Vgl. Rumelhart, David E.: „Some problems with the notion of literal meanings“.
- <sup>103</sup> Vgl. Grice, H. Paul: „Utterer’s Meaning and Intention“. *The Philosophical Review* 78, No. 2, 1969. S. 147-177.
- <sup>104</sup> Zur Affinität der Interaktionstheorie und zu der von Searle vgl. Levin, Samuel L.: „Language, concepts, and worlds: Three domains of metaphor“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Second Edition. Cambridge 1993. S. 112-123. Zur Anwendung von Davidsons Argumenten gegen die metaphorische Bedeutung auf Searles Theorie vgl. Davies, Stephen: „Truth-Values and Metaphors“. *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 42, No. 3, 1984. S. 291-302.

- <sup>105</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 73. Meine Hervorhebung.
- <sup>106</sup> Ricœur, Paul: „The Metaphorical Process as Cognition, Imagination, and Feeling“. In: Sacks, Sheldon (Hrsg.): *On Metaphor*. Chicago 1979. S. 141-157; [Urspr. in: *Critical Inquiry* 5, 1978. S. 123-142.] Die Kritik an Black findet sich auf S. 145, Fußnote 2.
- <sup>107</sup> Vgl. Davies, Stephen: „Truth-Values and Metaphors“. S. 295f.
- <sup>108</sup> Jakobson, Roman: „Der Doppelcharakter der Sprache und die Polarität zwischen Metaphorik und Metonymik“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 163-174. [Urspr.: Jakobson, R. & Halle, M.: *Grundlagen der Sprache*. Berlin: Akademie-, 1960, S. 51-54; Teil II, Kap. 2 „Der Doppelcharakter der Sprache“; S. 65-70: Kap. 5 „Die Polarität zwischen Metaphorik und Metonymik“.] Weiter zitiert nach der deutschen Ausgabe.
- <sup>109</sup> a. a. O., S. 163.
- <sup>110</sup> a. a. O., S. 165f. Hervorhebung im Original.
- <sup>111</sup> a. a. O., S. 166. Hervorhebung im Original.
- <sup>112</sup> a. a. O., S. 166f.
- <sup>113</sup> a. a. O., S. 167f.
- <sup>114</sup> a. a. O.
- <sup>115</sup> a. a. O. Hervorhebung im Original.
- <sup>116</sup> Ricœur, Paul: „The Metaphorical Process as Cognition, Imagination, and Feeling“. S. 144f.
- <sup>117</sup> Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1998. S. 13.
- <sup>118</sup> Blumenberg, Hans: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Bonn: Bouvier 1960 (*Archiv für Begriffsgeschichte* 6); abgedruckt in: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 286-315. Hier: S. 288. Hervorhebung im Original.
- <sup>119</sup> a. a. O., S. 289.
- <sup>120</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 70. Meine Hervorhebung.
- <sup>121</sup> Blumenberg, Hans: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. S. 290.
- <sup>122</sup> a. a. O., S. 288.
- <sup>123</sup> Lakoff, George & Johnson, Mark: *Metaphors We Live By*. Chicago 1980; Dt. *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg 2000.
- <sup>124</sup> Blumenberg, Hans: *Schiffbruch mit Zuschauer*. Frankfurt a. M. 1979. Abgedruckt in: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 438-454. [Kap. „Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit“]
- <sup>125</sup> a. a. O., S. 439.
- <sup>126</sup> a. a. O., S. 444. Meine Hervorhebung.
- <sup>127</sup> Nachlass 202:1, 51 und 53. [*Logisch-Philosophische Abhandlung*. (Sog. „Engelmann Ts.“ des „Tractatus“)]
- <sup>128</sup> Haverkamp, Anselm: „Paradigma Metapher/Metapher Paradigma“. In: ders. (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1998. S. 268-286. Hier: S. 276.
- <sup>129</sup> Kuhn, Thomas: „Metaphor in science“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Second Edition. Cambridge 1993. S. 533-542. Hier: S. 538.
- <sup>130</sup> Carnap, Rudolf: *Introduction to Semantics*. S. 8f. [§4] Fettschrift im Original.
- <sup>131</sup> a. a. O., S. 9. Fettschrift im Original. Carnap schreibt diese Auffassung C. W. Morris zu.
- <sup>132</sup> Peirce, C. S.: *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*. Hartshorne, C. & Weiss, P. (Hrsg.). Cambridge (Mass): Harvard University Press, 1931-1935. Vol. 4, § 537. Fettschrift im Original, meine Hervorhebung mit Kursivschrift.
- <sup>133</sup> a. a. O., Fettschrift im Original, meine Hervorhebung mit Kursivschrift.
- <sup>134</sup> Online im Internet: <http://www.whitehouse.gov/news/releases/2001/09/20010920-8.html>. Stand 09.09.2008.
- <sup>135</sup> Siehe Black, Max: MüdM. S. 386.
- <sup>136</sup> Black, Max: MüdM.
- <sup>137</sup> Black, Max: MüdM. S. 387.
- <sup>138</sup> Stern, Josef: *Metaphor in Context*. Cambridge (Mass) 2000. S. 22.
- <sup>139</sup> Ricœur, Paul: „Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 356-375. Zitierte Seite 358f. Hervorhebung im Original. [Urspr. in: *Revue philosophique de Louvain* 70, 1972. S. 93-112.]
- <sup>140</sup> a. a. O., S. 362.
- <sup>141</sup> Loewenberg, Ina: „Identifying Metaphors“. In: Johnson, Mark (Hrsg.): *Philosophical Perspectives on Metaphor*. 1981. S. 154-181. [Urspr. in: *Foundation of Language* 12, 1975. S. 315-338.] Zu der semantischen Theorie von Katz und Fodor siehe Katz, J. J. & Fodor, J. A.: „The Structure of a Semantic Theory“. In: ders. (Hrsg.): *The Structure of Language*. Prentice-Hall: Englewood Cliffs, 1964.



- <sup>142</sup> Bierwisch, Manfred: „On Classifying Semantic Features“. In: Bierwisch, M. & Heidolph, K. E. (Hrsg.): *Progress in Linguistic*. Hague 1972. S. 27. Zitiert nach Loewenberg, Ina, a. a. O., S. 156.
- <sup>143</sup> Davidson, Donald: „Truth and Meaning“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Second Edition. Oxford: Clarendon Press, 2001. S. 17-36. [Urspr. in: *Synthese* 17, 1967. S. 304-323.] Hier: S. 22.
- <sup>144</sup> In: Loewenberg, Ina: „Identifying Metaphors“. S. 158.
- <sup>145</sup> Vgl. a. a. O., S. 159.
- <sup>146</sup> Schiller, Friedrich: „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder“. In: ders.: *Sämtliche Werke*. München 1962. Bd. 2, S. 885.
- <sup>147</sup> Frege, Gottlob: „Über Sinn und Bedeutung“. *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 100, 1892. S. 25-50.
- <sup>148</sup> a. a. O., S. 25.
- <sup>149</sup> a. a. O., S. 26. Meine Hervorhebung.
- <sup>150</sup> a. a. O., S. 27.
- <sup>151</sup> Geach, Peter & Black, Max (Hrsg.): *Translations from the Philosophical Writings of Gottlob Frege*. Oxford 1966. S. 56-78. Laut späteren Erinnerungen von Peter Geach sind die wichtigsten Übersetzungsfragen mit L. Wittgenstein diskutiert worden. Vgl. Wittgenstein, Ludwig: *Vorlesungen über die Philosophie der Psychologie 1946/47*. Hrsg. von P. T. Geach. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1991. S. 15 [Vorwort des Herausgebers].
- <sup>152</sup> Vgl. Mendelsohn, Richard L.: *The Philosophy of Gottlob Frege*. Cambridge 2005.
- <sup>153</sup> Der Hinweis auf die Terminologie stammt aus Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1998. S. 130f., Fußnote 10 und passim.
- <sup>154</sup> Frege, Gottlob: „Über Sinn und Bedeutung“. S. 31.
- <sup>155</sup> a. a. O., S. 32. Fußnote.
- <sup>156</sup> Ricœur, Paul: „The Metaphorical Process as Cognition, Imagination, and Feeling“. S. 142. Hervorhebung im Original. Der Titel „Sinn und Bedeutung“ ist ungenau angegeben. Es scheint so, dass Ricœur den Text „Über Sinn und Bedeutung“ nicht vor Augen gehabt hat.
- <sup>157</sup> Frege, Gottlob: „Über Sinn und Bedeutung“. S. 33.
- <sup>158</sup> a. a. O., S. 33. Fußnote.
- <sup>159</sup> a. a. O., S. 28. Hervorhebung im Original.
- <sup>160</sup> Davidson, Donald: WMB. S. 56.
- <sup>161</sup> Frege, Gottlob: „Über Sinn und Bedeutung“. S. 28.
- <sup>162</sup> Ricœur, Paul: *Die lebendige Metapher*. München 1986.
- <sup>163</sup> a. a. O., S. II.
- <sup>164</sup> Ricœur, Paul: „Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik“. S. 361.
- <sup>165</sup> a. a. O., S. 366.
- <sup>166</sup> Vgl. Davidson, Donald: WMB. S. 74f.
- <sup>167</sup> Ricœur, Paul: „Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik“. S. 368.
- <sup>168</sup> a. a. O., S. 375. Hervorhebung im Original. Der Ausdruck „Bedeutungen“ wird hier nicht im Frege’schen Sinne benutzt.
- <sup>169</sup> Ricœur, Paul: „The Metaphorical Process as Cognition, Imagination, and Feeling“. S. 145. Hervorhebung im Original.
- <sup>170</sup> Kant, Immanuel: „Kritik der reinen Vernunft“. In: *Kants gesammelte Schriften*. Akademie-Ausgabe. Berlin 1900ff. Bd. 3. S. 133ff. [„Von dem Schematismus der reinen Verstandesbegriffe“]
- <sup>171</sup> Ricœur, Paul: „Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik“. S. 151.
- <sup>172</sup> Black, Max: MÜdM. S. 405.

*Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, kanonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen, in Betracht kommen.*

*Friedrich Nietzsche*

*Of all the questions about metaphor [...] the foremost—that is, first and fundamental—one is, of course: what is it?*

*Monroe C. Beardsley<sup>1</sup>*



## 1. Detektion und Annahme der Metapher

---

Rekapitulieren wir kurz, was zu der Detektion der Metapher bereits angedeutet worden ist. Um überhaupt das Thema zu begreifen, muss man einige Teile der Sprache als uneigentlich ansehen dürfen.\* Unter der Bezeichnung „uneigentliche Sprache“ sollen diejenigen Teile der Sprache verstanden werden, in denen einzelne Wörter oder größere Wortgruppen von ihrer üblichen Bedeutung abzuweichen scheinen. Diese Einteilung der Sprache sollte eher als eine quantitative denn als eine qualitative verstanden werden, da sich keine scharfe Grenze zwischen der eigentlichen (wörtlichen) und der uneigentlichen Sprache ziehen lässt. Die Metapher wäre dann eine Art des uneigentlichen Gebrauchs der Sprache. Das Charakteristische für die Metapher ist, dass etwas als etwas anderes repräsentiert oder so gesehen wird, als ob es etwas anderes wäre. Dieser Bestimmung folgend können an der Metapher zwei Einheiten bezeichnet werden: das Objekt, worüber gesprochen wird und dasjenige, wodurch oder als das es gesehen wird. Daher kann die Metapher als eine Art der Prädikation in der Form „A ist (angesehen als) B“ verstanden werden. Die prädikative Form „A ist B“ ist nur eine Abstraktion, damit der Prozess der Interpretation einer Metapher weiter untersucht werden kann. Leider kommen nicht alle Metaphern in dieser Form vor, und so muss zuerst gezeigt werden, wie die Form aus der syntaktischen Struktur eines Satzes herauszulesen ist (Kap. 1.1).

Weiter muss erklärt werden, inwiefern eine semantische Abweichung das Ansehen von etwas als etwas anderes ist. Es sollen generell alle Möglichkeiten untersucht werden, wie man einen

---

\* In 1.2.2 wird argumentiert, dass die Uneigentlichkeit *relativ* verstanden werden muss.

scheinbar defektiven Satz behandeln kann. (Kap. 1.2.3) Nicht jeder abweichende oder defektive Sprachgebrauch braucht nämlich eine Metapher zu sein, man darf hier z. B. an eine andere Sprachfigur, eine Lüge sowie einen Irrtum (sowohl des Sprechers wie auch des Hörers) denken. Wie schon angedeutet\* worden ist, ist diese Aufgabe allein in dem Feld der Semantik nicht lösbar.

## 1.1 DIE PRÄDIKATIVE FORM

In 0.5.2 ist deutlich gemacht worden, dass eine Metapher als token verstanden werden soll. Diese Bestimmung muss jedoch in diesem Abschnitt erst einmal außer Kraft gesetzt werden, da die prädikative Form eine type darstellt. Ferner, im Gegensatz zur Interpretation einer Metapher überhaupt ist die Form nur anhand syntaktischer und semantischer Regeln der Sprache ableitbar. Daher dürfen wir von einer abstrakten Ebene ausgehen und die Metapher bzw. deren prädikative Form hier als type betrachten. Grenzen dieses Verfahrens werden sich in vielen Fällen in einer Berücksichtigung des Kontextes zeigen.

Es ist die Aufgabe von Sprach- und Literaturwissenschaft herauszufinden, wie die Metapher in grammatischen Strukturen der Sprache verborgen liegen kann. Hugo Friedrich hat, was die formale Seite angeht, in seinem heute schon klassischen Buch *Die Struktur der modernen Lyrik*<sup>2</sup> folgende Metaphernarten unterschieden: die prädikative Metapher, die attributive Metapher, die verbale Metapher, die Genitiv-Metapher und die Metapher der Apposition. Außer der letztgenannten Art werden alle diese Metaphernarten in den nächsten Abschnitten betrachtet. Die Metaphern der Apposition sind ein Spezialfall der Genitiv-Metapher und entstehen „durch Weglassen des Artikels (in den romanischen Sprachen dort, wo er gesetzt werden müßte)“<sup>3</sup>. Friedrich bringt u. a. folgende Beispiele: „Kirche, steinerne Frau“ (Jouve), „Antlitz, tötende Muschel“ (Eluard). Falls das Prädikatsverb „ist“ fehlt, nennt er dies die Technik der Juxtaposition: „Goldmünze Mittag“, „Taschenspieler Tag“, „Barke Phantasie“ (Krolow). Beide sind jedoch im Grunde Verkürzungen der Genitivmetapher oder der prädikativen Metapher und somit auf die vorstehenden Metaphernarten zurückzuführen. Ganz am Ende dieses Kapitels 1 ist auf die Apposition bzw. die Juxtaposition zurückzukommen.

### 1.1.1 Direktes Ableesen

Fangen wir mit schon bekannten Beispielen an:

- (1) Die Zeit ist ein Knabe. (Heraklit)
- (2) Werke sind totes Gestein. (von Hofmannsthal)
- (3) Zarathustra ist kein Igel. (Nietzsche)

Die prädikative Form ist hier explizit angegeben, und so weiß man sie unmittelbar aus der syntaktischen Struktur des Satzes abzulesen. In (3) ist die Struktur durch die Negation und durch einen Eigennamen kompliziert. Ähnlich kann die Struktur durch ein Personalpronomen beeinflusst werden, so wie z. B. in:

*Halt deinen Leib in Ehrn, er ist ein edler Schrein,  
In dem das Bildnis Gotts soll aufbehalten sein.*<sup>4</sup>

In der Metapher

- (4) Er ist ein edler Schrein.

---

\* Die Kap. 0.2.1 und 0.4.1, bes. die Fußnote §, S. 30.

ist das Pronomen „er“ einfach durch das Objekt des vorigen Satzteiltes „dein Leib“ zu ersetzen. Ein ähnlicher jedoch komplizierterer Prozess kann auch bei Eigennamen einsetzen. Ohne mich tiefer in die verwickelte Problematik der Eigennamen einzulassen, repräsentiert in der hier vertretenen Auffassung ein Eigenname ein Bündel von Deskriptionen, wie etwa Russell\* vorgeschlagen hat. In einer konkreten Interpretation sind jedoch nur einige Deskriptionen relevant. Man muss aber unterscheiden: Einige Deskriptionen sind relevant, um den Bezugsgegenstand zu identifizieren, andere hingegen, um eine weitere (unter Umständen metaphorische) Interpretation zu beeinflussen.<sup>†</sup> Dementsprechend kann der Satz (3) ersetzt werden entweder durch:

- (5) Die Hauptgestalt des Buches *Also sprach Zarathustra* ist kein Igel.

oder auch durch:

- (6) Der wichtigste altpersische Prophet ist kein Igel.

In diesem Punkt lassen sich kontextuelle Umstände berücksichtigen. Der Satz (4) kann in einem Kontext vorkommen, in dem über Antikmöbel gesprochen wird; in (3) könnte ein einsamer Igel in meinem Garten Zarathustra heißen. Pronomen und Eigennamen sind demzufolge *vor* der Suche nach der prädikativen Form zu behandeln.



Andere Komplikationen kann ein expliziter oder impliziter Quantifikator hinzufügen. Wir betrachten folgende Beispiele:

- (7) Alle Weiber sind Ware. (Goethe)<sup>5</sup>  
(8) No man is an island. (John Donne)  
(2) Werke sind totes Gestein. (von Hofmannsthal)

In (7) und (8) ist der Quantifikator explizit gekennzeichnet. In (2) ist der Quantifikator nicht explizit angezeigt, erst aus dem ganzen Kontext des Gedichtes scheint klar zu sein, dass auch dieser Satz allgemein quantifiziert sein könne. Ich bin der Überzeugung, dass die prädikative Form nicht durch den Quantifikator beeinflusst wird. Denn in der Metapher geht es eher um semantische Inhalte involvierter Wörter als um den Umfang ihrer Anwendung. Man kann nämlich die Sätze (7) und (2) folgendermaßen abwandeln:

- (9) Einige Weiber sind Ware.  
(10) Einige Werke sind totes Gestein.

Man bemerkt sofort, dass aus offensichtlichen Unwahrheiten offensichtliche Wahrheiten geworden sind. Dies wird im Abschnitt 1.2.2 wichtig, in dem die zwei Glieder der metaphorischen Prädikation weiter von der Bedeutung her untersucht werden. Damit ist nicht gesagt, dass ein Quantifikator völlig unwichtig ist und übergangen werden kann. Der Quantifikator ist der metaphorischen Interpretation extern.<sup>6</sup> So kann der Satz (7) in der Prädikatenlogik formuliert werden als:

- (11)  $\forall x ( \text{Weib}(x) \Rightarrow \text{Ware}(x) )$ .

---

\* Vgl. Russell, Bertrand: „On Denoting“. *Mind* 14, 1905. S. 479-493. Russell diskutiert ebenfalls die Problematik der fiktiven Eigennamen. In dem Buch *Probleme der Philosophie* schreibt er: „Namen – selbst Eigennamen – sind in Wirklichkeit meist Beschreibungen. D. h., der Gedanke, den eine Person hat, die einen Eigennamen korrekt gebraucht, kann im allgemeinen nur vollständig und deutlich ausgedrückt werden, wenn wir den Eigennamen durch eine Beschreibung ersetzen. Außerdem werden verschiedene Personen verschiedene Beschreibungen gebrauchen müssen, um diesen selben Gedanken auszudrücken, und ein und dieselbe Person wird zu verschiedenen Zeitpunkten verschiedene Beschreibungen gebrauchen müssen.“ (Russell, Bertrand: *Probleme der Philosophie*. Frankfurt a. M. 1967. S. 49)

<sup>†</sup> Wenn es sich um einen fiktiven Namen (etwa wie das Dornröschen) handelt, muss die Identifikation des Bezugsgegenstandes scheitern. Demzufolge sind nur Deskriptionen aus der zweiten Klasse wichtig.

Die metaphorische Interpretation betrifft den Inhalt der äußeren Klammern und der Quantifikator muss erst danach angewandt werden.

Die Negation ist ein ähnlicher Fall. Die Sätze (3) und (8) können auch ohne die Negation als Metaphern verstanden werden:

- (12) Zarathustra ist ein Igel.
- (13) Einige Menschen sind eine Insel.\*

Zusammenfassend lässt sich sagen: In diesem Schritt geht es *nur* darum, die zwei Subjekte der metaphorischen Prädikation abzusondern. In den einfachsten Fällen kann die prädikative Form direkt aus der grammatischen Struktur des Satzes abgelesen werden. Mögliche Verwicklungen können entstehen entweder durch Pronomen und Eigennamen, welche die prädikative Form zu beeinflussen vermögen und somit zuerst ermittelt werden müssen; oder durch Quantifikation und Negation, die die Form unbelastet lassen und sozusagen ausgeklammert werden dürfen. Kompliziertere Fälle folgen.

### 1.1.2 Verbale Metaphern

Alle Beispiele im Abschnitt 1.1.1 kennzeichnen sich durch das Verb „sein“. Dies braucht nicht immer der Fall zu sein, und deshalb müssen auch andere Verben diskutiert werden, inwiefern sie auf die prädikative Form einwirken können. Die einfachste Eventualität ist die, wenn das jeweilige Verb die Prädikation implizit beinhaltet. Vermutlich ist der einfachste Fall die Form „A hat (die Eigenschaft) B“, in der die Prädikation genauso beinhaltet ist, wie in der Form „A ist B“. Der Unterschied zwischen beiden Formen ist nur syntaktisch.

Jedoch andere Verben implizieren ebenfalls eine Prädikation. Der Satz

- (14) Zwei Sonnen hieß sie dir an deinem Häupte schweben,  
(Fleming)

besagt dichterisch

- (15) Zwei Sonnen sind an deinem Haupte.

Aus dem Kontext des Gedichts ist klar, dass die zwei Sonnen sich anstelle der Augen, nicht der Ohren oder der Nasenlöcher befinden. In diesem Fall hat das Verb die prädikative Form nicht beeinflusst. Das Verb „schweben“ wirkt erst auf die Interpretation der Metapher ein. Schriebe der Dichter z. B.

- (16) Zwei Sonnen hieß sie dir an deinem Häupte *sengen*,

wäre die prädikative Form dieselbe, aber diese Metapher wäre ganz unterschiedlich zu interpretieren.

Die Form ist aber nicht immer so leicht herzuleiten. Der Leitgedanke ist, dass mit jedem bestimmten Verb sein üblicher (konventioneller) Anwendungsumfang verknüpft ist, in den das Subjekt des Satzes gehören sollte. Dass ein Verb metaphorisch benutzt ist, heißt, dass es außerhalb seines Anwendungsumfanges benutzt wird. Dennoch ist dieser Umfang in der Metapher aktiv und bildet das zweite Glied der prädikativen Form. Beschränken wir uns zuerst auf intransitive Verben, also Verben, die kein Akkusativobjekt nach sich haben können. Symptomatisch ist das bereits erwähnte Beispiel von Wilhelm Busch:

- (17) Ferne Berge seh ich glühen!

---

\* Hier ist auch die Form „jeder Mensch ist eine Insel“ denkbar und sogar sinnvoller.

Ich habe behauptet, das Verb „glühen“ sei primär mit glühenden Dingen verknüpft. In meinem Wörterbuch steht unter dem entsprechenden Stichwort dreierlei Anwendungsumfang: erstens Asche und Zigaretten glühen, zweitens kann die Stirn im Fieber glühen, und drittens das Gesicht in Begeisterung oder Zorn glühen. Die erste Gruppe – so sehe ich es – ist primär oder ursprünglich. Der zweite und dritte Punkt bezeichnen schon metaphorische Gebrauchsformen, die jedoch ins Buchstäbliche überzugehen anfangen.\* Der übliche Anwendungsumfang des Verbs „glühen“ beinhaltet sehr heiße, ihre Hitze ausstrahlende Dinge. Und gerade der primäre Anwendungsumfang betrifft die prädikative Form der Metapher. Demnach ergäbe sich aus der Metapher (17):

(18) Ferne Berge sind glühende Asche (oder ein glühender Kamin).

Ein anderes Beispiel bietet folgendes Gedicht „Schiffahrt“ von Friedrich Rückert:

*Wie ein Schifflin auf dem Meer,  
Schwebt das Leben überm Tod,  
Oben, unten, ringsumher  
Von Gefahren stets umdroht.*

*Eine schwache Bretterwand  
Trennet dich von deinem Grab;  
Eines Hauches Unbestand  
Wiegt dich schaukelnd auf und ab.*

*Seien Lüfte noch so klar,  
Sei die Tiefe noch so still;  
In Gefahr ist immerdar,  
Wer durchs Leben schiffen will.<sup>7</sup>*

Betrachten wir den zweiten und den letzten Vers. Buchstäblich können nur materielle Dinge schweben sowie nur Schiffe bzw. Wasserfahrzeuge können durchs Wasser schiffen. Der Anwendungsumfang ist bei dem Verb „schiffen“ ganz klar bestimmt und daher werden alle Abweichungen von dem üblichen Umfang als Metaphern empfunden.

In diesem Fall scheint die Metaphorik<sup>†</sup> einigermaßen komplex zu sein. In dem Gedicht geht es um die Grenze zwischen Leben und Tod. Man wird vermuten dürfen, die Grenze sei das Meer bzw. der Wasserspiegel, und unter dem Meer befinde sich der Tod. Die leitende Metapher wäre dann:

(19) Der Mensch ist ein Schiff.

Es ist beachtenswert, wie die Metapher innerhalb des Gedichtes ständig präzisiert wird. Die ersten zwei Verse besagen, das Leben verhalte sich zum Tod, wie ein Schifflin zum Meer, was das Schweben angeht. Also die Metapher lautet:

(20) Das (menschliche) Leben ist ein Schifflin.

---

\* Letztendlich ist nicht wichtig, ob meine Etymologie richtig ist. Die Grenze zwischen einem üblichen und unüblichen Anwendungsumfang ist gerade so unscharf wie die zwischen der buchstäblichen und metaphorischen Sprache.

<sup>†</sup> Der Ausdruck „Metaphorik“ wird hier und im Weiteren benutzt im Sinne eines Systems von Metaphern – das heißt, eines Konglomerats von Metaphern, die miteinander verbunden sind (wenn z. B. eine aus einer anderen abgeleitet ist) und darum der gleichen Interpretation unterliegen sollen. Damit wird diese Explikation vorheriger Erscheinungen des Ausdrucks (grundsätzliche Metaphorik, beständige Metaphorik, grundlegende Metaphorik, Hintergrundmetaphorik) gerecht. Vgl. dazu das Einleitungszitat von Nietzsche, in dem eine – freilich metaphorische – Ausformulierung steht: „ein bewegliches Heer von Metaphern“.

Das Schweben überm Meer, das deutlich mit Gefahr verknüpft wird, erfordert weiterhin einen materiellen Gegenstand. In der Verszeile „Wiegt dich schaukelnd auf und ab.“ wird angedeutet, dass der Schwebende oder Schaukelnde der angesprochene Leser, bzw. der Mensch ist. Dies wird in der letzten Verszeile bestätigt, wo das Verb „schiffen“ die Metapher (19) „Der Mensch ist ein Schiff.“ präsupponiert. Demzufolge muss die Metapher (20) umgewandelt werden in:

(21) Das (menschliche) Leben ist eine Schifffahrt.

Dies dürfte nicht zuletzt mit dem Titel des Gedichtes zusammenstimmen. Alle drei Metaphern sind in dem Gedicht wirksam, obwohl keine explizit genannt ist. Noch einmal gesagt, hier geht es nur darum, die prädikative Form abzusondern, was exemplarisch an einem nicht eben trivialen Gedicht vorgeführt worden ist. Die drei gefundenen Metaphernformen sind keinesfalls voneinander unabhängig, und es liegt nahe, dass deren Interpretation auf ähnliche Weise verkoppelt sein muss.



Im Falle von transitiven Verben kann die prädikative Form durch ein eventuell unausgesprochenes Akkusativobjekt beeinflusst sein. Das Akkusativobjekt kann wieder nur auf einen bestimmten Umfang eingeschränkt werden, der, indem man metaphorisch spricht, überschritten wird. Das transitive Verb „kochen“\* fordert ein Akkusativobjekt, der dem Umfang des Prädikats „Speise“ angehören muss; das Verb „sehen“ fordert ein materielles – sichtbares – Akkusativobjekt. Dagegen ist das Akkusativobjekt des Verbs „fordern“ gar nicht in dieser Weise bestimmt. Folgende Beispiele gebrauchen das Verb „kochen“:

*Wie kocht man Gott das Herz? Es muß gestoßen sein,  
Gepreßt und stark vergoldt, sonst geht es ihm nicht ein.<sup>8</sup>*

In dem kurzen Gedicht von Silesius ist das Verb transitiv gebraucht worden. Das Akkusativobjekt „Herz“ gehört – sofern sich um ein menschliches Herz handelt – nicht in den Umfang des Prädikats „Speise“, somit dürfte es sich um eine Metapher handeln, deren prädikative Form „das Herz ist eine Speise“ wäre.

In folgendem Ausschnitt aus Heines *Vitzliputzli* heißt es:

*Affe! fürcht dich nicht, ich bin  
Kein Gespenst, ich bin kein Spuk;  
Leben kocht in meinen Adern,  
Bin des Lebens treuster Sohn.<sup>9</sup>*

Hier ist das Verb „kochen“ im intransitiven Sinne als „sieden“ benutzt. Daher wird die prädikative Form nach der vorigen Anweisung hergeleitet. Die Metapher spielt zwischen dem Subjekt des Satzes (Leben) und dem üblichen Anwendungsumfang des Verbs. Sieden kann nur etwas Flüssiges, in diesem Fall wird es wohl ums Blut gehen.

### 1.1.3 Attributive Metaphern und Genitiv-Metaphern

Die prädikative Form braucht nicht unbedingt in einem Satz verborgen zu liegen. Oftmals ist es nur eine Sache zwischen einerseits einem Substantiv und andererseits einem Adjektiv oder einem anderen Substantiv im Genitiv. Erinnern wir uns an das Gedicht *Zeit und Ewigkeit*:

---

\* Das Verb „kochen“ hat auch einen intransitiven Gebrauch im Sinne von „sieden“. Vgl. „Das Wasser kocht.“ – „Das Wasser siedet.“

*Vom Winde getragen  
die Stimme des Bachs ...  
Der Wellen Gespräch  
auf dem Atem der Nacht ...<sup>10</sup>*

Weder der zweite noch der dritte Vers enthält ein Verb, aber trotzdem sind es eindeutige Fälle der Prädikation. Sie können folgendermaßen umformuliert werden:

- (22) Der Bach hat eine Stimme.  
(23) Die Wellen sprechen zueinander.

Die prädikative Form ist weiter nach dem Muster des vorigen Abschnitts abzuleiten. Zwischen einem Substantiv und einem Adjektiv versteckte Metaphern sind anscheinend nicht so häufig oder vielleicht besser gesagt – solche Verbindungen werden oft nicht als Metapher empfunden. Dies aus vielen Gründen: Solche Metaphern neigen dazu, rasch zu sterben, d. h. sich alsbald in die eigentliche Sprache einzupassen, wie z. B. die Ausdrücke „blaues Blut“ oder „tote Sprache“. Hingegen andere sind eher als verwandte Figuren zu verstehen: als Metonymie (glücklicher Tag, schwerer Wein) oder auch Oxymoron (zuckende Leiche). Beides ist aber die Sache der Interpretation. Die prädikative Form ist auch hier nicht schwer herauszuheben, wenngleich sie oft schwerfällig wirken kann. Z. B. verbirgt der Ausdruck „frommes Blut“ (Brentano) die Form:

- (24) Das Blut ist fromm.

Ähnlich kann man mit Ausdrücken umgehen wie „feuriges Verlangen“ (Silesius), „hungriges Lied“ (Eichrodt) und „goldener Tag“ (Trakl) usw.

Ein wenig komplizierter ist der Fall, wenn das zweite Glied nicht explizit erwähnt ist, sondern durch den Kontext bestimmt wird. Ein solcher Fall ist die Xenie „Ärzte“:

*Wissen möchtet ihr gern die geheime Struktur des Gebäudes,  
Und ihr wählt den Moment, wenn es in Flammen gerät.<sup>11</sup>*

Diese zwei Verse können in einem nicht-metaphorischen Kontext (wie etwa unter Feuerwehrleuten) hervortreten, da sie keinen semantischen Defekt an sich tragen. Nirgendwo wird in diesen Versen angegeben, dass es nicht um Häuser, sondern um Patienten, um Menschen geht. Erst im Kenntnis des Titels sind wir in der Lage, den Schluss zu ziehen, dass das Akkusativobjekt des Satzes auf Menschen referiert. Die Überlegung kann etwa folgendermaßen verlaufen: Das Akkusativobjekt eines Satzes repräsentiert eine Entität, an der durch das Subjekt eine Aktion vollzogen wird, die durch das Verb bestimmt wird. Das Pronomen „ihr“ weist auf Ärzte hin, so sind sie das eigentliche Subjekt des Satzes. Ihr üblicher Aktionsumfang sind Patienten bzw. menschliche Personen. Die Prädikation verläuft zwischen diesen zwei Aktionsfeldern, die prädikative Form ist demnach:

- (25) Menschen sind Gebäude.

Ein anderes Beispiel stammt aus einem vermeintlich unpoetischen Text, nämlich aus dem *Kapital* von Karl Marx. In der Vorrede steht:

Perseus brauchte eine Nebelkappe zur Verfolgung von *Ungeheuern*. Wir ziehen die Nebelkappe tief über Aug' und Ohr, um die Existenz *der Ungeheuer* wegleugnen zu können.<sup>12</sup>

Eben dieser Satz könnte in einem Kontext stehen, in dem er keine Metapher wäre. Dann dürfte aber in den vorigen Sätzen nicht von der sozialen Lage der Arbeiter in England und Deutschland die Rede sein. Daher die prädikative Form der Metapher:



(26) Die soziale Lage der Arbeiter ist ein Ungeheuer.

Die Ungeheuer-Metaphorik ist für *Das Kapital* symptomatisch, und im nächsten Abschnitt wird sie weiter gebraucht.

Noch eine Art der Verwicklung ist unter dem Titel „Attributive Metaphern“ zu betrachten. Es handelt sich um einen Grenzfall zwischen der Detektion und der Interpretation der Metapher. Monroe Beardsley hat als erster diese Art der Verwicklung entdeckt und sie für ein wesentliches schöpferisches Merkmal der Metapher gehalten, was zur Revision seiner älteren Theorie der Wort-*Opposition* [Simple Verbal-opposition Theory] geführt hat.\* Die Schlüssel Formulierung lautet:

Denn es ist durchaus richtig, daß man bei der Erklärung von Metaphern manchmal auch die Eigenschaften der Objekte, die durch den Modifikator denotiert werden, in Betracht ziehen muß.<sup>13</sup>

Beardsley diskutiert diese zusätzliche Komplikation, während er echte poetische Metaphern wie „inconstant moon“ oder „smiling sea“ in seiner älteren Theorie zu erklären versucht. Fügen wir noch ein weiteres Beispiel von Georg Friedrich Daumer hinzu:

*Eifersüchtig schwillt der Mond,  
Sieht er unserem Kusse zu,  
Kommt nach einem Monat erst  
Wieder in die alte Ruh’.*<sup>14</sup>

Vielleicht passt das Beispiel „inconstant moon“ nicht ganz, weil der Mond eigentlich inkonstant sein kann im Sinne „in ständiger Wechselwirkung mit seiner Umgebung stehen“. Jedoch der erste Vers des Gedichtes ist eine genuine Metapher, denn buchstäblich eifersüchtig können nur Menschen, nicht Himmelskörper sein. Den vorigen Anweisungen folgend, wäre die prädikative Form wie folgt zu bestimmen:

(27) Der Mond ist eifersüchtig.

Nun muss man den üblichen Anwendungsumfang des Prädikats „eifersüchtig“ in Betracht ziehen, was schon ein Stück der Interpretation einschließt, und demzufolge handelt es sich um einen Grenzfall. Das Wort „eifersüchtig“, wie bereits erwähnt, kann buchstäblich nur auf Menschen angewandt werden. Somit muss die prädikative Form folgendergestalt präzisiert werden:

(28) Der Mond ist ein eifersüchtiger Mensch.

Die weiteren Verse bestätigen diese zusätzliche Form. Denn aus dem zweiten Vers kann abgeleitet werden:

(29) Der Mond sieht zu.

Diese verbale Metapher sollte (nach der Anweisung des Abschnitts 1.1.2) umgewandelt werden in die prädikative Form:

(30) Der Mond ist ein zusehender Mensch.

Zu Wort kommt Beardsleys *revidierte* Theorie der Wort-*Opposition* noch im Abschnitt 1.2.2.1, in dem der Begriff der Wort-*Opposition* als eine Art der semantischen Abweichung zu diskutieren ist.

---

\* Vgl. Beardsley, Monroe C.: „The Metaphorical Twist“. *Philosophy and Phenomenological Research* 22, Nr. 3, 1962. S. 293-307. Beardsleys Theorie ist in gewissem Sinne eine Verdeutlichung der Interaktionstheorie von Max Black. Beardsley lenkt jedoch viel mehr als Black den Akzent auf die Detektion der Metapher und auf echte poetische Metaphern, was seine Überlegungen im Kontext dieser Arbeit bemerkenswert macht.

### 1.1.4 Kreuzkomplexitäten

Die oben vorgeführten Beispiele sind in der Absicht gewählt worden, um eine bevorzugte Art der Manifestation der prädikativen Form darzustellen. Man kann diese auf verschiedene Weise zusammensetzen, wodurch die prädikative Form noch mehr im Verborgenen liegt. Bleiben wir bei der Ungeheuer-Metaphorik aus Marxens *Kapital*; weiter im Text steht:

Indem der Kapitalist Geld in Waren verwandelt, [...], indem er ihrer toten Gegenständlichkeit lebendige Arbeitskraft einverleibt, verwandelt er Wert, vergangne, vergegenständlichte, tote Arbeit in Kapital, sich selbst verwertenden Wert, *ein beseeltes Ungeheuer*, das zu „arbeiten“ beginnt, als hätt' es Lieb' im Leibe.

[...]

An die Stelle der einzelnen Maschine tritt hier *ein mechanisches Ungeheuer*, dessen Leib ganze Fabrikgebäude füllt und dessen dämonische Kraft [...] im fieberhaft tollen Wirbeltanz seiner zahllosen eigentlichen Arbeitsorgane ausbricht.<sup>15</sup>

In dem ersten Zitat heißt es, das Kapital sei ein beseeltes Ungeheuer. Das Adjektiv „beseeltes“ scheint zuerst pleonastisch zu sein, aber im Lichte des zweiten Zitats wird greifbarer, dass es sich um ein lebendiges Ungeheuer (wie jene Meduse, mit der Perseus zu tun hatte) handle, das im Kontrast zur *toten* Arbeit steht. Das Adjektiv bezieht sich der Syntax nach auf das Substantiv „Ungeheuer“, das aber metaphorisch verstanden werden sollte, d. h. nur zur Erschaffung des zweiten Gliedes der metaphorischen Prädikation dient und keinen Bezugsgegenstand beansprucht. Somit muss sich das Adjektiv „beseelt“ ebenfalls (metaphorisch) auf das eigentliche Subjekt der Rede, d. h. auf das Kapital beziehen. Die prädikativen Formen sind also:

(31) Das Kapital ist ein Ungeheuer.

(32) Das Kapital ist beseelt.

Eine weitere Komplikation bewirkt die Klausel „das zu ‚arbeiten‘ beginnt“. Arbeiten\* können Menschen und Maschinen, aber es wäre ganz ungewöhnlich zu sagen, dass auch Ungeheuer arbeiten – daher die Anführungszeichen. Das Subjekt des Satzes ist zwar durch das Relativpronomen „das“ das Ungeheuer. Aus demselben Grund, wie das Adjektiv „beseelt“, bezieht sich auch das Verb „arbeiten“ auf das eigentliche Subjekt „Kapital“. Somit wäre die Form:

(33) Das Kapital arbeitet.

Die prädikative Form kann weiter nach dem Muster des Abschnitts 1.1.2 abgeleitet werden. Diese Formen sind nicht voneinander unabhängig, was in deren Interpretation berücksichtigt werden muss.<sup>†</sup> Die Arbeit des Kapitals wird angesehen als übliche Tätigkeit eines Ungeheuers – etwa als Schädigen.

Die Ungeheuer-Metapher des zweiten Zitats ist eine andere. Der erste Teil des Satzes besagt:

(34) Die ganze Fabrik ist ein mechanisches Ungeheuer.

Das Adjektiv „mechanisch“ kommt eigentlich der Fabrik zu. Dies ist jedoch keine Metapher, weil die Fabrik eine Summe von Maschinen ist; somit darf das Adjektiv „mechanisch“ als Pleonasmus

---

\* Marx benutzt den Begriff der Arbeit und dessen abgeleitete Formen in einem technischen Sinne. Dies aber beeinflusst die Metapher nicht, weil sie vielmehr eine illustrative ist. Sie trägt nicht die Hauptlast der Argumentation. Die Idee, das Kapital könne selbst arbeiten, musste in Marxens Zeiten als Metapher verstanden werden, während sie heute gar nicht mehr so empfunden wird. Vgl. z. B. den Satz „Mein Kapital arbeitet für mich.“ Ich greife vor, indem ich folgende Erklärung improvisiere: Marx wollte durch die Metapher etwas ganz Bestimmtes mitteilen, wozu jedoch die damalige Sprache nicht geeignet war. So schuf er diese Metapher, die erfolgreich in die Alltagssprache übergegangen ist.

† Daher kann man von einer *Metaphorik* sprechen.

angesehenen werden (Die Fabrik ist mechanisch). Die Genitivklausel „dessen dämonische Kraft“ verbirgt eine weitere Prädikation:

(35) Das Ungeheuer besitzt eine dämonische Kraft.

Diese muss aber dem eigentlichen Subjekt zugesprochen werden, also:

(36) Die Fabrik besitzt eine dämonische Kraft.

Hier verläuft die Metaphorisierung umgekehrt wie im Falle des Adjektivs „mechanisch“. Der Satz (35) ist keine Metapher, dagegen der Satz (36) wohl. Die leitende Metapher (34) wird durch die Bestimmung (36) präzisiert. Die dämonische Kraft eines Ungeheuers wird in der Metapher aktiv und entspricht der Tätigkeit der Fabrik.

Wenden wir uns einem poetischeren Beispiel zu, das dasselbe Phänomen aufweist. Die letzte Strophe von Goethes Gedicht *Zueignung* lautet:

*Ihr lacht mich aus und ruft: »Der Tor!  
Der Fuchs, der seinen Schwanz verlor,  
Verschnitt' jetzt gern uns alle.«  
Doch hier paßt nicht die Fabel ganz,  
Das treue Füchslein ohne Schwanz,  
Das warnt euch für der Falle.<sup>16</sup>*

Das Subjekt des Ausrufs ist das Ich-Subjekt, nehmen wir an, es sei der Dichter selbst. Das Prädikat „Tor“ kann einem Dichter rundum eigentlich zukommen, dagegen ist kein Dichter im Wortsinne ein Fuchs. Also ist die prädikative Form:

(37) Der Dichter ist ein Fuchs.

Nach der Anweisung aus den vorigen Beispielen sollte die Klausel „der seinen Schwanz verlor“ dem Dichter zukommen. Dies ist aber unsinnig, man kann nämlich nicht das verlieren, was man vorher nicht gehabt hat. In diesem Fall kann keine Metapher der Form:

(38) Der Dichter hat keinen Schwanz

hervorgehoben werden. Die Schwanz-Metapher kann erst nach der Interpretation der Metapher (37) bestimmt werden. Erst muss durch die Interpretation eruiert werden, was es für einen, als Fuchs angesehen, Dichter heißt, einen Schwanz zu haben und zu verlieren. Das Subjekt der Prädikation „x hat keinen Schwanz“ ist damit von der Interpretation der Metapher (37) abhängig.

Rekapitulierend kann man sagen: Ein metaphorisch benutzter Ausdruck kann durch Adjektive oder Nebensätze weiter entfaltet werden. Entweder kommen solche Zusätze dem eigentlichen Subjekt der Metapher zu und bilden dann nachfolgende Metaphern, wie bei dem Beispiel mit dem Ungeheuer; oder sie bestimmen die Interpretation der leitenden Metapher, wie bei dem Beispiel vom Fuchs und dessen Schwanz.

In diesem Abschnitt sind diverse Komplikationen der prädikativen Form „A ist B“ wiedergegeben worden. Diese Übersicht erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Unsere Sprache ist allzu kompliziert, und ohne Zweifel lassen sich Beispiele finden, die in keine der vorgestellten Muster hineinpassen. Es kann keine allgemeine Regel aufgestellt werden, nach der die prädikative Form der Metapher abzuleiten sei. Dies auch deswegen, weil die Metapher selbst nicht exakt genug bestimmt ist. Es lässt sich jedoch entgegengesetzt argumentieren und behaupten, dass wenn die prädikative Form nicht abzuleiten ist, es sich um keine Metapher handele, sondern um einen in-

direkten Sprechakt\* oder eine andere Figur, wie z. B. eine Allegorie, eine Parallele, ein Rätsel usw.<sup>†</sup> Unsere Überlegungen erlauben uns aber, uns in der weiteren Betrachtung auf die prädikative Form einzuschränken.

## 1.2 REALE DEFINITION DER METAPHER

Im vorigen Abschnitt ist untersucht worden, wie die zwei Glieder, die für jede Metapher wesentlich sind, aus komplizierten grammatischen Formen herauszudestillieren sind. Entstanden ist dieses Erfordernis aus der Arbeitsdefinition der Metapher: *etwas* wird als *etwas* anderes gesehen. Nun könnte der Leser die Anweisungen des vorigen Abschnitts befolgen und die Folgerung ziehen, auch diese Arbeitsdefinition selbst werde eine Metapher sein. Da das Verb „sehen“ eine Art der sinnlichen Wahrnehmung ausdrückt, müsse das Pronomen „etwas“ in beiden Vorkommnissen auf wahrnehmbare Dinge verweisen, was nicht der Fall sein muss. Noch markanter wird dieses Problem, wenn die Aristotelische Definition der Metapher in Betracht gezogen wird:

Metapher ist die Übertragung eines fremden Nomens, entweder von der Gattung auf die Art oder von der Art auf die Gattung, oder von einer Art auf eine andere, oder gemäß der Analogie.<sup>17</sup>

Die beiden Pronomina „etwas“ verweisen nicht unmittelbar auf wahrnehmbare Dinge, sondern in erster Linie auf Begriffe (d. h. auf Frege'sche Sinne). Der erstaunte Leser kann die Frage erheben: Wie kommt man dazu, einen Begriff als einen anderen anzusehen? Oder in der Terminologie des Aristoteles: wie kann ein Name (ein Begriff) übertragen werden? Namen, Begriffe, Worte sind immaterielle Dinge, die buchstäblich nicht gesehen oder übertragen werden können. Es liegt auf der Hand, woher die Metaphorik stammt: man kann eine Wolke als Schäfchen sowie einen Felsen als Gesicht eines Greises ansehen usw. Dieser Metaphorik liegt die sinnliche Wahrnehmung zugrunde und daher die Bezeichnung „Wahrnehmungsmetaphorik“. Die Aufgabe dieses Abschnitts wird nun darin bestehen, dieser mehrdeutigen Metaphorik eine feste Gestalt zu geben und sie von verwandten Phänomenen abzugrenzen. Es ist bemerkenswert, dass diese Frage in der philosophischen Tradition bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht gestellt worden ist. Paul Ricœur bemerkt dazu:

Heißt das nun, daß die Definition der Metapher als Namensübertragung falsch ist? Ich würde eher sagen, daß sie nur nominal und nicht real ist, nämlich in dem Sinn, den Leibniz diesen beiden Worten gibt. Mit der Nominaldefinition läßt sich eine Sache identifizieren; die Realdefinition zeigt, wie sie erzeugt wurde.<sup>18</sup>

Hier geht es aber um das Problem der Identifizierung der Metapher. Ich würde mir erlauben, Ricœur zu widersprechen, indem ich behaupte, dass die Definition der Metapher als Namensübertragung sowie als Sehen-als weder real noch nominal ist.<sup>‡</sup> Man könnte den historischen Überblick

---

\* Vgl. die Diskussion des Unterschiedes zwischen der Metapher und dem indirekten Sprechakt im Abschnitt 1.2.3.3 „Weitere Abweichungen“.

† Max Black sagt: „Der Versuch, einen ganzen Satz aus metaphorisch gebrauchten Wörtern zu konstruieren, resultiert in einem Sprichwort, einer Allegorie oder einem Rätsel.“ („Die Metapher“, S. 57) In diesem Abschnitt ist gezeigt worden, dass dies nicht immer der Fall ist. In dem Ausdruck „der Fuchs, der seinen Schwanz verlor“ sind beide Substantiva metaphorisch benutzt, und trotzdem vermag man ihn für eine Metapher zu halten.

‡ Vgl. folgende Stelle aus der *Kritik der reinen Vernunft*: „Ich verstehe hier die Realdefinition, welche nicht bloß den Namen einer Sache andere und verständlichere Wörter unterlegt, sondern die, so ein klares Merkmal, daran der Gegenstand (definitum) jederzeit sicher erkannt werden kann, und den erklärten Begriff zur Anwendung brauchbar macht, in sich enthält.“ (*Kants gesammelte Schriften*. Akademie-Ausgabe, Berlin 1900ff., Bd. 4, Fußnoten, S. 158 [A242]) Hier wird dagegen die Detektion unter die Realdefinition subsumiert, was Raum lässt, die Nominaldefinition als bloße Begriffsdeutung zu verstehen. Nach dieser Verbesserung ergibt Ricœurs These mehr Sinn.

in der Einleitung noch einmal durchgehen, um sich zu vergewissern, dass jede von den betrachteten Definitionen mehr oder weniger genau schildert, was sich *in der Metapher* abspielt. Nun müssen wir bestimmen, was *in der Sprache* geschieht oder geschehen muss, um sie als einen Fall der Metapher zu verstehen.\* Das Erzeugen und das Identifizieren einer Metapher sind zwei *pragmatische* Momente ihrer Detektion – einmal aus der Sicht des Sprechers, ein andermal aus der Sicht des Hörers. Die idealisierte Situation ist etwa diese: Der Sprecher erzeugt eine Metapher, damit der Hörer sie *als Metapher* versteht und im Anschluss daran interpretiert; der Hörer interpretiert hingegen eine Textstelle *als Metapher*, weil er meint, dass sie vom Sprecher auf diese Art intendiert worden sei. Die beschriebene Situation ist idealisiert, denn es gibt nicht-intendierte Metaphern, auch darf der Hörer an der wörtlichen Interpretation festhalten, wobei er zugleich mutmaßt, dass eine metaphorische Interpretation intendiert worden ist.

Nach diesem pragmatischen Exkurs verstehen wir immer noch nicht, wie Metaphern zu identifizieren sind. Die Fragestellung ist nur in die pragmatische Terminologie verschoben: Was muss der Sprecher tun, damit seine Äußerung metaphorisch verstanden werden wird; und wie erkennt der Hörer, dass eine Textstelle metaphorisch intendiert worden ist? Auf der Ebene der theoretischen Betrachtung ist also zu fragen: Eignet sich die pragmatische Terminologie mehr als die semantische zur Erfassung dessen, wie Metaphern zu erkennen sind? Dies soll im nächsten Abschnitt untersucht werden.

### 1.2.1 Zwischen der semantischen und der pragmatischen Terminologie

Die Auseinandersetzung zwischen der semantischen und pragmatischen Terminologie, was die Sache der Detektion der Metapher angeht, scheint Wortklauberei zu sein. Bevor irgendeine bedeutende pragmatische Theorie der Metapher formuliert worden war, griff Beardsley bereits der Auffassung vor, dass die Detektion der Metapher nicht auf Absichten des Sprechers beruhen könne:

We do not decide that a word in a poem is used metaphorically because we know what the poet was thinking; rather we know what he was thinking because we see that the word is used metaphorically. The clues to this fact must be in the poem itself, or we should seldom be able to read poetry.<sup>19</sup>

Es wird nicht die Tatsache in Frage gestellt, dass Absichten des Sprechers, indem er eine metaphorische Aussage vollzieht, von der wörtlichen Bedeutung abweichen können oder müssen. Dessen Absichten sind jedoch epistemologisch unzugänglich, es sei denn, dass sie schon vorher erklärt gewesen wären. Der Vorgang der Detektion muss anders gefasst werden:

- [i] Im Text gibt es Hinweise [clues] dafür, dass die wörtliche Bedeutung (eines Teiles des Textes) in seinem Kontext unpassend oder defektiv ist.
- [ii] Somit kann der betreffende Satz nur metaphorisch verstanden werden.
- [iii] Also hat der Sprecher durch den Satz etwas anderes beabsichtigt, was über die wörtliche Bedeutung hinausgeht.

Beardsley behauptet, die *epistemologische* Folge sei: [i]  $\Rightarrow$  [ii]  $\Rightarrow$  [iii]. Mir scheint, diese Folge sei zwar *logisch* richtig, aber die epistemologische Folge ist stattdessen: [i]  $\Rightarrow$  [iii]  $\Rightarrow$  [ii]. Aus in der Aussage und deren Kontext vorhandenen Hinweisen wird darauf geschlossen, dass der Sprecher die Aussage anders intendiere als sprachüblich. Das heißt, es handelt sich dann um einen Fall der

---

\* Ich verweise auf den Abschnitt 0.3.2.2 „Kants Begriff des Symbols“ zurück. Die Frage nach der Detektion der Metapher lautet in Kants Terminologie: Wie erkennt man einen Fall der symbolischen Darstellung? Falls sie nicht genügend beantwortet wird, sind die weitgehenden Schlüsse Gadammers, was die „beständige Metaphorik“ der Sprache angeht, berechtigt.

uneigentlichen Rede. Erst hiernach ist durchzudenken, ob es um eine Metapher, eine ironische Formulierung oder einen indirekten Sprechakt usw. geht. Vielleicht wird Searle diese Situation vor Augen gehabt haben, wenn er den ersten Schritt der Detektion der Metapher wie folgt formulierte:

*Where the utterance is defective if taken literally, look for an utterance meaning that differs from sentence meaning. [...] There are various other cues that we employ to spot metaphorical utterances. [...] Once our hearer has established that he is to look for an alternative meaning, he has...<sup>20</sup>*

Der Ausdruck „Hinweise“ [cues] ist selbstverständlich vage. Es muss gesagt werden, was für Hinweise für die Detektion der Metapher relevant sind. Bevor wir dies tun, erteilen wir einer anderen Meinung das Wort. Elisabeth Camp hat unlängst eine pragmatische Theorie\* verfasst, in der das Wesentliche der pragmatischen Sehweise zusammengefasst wird:

- (a) that the speaker is unlikely to be expressing the proposition, P, that is fixed by the sentence's conventional meaning,<sup>α</sup> because doing so would conflict with mutually shared assumptions about the conversation to this point and about the world more generally;
- (b) that the speaker is therefore speaking metaphorically;
- (c) that the most likely interpretation of the speaker's intended meaning is therefore q, given further mutually shared assumptions, made relevant by the particular sentence uttered.<sup>21</sup>

Die Fußnote <sup>α</sup> nach dem Ausdruck „conventional meaning“ lautet:

Recall that I include within 'conventional meaning' appeals to context which are required by the conventional meanings of the words uttered, even if this appeal to context includes an appeal to the speaker's intentions in that context.<sup>22</sup>

Der Ausdruck „conventional meaning“ wird hier ungewöhnlich breit gefasst.<sup>†</sup> Da ein expliziter Verweis auf den Sprecher vollzogen wird, kann diese Theorie pragmatisch genannt werden. Hier wird nämlich behauptet, dass Hinweise, infolge deren Metaphern zu erkennen sind, in die pragmatische Ebene der Betrachtung übergreifen können. Darauf antworte ich: Für die Detektion der Metapher kann jede Erkenntnis des sprachlichen sowie außersprachlichen Kontextes relevant sein. Unter dem Ausdruck „außersprachlicher Kontext“ können freilich auch Intentionen des Sprechers gedacht werden. Solange die Intentionen nicht aus dem sprachlichen Kontext oder aus einer Beobachtung des außersprachlichen Kontextes (des Sprechers selbst) erkennbar sind, spielen sie für die Detektion der Metapher keine Rolle. Bloßes Intendieren, ohne es irgendwie dem Hörer anzudeuten, reicht nicht.\* Um ein mögliches Missverständnis zu vermeiden, kann der Hörer jede verfügbare Erkenntnis einschließlich einer Erkenntnis über den Sprecher ausnutzen: Z. B., bei einem Dichter kommen Metaphern eher vor, auch wenn er gerade kein Gedicht vorträgt; oder umgekehrt, wenn bekannt ist, dass ein Autor sich von Metaphern abgesetzt habe, wie beispielsweise Franz Kafka in folgendem Geständnis:

Die Metaphern sind eines in dem vielen, was mich am Schreiben verzweifeln läßt.<sup>23</sup>

---

\* In eine ähnliche Richtung hat ebenso Ina Loewenberg argumentiert. Vgl. Loewenberg, Ina: „Identifying Metaphors“. A. a. O. 1981. S. 154-181. Bes. SS. 170ff.

<sup>†</sup> Nur am Rande: so weit geht Searle nicht, während er die Absichten des Sprechers in die Äußerungsbedeutung [speaker's utterance meaning] hineinlegt.

\* Vgl. eine Formulierung von Davidson, die zwar nicht ausdrücklich die Detektion der Metapher betrifft; sie bringt jedoch die Sache auf den Punkt: „you cannot change what words mean (and so their reference if that is relevant) merely by intending to; [...] but you can change the meaning provided you believe (and perhaps are justified in believing) that the interpreter has adequate clues for the new interpretation. You may deliberately provide those clues [...]“ Davidson, Donald: „A Nice Derangement of Epitaphs“. In: ders.: *Truth, Language, and History*. Oxford 2005. S. 89-107. Hier: S. 98.

Hier aber taucht eine Komplikation auf, nämlich dass eine solche explizite Erklärung ebenfalls nicht buchstäblich gemeint – d. h. intendiert – zu werden braucht, wodurch das Problem nur hypostasiert wird.

Lediglich unter dem geschilderten Vorbehalt könnte die Detektion der Metapher *pragmatisch* verstanden werden. Sei sie also pragmatisch oder semantisch, letztendlich muss erklärt werden, was die erwähnten Hinweise sind.

## 1.2.2 Hinweise für Metaphern

Wenngleich ein Ding als ein *anderes* Ding gesehen werden mag, stellt sich die Sache dennoch so dar, dass dieses *nicht* jenes *sein* kann. Diese Wolke kann als Schäfchen gesehen werden nur unter der Bedingung, dass die Wolke kein Schäfchen ist. Es wäre sinnlos auszusagen, dass dieser Baum oder diese Eiche als Baum gesehen wird. Denn dieser Baum *ist* ein Baum sowie diese Eiche *ist* ein Baum. Nur so wird die Wortverbindung „sehen als“ in der Alltagssprache gebraucht.\*

Um die Intuition hinter dem, wie Metaphern zu erkennen sind, zu erläutern, nehme man weiterhin die Definition der Metapher wörtlich: Wie kann eine Wolke als Schäfchen gesehen werden? Wie ist ein solcher Fall in der Tat zu erkennen? Bestimmt nicht durch die Tatsache, dass deren Schöpfer, wer auch immer er sein mag, dies so intendiert hat. Es ist eher so: Entweder hat der Sehende sich selbst so entschieden, oder ist er durch jemanden dazu angeregt worden. Den ersten Fall lassen wir beiseite, der Zweite bedeutet, dass ein Gesprächspartner auf irgendeine Weise die metaphorische Form

(39) diese Wolke ist ein Schäfchen

ausgesprochen hat. Buchstäblich genommen ist die Mitteilung *falsch*; genauer gesagt, sie ist analytisch falsch. Der Sehende kann entweder die Mitteilung als falsch annehmen – jedoch mit einem Staunen: wieso hat jemand eine *offensichtliche* Unwahrheit ausgesprochen? –; oder er kann sich bemühen, die Wolke genauer zu betrachten und vielleicht eine Ähnlichkeit mit einem Schäfchen zu finden.†

Zwei wesentliche Merkmale sind aufgetaucht: (a) Metaphern sind unwahre Aussagen, und (b) die Unwahrheit sollte offensichtlich sein; also in einem Satz: Metaphern sind offensichtlich unwahre Aussagen. Ist diese Definition – im Weiteren (M) – eine reale? Haben wir somit ein zuverlässiges Kriterium der Detektion? Fast alle der bisher erwähnten Beispiele sind offensichtliche Un-

\* Das ist jedoch eine starke Vereinfachung. Der Gebrauch des Verbs „sehen“ bzw. der Wortgruppe „sehen als“ scheint viel komplizierter zu sein. Vgl. Wittgensteins Bemerkung aus dem Jahr 1948: „Der Gebrauch des Wortes ‚sehen‘ ist ja durchaus kein einfacher.“ In den *Philosophischen Untersuchungen* heißt es: „Zu sagen ‚Ich sehe das jetzt als ...‘, hätte für mich so wenig Sinn gehabt, als wie beim Anblick von Messer und Gabel zu sagen: ‚Ich sehe das jetzt als Messer und Gabel.‘ Man würde diese Äußerung nicht verstehen. — Ebensowenig wie diese: ‚Das ist jetzt für mich eine Gabel‘, oder ‚Das kann auch eine Gabel sein.‘“ Nachlass 202:700 [*Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie*, § 372] und Nachlass 144:41. Doch hiervon an späterer Stelle.

† Folgendes Gespräch zwischen Hamlet und Polonius illustriert diese Art des Sehens:

HAMLET. Seht Ihr die Wolke dort, beinah' in Gestalt eines Kamels?

POLONIUS. Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kamel.

HAMLET. Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.

POLONIUS. Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.

HAMLET. Oder wie ein Walfisch?

POLONIUS. Ganz wie ein Walfisch.

(*Hamlet*, Aufzug III, Scene 2, vgl. Shakespeare, William: „Hamlet. Prinz von Dänemark“. In: *Sämtliche Werke in vier Bänden*. Bd. 4, S. 331.)

wahrheiten gewesen. Ohne offensichtliche Wahrheiten wie (8)\* an dieser Stelle thematisieren zu wollen, sind diese Fragen zu verneinen. Der Satz (M) erbringt zwar ein notwendiges Merkmal der Metapher, aber kein zureichendes. Wenn schon jede Metapher eine offensichtliche Unwahrheit ist, gilt keineswegs, dass jede offensichtliche Unwahrheit eine Metapher sein muss. Einige glaubten, das fehlende Glied der Definition (M) durch pragmatische Begriffe wie Intention oder Absicht zu belegen.<sup>†</sup> Unsere Einwände dagegen sind im vorigen Abschnitt vorgetragen worden. In diesem Punkt zeigen sich zwei Desiderata unserer Betrachtung: ( $\alpha$ ) Wie sind offensichtliche Wahrheiten zu behandeln und ( $\beta$ ) kann ein zureichender Grund der Metapher oder der Metaphorizität gefunden werden? Kurzgefasst: wir müssen den *notwendigen* Grund präzisieren und den Versuch machen, den *zureichenden* Grund herauszufinden.

### 1.2.2.1 Notwendiger Grund

Zu dem ersten Problem: In 1.1.1 ist argumentiert worden, dass Quantifikatoren oder Negation zur Metapher extern stehen. Im Bezug auf die Seite des Problems heißt dies, zuerst muss die Metapher interpretiert sein, und im Anschluss daran wird die Negation bzw. die Quantifikation angewandt. Auf der anderen Seite muss der Hörer sozusagen durch die Negation zu der prädikativen Form geführt werden. Aus seiner Sicht wird jede offensichtliche Unwahrheit zu einer offensichtlichen Wahrheit. Dieses Merkmal lässt sich problemlos in die Definition (M) einfügen. Dann kann man die zwei Merkmale zusammensetzen, indem man sagt, die Metapher ist eine *nicht-informative* Aussage (auf diese These sei weiterhin als (N) verwiesen), wobei „nicht-informativ“ eine Kurzform für „entweder offensichtlich wahr oder offensichtlich falsch“ sei.

Die Behauptung, (N) stelle den notwendigen Grund der Metapher vor, verbirgt in sich die Tatsache, dass Metaphern aufgrund einer semantischen Abweichung, die innerhalb eines Satzes auftritt, zu erkennen sind.<sup>‡</sup> Dies lässt sich allerdings in Zweifel ziehen. Im Kapitel 1.1 sind mehrere Verfahren vorgestellt worden, wie ein breiterer Kontext die prädikative Form der Metapher zu bestimmen vermag. Nun können wir untersuchen, ob die prädikative Form schon vom Kontext unabhängig ist. Um die These (M) zu widerlegen, brachte Ted Cohen Beispiele, die auch für diese Überlegung von Relevanz zu sein scheinen:

Ein metaphorischer Satz kann wörtlich verstanden in seiner Oberflächensyntax und seiner Semantik völlig normal sein, er kann sogar wahr sein. (Mögliche Beispiele sind „Kein Mensch ist eine Insel“, „Jesus war ein Zimmermann“, „Moskau ist eine kalte Stadt“; man findet leicht weitere.)<sup>24</sup>

Für die jetzige Betrachtung sind die letzten zwei Beispiele wichtig. Cohen behauptet, es seien Metaphern, die keine offensichtlichen Wahrheiten vorstellen. An einer weiteren Stelle sagt er:

Aber sie [die Annahme, dass alle Metaphern eine syntaktische oder semantische Abweichung zeigen] kommt nicht mit Sätzen zurecht wie „Rio ist kalt“, wenn dieser Satz bedeutet, daß Rio eine unangenehme, unfreundliche Stadt ist usw., denn „Rio ist kalt“ ist grammatisch in Ordnung.<sup>25</sup>

---

\* No man is an island. (John Donne), S. 60.

† Das Argument der Pragmatisten könnte lauten: zwar ist nicht jede offensichtliche Unwahrheit eine Metapher, aber diese kann von anderen Fällen der Unwahrheit durch die Ansicht des Sprechers unterschieden werden. Die Lüge ist eine Unwahrheit mit der Absicht, jemanden zu täuschen, der Irrtum eine Unwahrheit ohne irgendeine Absicht. Was für eine Absicht wäre bei der Metapher relevant? Die Absicht zu metaphorisieren?

‡ Der Hauptvertreter dieser These ist Beardsley in seiner Theorie der Wort-Opposition. Laut Beardsley sind Metaphern durch den „logischen Gegensatz“ zu erkennen. Denn er bestimmt diesen als „sowohl die direkte Unvereinbarkeit bezeichneter Eigenschaften als auch eine mehr indirekte Unvereinbarkeit zwischen den verschiedenen Präpositionen der Wörter.“ („Die metaphorische Verdrehung“. S. 129) Der Ausdruck „indirekte Unvereinbarkeit“ bezieht sich auf die Ableitung der prädikativen Form, wie es im Abschnitt 1.1 dargestellt worden ist.



Dieses Beispiel wird immer wieder zitiert und wiedergegeben, um zu zeigen, dass die These (N) nicht richtig sei. Meiner Meinung nach widerlegen diese Beispiele die These (N) nicht. Untersuchen wir näher das letztgenannte Beispiel „Rio ist kalt“. Es ist keine offensichtliche Wahrheit oder Unwahrheit, sondern der Beispielsatz sagt in seiner wörtlichen Bedeutung etwas über die Durchschnittstemperatur von Rio aus. Ted Cohen selbst, vielleicht absichtslos, gab einen Hinweis dafür, dass es sich nicht um eine Metapher handelt. Der Nebensatz „wenn dieser Satz bedeutet...“ erbringt gleich eine Erklärung der angeblichen Metapher. Das Wort „kalt“ ist eine tote Metapher, die schon lange in eine Polysemie übergegangen ist. In meinem Synonymwörterbuch<sup>26</sup> steht unter dem Stichwort „kalt“ nebst anderem „gefühlskalt“, „gnadenlos“, „barsch“ usw. usf. Ein aufmerksamer Leser könnte einwenden, dass ich die Behauptung vom Schluss des Abschnitts 0.5.4 nicht so kategorisch behaupten dürfe, wenn ich dort sage: „Die Entscheidung, in welchem Umfang eine Metapher lexikalisiert wird, ist arbiträr und wird auch von äußeren Faktoren (wie z. B. Umfang des Wörterbuches oder eines Stichwortes) beeinflusst.“ Wäre aber die von Ted Cohen angedeutete Bedeutung des Wortes „kalt“ nicht bereits im Gebrauch, wie könnte sie dann als Metapher erkannt werden? Vielleicht könnte der Satz in einem Kontext vorkommen, wo nicht vom Wetter, sondern von Gefühlseindrücken die Rede ist, und der Hörer vermöchte darauf zu schließen. Selbst in diesem Fall, behaupte ich, handelt es sich um keine Metapher, sondern um einen indirekten Sprechakt.

In diesem Zusammenhang möchte ich ein Beispiel einbringen, in dem es demgegenüber um semantisch defekte Sätze geht, die jedoch keine Metaphern darstellen. Hermann Hesse beginnt sein Gedicht „Sprache“ mit den Zeilen:

*Die Sonne spricht zu uns mit Licht,  
Mit Duft und Farbe spricht die Blume,  
Mit Wolken, Schnee und Regen spricht  
Die Luft. Es lebt im Heiligtume  
Der Welt ein unstillbarer Drang,  
Der Dinge Stummheit zu durchbrechen.*

Das Gedicht endet mit den Worten:

*Was uns Verworrenes begegnet  
Wird klar und einfach im Gedicht:  
Die Blume lacht, die Wolke regnet,  
Die Welt hat Sinn, das Stumme spricht.<sup>27</sup>*

Nun behaupte ich, in dem vorletzten Vers gibt es keine Metaphern. Ich möchte an dieser Stelle keine weitgehende Analyse des Gedichtes vorbringen. Für unsere Betrachtung ist lediglich wichtig, wie die Bedeutung eines Wortes vorübergehend geändert werden kann.\* Nehmen wir die Anfangsverse als *quasi* Definitionen<sup>†</sup>, so wird der Begriff der Sprache so ausgedehnt, dass die letzten Zeilen buchstäblich gemeint werden können. Stünde der Satz „die Blume lacht“ einzeln, so handelte es sich um einen klaren Metaphernfall. Hier jedoch, mindestens dem Anspruch nach, soll der Satz „klar und einfach“ sein.

Die Lehre aus den vorigen Beispielen ist diese: Die Detektion (sowie die Interpretation) der Metapher wird immer auf eine vorher gegebene Sinngebung – wenn ich mich eines Begriffs von

\* Vgl. dazu das Zitat von Davidson in der Fußnote ‡, S. 70.

† Davon im nächsten Abschnitt.

Kazimierz Adjukiewicz bedienen darf – *relativ* sein. Die Sinngebung ist jedoch leicht zu verändern, wie das letzte Gedicht zeigen sollte. Daher auch das Erfordernis, die Metapher als token zu verstehen. Sonst könnte man sich (nicht unbedingt absurde) Fälle ausdenken, in denen die Bedeutung relevanter Wörter derartig verändert sein wird, dass es nicht um Metaphern geht.

Im allerersten Satz des Abschnitts 1.2.2 ist die Grundvoraussetzung ausgedrückt, die in jeder Metapher bewahrt bleiben muss: Wenn ein Ding als ein *anderes* Ding gesehen werden soll, dann darf dieses *nicht* jenes *sein*. Diese interne Negativität wird in der These (N) aus der Sicht des Hörers ausgedrückt.



Um zusammenzufassen: Wir haben einen Teil der realen Definition der Metapher ausfindig machen wollen. In diesem Abschnitt ist nach Hinweisen gesucht worden, die den notwendigen Grund der Metapher ausmachen könnten. Die beiden Arbeitsdefinitionen reflektierend, sind wir zu der These (N) gelangt, nämlich dass die Metapher eine offensichtlich nicht-informative Aussage sei. Diese These hat sich als Transposition der ursprünglichen Arbeitsdefinitionen in die Sichtweise des Hörers begreifen lassen, denn sie bewahrt die erwünschte interne Negativität gegenüber der prädikativen Form der Metapher. Im nachfolgenden Abschnitt soll ein zureichender Grund der Metaphorizität betrachtet werden. Die Fragestellung soll von einem anderen Anfangspunkt ausgehen: Nehmen wir an, eine Sprachabweichung lasse sich als solche durchschauen. Wann darf der Hörer vermuten, es handle sich um einen Fall der Metapher? Über welche andere Möglichkeiten verfügt er, diese Abweichung zu behandeln?

### 1.2.3 Allgemeine Behandlung einer Sprachabweichung

Wir wollen an das Beispiel vom Gedicht *Sprache* mit der Frage anschließen, ob und wie man erkennt, ob es sich um eine Definition oder eine Metapher handelt. In 0.5.4 war eine Frege'sche Theorie der Metapher angedeutet und zugleich verworfen worden, weil es keine scharfe Trennung zwischen der metaphorischen und wörtlichen Sprache gebe. Das bedeutet nichts anderes, als dass es kein zuverlässiges Kriterium für die Detektion der Metapher gibt. Davidson bringt dazu das Beispiel von einem Saturnbewohner, der während seines Besuchs auf der Erde die Verwendung des Wortes „Boden“ lernt. Mit einem Freund zurückkehrend, hört er von ihm das Wort „Boden“, begleitet von einem Hinweis auf die Erde. Nun sagt Davidson:

Dieser [Saturnbewohner] wird vielleicht glauben, das gehöre noch zur Lektion, und annehmen, das Wort „Boden“ treffe im eigentlichen Sinne auf die Erde zu, jedenfalls wenn sie vom Saturn aus gesehen wird. [...] Was er bezweckt, ist nicht Abrichtung im Sprachgebrauch, sondern eine Metapher.<sup>28</sup>

Nach der Frege'schen Theorie sind diese zwei Ausdeutungsfälle laut Davidson schwer oder gar nicht zu unterscheiden: „die Gelegenheit, bei der die Metapher vorkommt, wäre demnach die Gelegenheit, bei der die neue Bedeutung gelernt wird.“<sup>29</sup> Warum aber entsteht eine solche Gabelungssituation erst während der Rückkehr des Saturnbewohners? Wäre der Saturnbewohner sich der Tatsache bewusst, dass so etwas wie Metaphern auch während der Lektion auf der Erde vorkommen können, müsste er jederzeit die Entscheidung treffen, ob es sich um eine Definition oder eine Metapher handelt.\* Wenn er vielleicht zuerst die Bedeutung von „Fußboden“ lernte, dann kann ein Verwendungsfall von „Dachboden“ als Metapher scheinen.

---

\* In einer allgemeineren Form findet man dieses Argument in Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen*, § 54: „Die Regel kann ein Behelf des Unterrichts im Spiel sein. Sie wird dem Lernenden mitgeteilt und ihre Anwendung eingeübt. – Oder sie ist ein Werkzeug des Spieles selbst.– Oder: Eine Regel findet weder im Unterricht noch im Spiel selbst Verwendung; noch ist sie in einem Regelverzeichnis niedergelegt. Man lernt das Spiel, indem man zusieht, wie Andere es spielen. Aber wir sagen, es werde nach den und den Regeln gespielt, weil ein Beobachter diese Regeln aus der Praxis des Spiels ablesen kann,— wie ein Naturgesetz, dem die

Dürfte in diesem Zusammenhang die Rede von einer Sprachabweichung sein, von der wir in diesem Abschnitt auszugehen vorhaben? Die Definition (oder falls diese Verszeile als Definition verstanden wird) des Wortes „sprechen“ durch den Vers

*Die Sonne spricht zu uns mit Licht*

stellt keine Sprachabweichung dar. Allerdings wird das Verb in einem neuen Kontext benutzt, in dem *eigentlich* (d. h. sprachüblich) das Verb „scheinen“ stehen sollte, denn Himmelskörper sprechen normalerweise nicht. Dieses Schema ist mit der aristotelischen Definition verträglich, vornehmlich mit ihrer Quintilian’schen Version. Der Leser des Gedichts kann tatsächlich die ersten Verse als Definitionen verstehen, folglich seine Sinnggebung temporär verändern und mit Lesen fortfahren. Solche Verfahren werden jedoch nicht der richtige Weg sein, an die Botschaft des Gedichts zu kommen. Die einleitenden Verse als Definition nehmend, sollte der Leser doch versuchen zu verstehen, was es heißt, wenn jemand metaphorisch sagt „Die Sonne spricht zu uns mit Licht“.

Allgemeiner gesagt: Definition schafft eine gewisse Sprachabweichung zwischen der alten und der neuen Bedeutung des Definiendums.<sup>†</sup> Davidson hat das ebenso gesehen, wenn er vorsichtig formuliert:

Wir würden zustimmen, daß es in mancher Hinsicht einen verhältnismäßig geringen Unterschied macht, ob wir in einem gegebenen Kontext glauben, ein Wort werde metaphorisch verwendet oder in einer zuvor unbekanntem, aber buchstäblichen Art und Weise.<sup>30</sup>

Dieser Gedanke erschließt ein weites Feld, die Entwicklung der Sprache als Entwicklung von Metaphern zu betrachten. Das aber liegt außerhalb des Umfangs meiner Arbeit. Davidson erkennt jedoch darin einen fundamentalen Unterschied zwischen den beiden Sichtweisen:

[I]m einen Fall [Lernen, Definieren] ist unsere Aufmerksamkeit [...] auf die Sprache gerichtet, im anderen Fall auf das, wovon die Sprache handelt. Die Metapher gehört nach meinem Vorschlag in die zweite Kategorie.<sup>31</sup>

Dieses Zitat wäre nicht so interessant, wenn die Auflösung der geschilderten Differenz nicht zu den Grundbausteinen der Sprachphilosophie Davidsons gehörte. Beispielweise sagt er in einem seiner bedeutendsten Aufsätze „On the Very Idea of a Conceptual Scheme“:

I want to urge that this second dualism of scheme and content, of organizing system and something waiting to be organized, cannot be made intelligible and defensible. It is itself a dogma of empiricism, the third dogma.<sup>32</sup>

So gelangen wir zu einer Diskrepanz zwischen Davidsons Ansichten über die Metapher und seiner Sprachphilosophie.<sup>‡</sup> Letztendlich macht dieser Punkt – nämlich die Möglichkeit, Metaphern als Definitionen zu verstehen – für unsere Überlegungen kein großes Problem aus, denn, um tiefer verstanden zu werden, müssen solche Definitionen doch als Metaphern angesehen werden.

---

Spielhandlungen folgen.— — Wie aber unterscheidet der Beobachter in diesem Fall zwischen einem Fehler der Spielenden und einer richtigen Spielhandlung?— Es gibt dafür Merkmale im Benehmen der Spieler. Denke an das charakteristische Benehmen dessen, der ein Versprechen korrigiert. Es wäre möglich, zu erkennen, daß Einer dies tut, auch wenn wir seine Sprache nicht verstehen.“ (Nachlass 227b:48.)

\* Die Frage stellt sich so: Warum hat der Dichter gewagt, am Ende des Gedichtes den Vers „Wird klar und einfach im Gedicht“ einzufügen? – weil der Begriff der Sprache am Anfang so definiert worden ist, oder weil die Anfangsmetaphern bereits interpretiert worden sind?

† Abgesehen davon, dass es sich um eine sprachliche Neuprägung handelt, was uns in diesem Zusammenhang nicht interessiert.

‡ Vgl. dazu den Abschnitt 0.4.1, bes. die S. 31 und die Literaturangaben in der Anm. 89 dorthin.

Nach dem bisher dargestellten Verfahren ist der Hörer in der Lage zu behaupten, es gebe eine gewisse Abweichung, die in der Form „A ist B“ darstellbar ist. Nun steht er vor der Frage, wie er sich zu der Abweichung stellen sollte. Demnach müssen alle Möglichkeiten untersucht werden, die dem Hörer zur Verfügung stehen, die Abweichung vernünftig zu beherrschen. Die Metapher sollte sich als eine der Weisen der Abweichungserklärung erweisen. Wir wollen uns frei auf die Methode der *radikalen Interpretation* von Davidson stützen, die – wie gezeigt werden wird – genau in solchen Fällen von Nutzen ist.

Die Möglichkeiten der Abweichungserklärung lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

(i) Der Sprecher kann eine andere Sprache sprechen, die zwar mit der des Hörers teilweise übereinstimmt, allein sich schon in einem der Glieder der Form „A ist B“ unterscheidet. Anders gesagt: der Sprecher verknüpft mit dem Wort A oder dem Wort B eine andere Bedeutung.

(ii) Ansichten und Überzeugungen des Sprechers sind so seltsam oder außergewöhnlich, dass er eine sonst defizitäre Aussage „A ist B“ buchstäblich zu meinen vermöchte. Jemand kann meinen, alle Weiber seien Ware oder Zarathustra sei ein Igel gewesen. Analytisch unwahre Aussagen kann ein solcher Mensch wahrhaftig behaupten nur, wenn er Grundregeln der Logik überschreitet.\*

(iii) Der Sprecher hat gelogen. Die Lüge ist mit den Worten Kants „als vorsetzlich unwahre Declaration gegen einen andern Menschen definiert“<sup>33</sup>. Der Unterschied zu dem vorigen sowie dem nächsten Punkt liegt in der Absicht des Sprechers, daher die Bedingung „vorsätzlich“, während ein Irrtum immer unbeabsichtigt ist:

(iv) Der Sprecher resp. der Hörer hat einen Irrtum begangen. Davidson diskutiert diese Möglichkeit weitgehend unter dem Terminus „malapropism“ im Aufsatz „A Nice Derangement of Epitaphs“,<sup>34</sup> wo viele der Metapher verwandte Erscheinungen auftauchen.

(v) Es handelt sich um einen indirekten Sprechakt.

(vi) Der Sprecher bedient sich einer uneigentlichen Sprache, d. h. hier nur so viel, es handelt sich um eine andere Sprachfigur, z. B. um Ironie, Personifikation, Metonymie, usw.

(vii) Schließlich, es handelt sich um eine Metapher.

Kurzgefasst sind diese Möglichkeiten: (i) andere Bedeutung, (ii) andere Überzeugungen, (iii) Lüge, (iv) Irrtum, (v) indirekter Sprechakt, (vi) uneigentliche Sprache, (vii) Metapher. Diese Punkte, hier bloß gesammelt, erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, und sie brauchen sich wechselseitig nicht definitiv auszuschließen. Der Rest dieses Absatzes ist dem Problem gewidmet, wie diese Einstellungen zu einer abweichenden Aussage voneinander zu unterscheiden sind, und was das für die anschließende Interpretation hieße.

Zuerst muss klar werden, warum wir hier streng die Perspektive des Hörers eingenommen haben. Aus der Sicht des Sprechers ist es meistens nicht problematisch, diese Sprachverwendungsfälle zu unterscheiden. Er kennt seine Absichten, er weiß, dass er lügen, einen indirekten Sprechakt vollziehen oder sich einer Metapher bedienen will. Seine Aufgabe liegt darin, seine Absichten dem Hörer hinreichend bekannt zu machen (bzw. im Fall eines Lügens zu verbergen). Wenn wir diese Situationen aus der Sicht des Hörers betrachten, so ist diese Aufgabe des Sprechers darin ein-

---

\* Als seltenes Beispiel könnte zu diesem Punkt vielleicht die Anfangspassage von Kafkas „Verwandlung“ angeführt werden: „Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt. Er lag auf seinem panzerartig harten Rücken und sah, wenn er den Kopf ein wenig hob, seinen gewölbten, braunen, von bogenförmigen Versteifungen geteilten Bauch, auf dessen Höhe sich die Bettdecke, zum gänzlichen Niedergleiten bereit, kaum noch erhalten konnte. Seine vielen, im Vergleich zu seinem sonstigen Umfang kläglich dünnen Beine flimmerten ihm hilflos vor den Augen.“ (Kafka, Franz: *Gesammelte Werke*. Frankfurt a. M. 1950ff., Bd. 5, S. 57.) Diese Sätze stehen zwar in der dritten Person, beschreiben aber Überzeugungen der Hauptgestalten, die von den unseren stark abweichen, was verschiedene metaphorische Auslegungen verursacht hat, eine Tatsache, die Kafka mit Sorge vorhergesehen hat.

bezogen. Ferner, was für eine Abweichung wird hier gemeint? Gegenüber welcher Norm (d. h. Sinnggebung) weicht der Wortsinn in der prädikativen Aussage „A ist B“ ab? Die Antwort „gegenüber der üblichen, lexikalisierten Norm“ wäre eine falsche. Richtig ist, es geht um eine Abweichung gegenüber einer Norm des Wortsinnes, den der Hörer für gewöhnlich oder einer bestimmten Lage entsprechend hält. Dieser Unterschied kann als gering erscheinen, sollte jedoch beachtet werden.\*

### 1.2.3.1 Die radikale Interpretation

Davidsons Methode der radikalen Interpretation<sup>†</sup> ist vorwiegend geeignet, die Punkte (i) und (ii) einheitlich zu behandeln, gleichviel, ob eine Abweichung entstanden ist oder nicht. Diese Methode ist ganz allgemein abgezielt: „All understanding of the speech of another involves radical interpretation,“<sup>35</sup> sagt Davidson in dem Aufsatz „Radical Interpretation“. Worin liegt die Quintessenz der radikalen Interpretation? Der Hörer (bzw. der Interpret bei Davidson) sollte am Anfang keine Annahme machen betreffend Wortbedeutung oder Überzeugungen [beliefs]<sup>‡</sup> des Sprechers (d. h. mit einer Sprachabweichung wird a priori gerechnet, und darum ist diese Methode für die Betrachtung der Metapher tauglich).<sup>§</sup> Der Hörer muss jedoch *eine* Annahme machen: Er muss beim Sprecher die selbstverständlichste Haltung zu seiner Aussage voraussetzen – nämlich dass er seine Aussage für wahr hält. Diese Voraussetzung nennt Davidson das *principle of charity* [Prinzip der Nachsichtigkeit]. Der Hörer kann jedoch nicht erkennen, warum die Aussage wahr ist. Sie ist wahr infolge der Wortbedeutung oder infolge der Überzeugungen des Sprechers. Daran zeigt sich die von Quine inaugurierte Auflösung der Differenz zwischen analytischen und synthetischen Sätzen (das sog. erste Dogma des Empirismus) sowie ein holistischer Charakter ihrer Sprachphilosophie. Für unsere Betrachtung bedeutet dies, die Punkte (i) und (ii) sind nicht zu unterscheiden, d. h. Bedeutungen und Überzeugungen sind interdependent:

The interdependence of belief and meaning is evident in this way: a speaker holds a sentence to be true because of what the sentence (in his language) means, and because of what he believes.<sup>36</sup>

Die radikale Interpretation soll aufgrund von Daten, die dem Hörer epistemologisch zugänglich sind, und aufgrund des allgemeinen Für-wahr-Haltens zweierlei leisten:

His holding the sentence true is thus the vector of two forces: the problem of interpretation is to abstract from the evidence a workable theory of meaning and an acceptable theory of belief.<sup>37</sup>

Warum spricht Davidson von einem Vektor (oder an einer anderen Stelle: „a vector of meaning and belief“<sup>38</sup>)? Der Hörer soll doch, indem er die radikale Interpretation vollzieht, die Bedeutungen und Überzeugungen trennen und beides sozusagen destillieren. Man kann die Situation einer mathematischen Gleichung mit drei Unbekannten vergleichen: Es sind dies die dem Hörer zugängliche Evidenz, die Bedeutung der Aussage und die Überzeugungen des Sprechers. Die erste Unbekannte wird durch das *principle of charity* fixiert. Nun beinhaltet die Gleichung noch zwei Un-

---

\* In dieser Antwort wird ein expliziter Verweis auf den Hörer vollzogen. Darin kann man ein *pragmatisches* Element der Sprachabweichung oder der Detektion der Metapher überhaupt erkennen.

<sup>†</sup> An dieser Stelle wird nicht die Interpretation der Metapher gemeint, die ausführlich im Kapitel 2 dargestellt werden soll, sondern Interpretation der Sprache überhaupt. Die Interpretation der Metapher ist allerdings dieser allgemeineren Interpretation subsumiert.

<sup>‡</sup> In der deutschen Übersetzung von Joachim Schulte (bibliographische Angabe in der Anmerkung 32) wird das Wort „belief“ als „Glauben“ wiedergegeben, was meiner Meinung nach falsche Konnotationen (etwa in religiöser Richtung) erwecken könnte. Ich werde die Übersetzung durch „Überzeugung“ bevorzugen, die auch der genannte Übersetzer an einigen Stellen wählt. Der Terminus „principle of charity“ wird zwar durch „Prinzip der Nachsichtigkeit“ übersetzt, ich bleibe aber bei der Originalfassung.

<sup>§</sup> Oder mit Davidsons Worten: „But radical interpretation should rest on evidence that does not assume knowledge of meanings or detailed knowledge of beliefs.“ „Radical Interpretation“. S. 135.

bekannte, die im Prinzip eine unendliche Menge von Lösungen zulassen.\* Im nächsten Schritt soll der Hörer eine der Unbekannten für konstant halten und so eine eindeutige Lösung der Gleichung ermitteln. Davidson schlägt folgende Lösungsweise vor:

This method is intended to solve the problem of the interdependence of belief and meaning by holding belief constant as far as possible while solving for meaning.<sup>39</sup>

Warum ist es sinnvoller oder günstiger, die Überzeugungen statt der Bedeutungen für konstant zu halten? Der Hauptgrund, den Davidson angibt, ist folgender: Jemand, dessen Überzeugungen von denen des Sprechers allzu sehr abweichen, kann von diesem nicht als rationales Wesen angesehen werden. Oder, in Davidsons Ausdrucksweise:

If we cannot find a way to interpret the utterances and other behaviour of a creature as revealing a set of beliefs largely consistent and true by our own standards, we have no reason to count that creature as rational, as having beliefs, or as saying anything.<sup>40</sup>

Das entgegengesetzte Verfahren, nämlich Bedeutungen für unveränderlich zu halten und die Gleichung nach den Überzeugungen zu lösen, wäre in den meisten<sup>†</sup> Fällen ganz unproduktiv (es sei denn, dass wir zu einem Metaphernfall kommen, in dem sich eine Sinnänderung *de facto* abspielt). Der Hörer kann zu einer Feststellung gelangen, dass der Sprecher zwar die gleiche Sprache wie er spricht, aber dessen Überzeugungen völlig andere sind. Diesen Weg wird man bestimmt nicht als Streben nach einem Verständnis bezeichnen können.\*

Beispielweise stehe der Hörer dem schon mehrmals besprochenen Satz gegenüber:

*Die Sonne spricht zu uns mit Licht*

Im ersten Schritt geht er davon aus, dass der Satz vom Sprecher für wahr gehalten wird. Im zweiten Schritt soll er dem Sprecher ähnliche Überzeugungen zubilligen, wie er selbst sie vertritt – etwa Ansichten über das Wesen des Lichtes oder über das Sonnensystem. Daraufhin gelangt der Hörer zu dem Standpunkt, dass alle Annahmen bewahrt bleiben können und dass der Sprecher fast alle Ausdrücke ähnlich gebraucht wie er. Nur eine Ausnahme soll gemacht werden: Der Sprecher gebraucht an dieser Stelle das Verb „sprechen“ in dem gleichen oder einem ähnlichen Sinne, wie der Hörer das Verb „scheinen“. Diese Interpretation wird sich zwar angesichts des Rests des Gedichtes als falsch erweisen. Für unsere Betrachtung ist sie trotzdem wertvoll. Ist die Metapher eine bloße Substitution eines Wortes für ein anderes, so zeigt die oben angedeutete Prozedur genau eine angemessene Interpretation einer solchen Metapher. Nehmen wir vorübergehend an, es verhielte sich so: Der Sprecher bzw. der Dichter wollte das Gedicht mit einer Metapher ausgeschmückt haben, und der Hörer bzw. der Leser hat diese Absicht erkannt und den eigentlichen Sinn des Satzes begriffen. So wird das Beispiel *ad absurdum* geführt; denn die Metapher ist keine nur dekorative.

Solange unsere Gleichung problemlos lösbar ist, hat der Hörer keinen Grund für die Annahme, es könnte um einen Fall der uneigentlichen Rede gehen. Auch eine Lüge, um wirksam zu werden, darf an einer solchen Interpretation nicht scheitern; denn der Hörer soll die entgegengesetzte Überzeugung des Sprechers nicht erkennen. Der markante Unterschied zwischen der Metapher und der Lüge liegt in deren Offenkundigkeit. Es gibt zwar erkannte oder besser durchschaute Lügen und zufälligerweise auch wahre Lügen, sie sind wohl misslungene Lügen, sowie

---

\* Der Einfachheit halber sei es eine *lineare* Gleichung.

† Als Gegenbeispiel diene das Zitat aus Kafkas „Verwandlung“ in der Fußnote \*, S. 76.

\* Zu diesem Punkt nochmal in 1.3.

Metaphern, die nicht als Metaphern erkannt werden. Der Fall der Lüge bringt uns zu der Einsicht, dass das *principle of charity* – das generelle Für-wahr-Halten – den Hörer irreleiten könnte.

Aber kommen wir auf die Darstellung der radikalen Interpretation zurück, der Hörer verfüge über weitere Interpretationswege. Wir wollen nun Fälle besprechen, in denen sich die Gleichung als unlösbar zeigt. Der Hörer muss sogar die Aussage voraussetzen, dass der Sprecher seine Aussage für wahr hält, hat jedoch dafür keinen Grund:

Not that sincere assertion is the only reason to suppose that a person holds a sentence to be true. Lies, commands, stories, irony, if they are detected as attitudes, can reveal whether a speaker holds his sentences to be true.<sup>41</sup>

Auf diese Liste hätte Davidson ebenso die Metapher setzen können. Die Gleichung ist unlösbar wegen (sprachlicher sowohl als außersprachlicher) Daten, die mit dem Rest nicht vereinbar zu sein scheinen. Diese Daten sollten wo möglich aus der Interpretation ausgeschlossen werden. Nun entsteht die Frage, welche Daten es sind, und wie sie ausgeschlossen werden können. Dazu eine klare Stellungnahme von Bjørn Ramberg:

How do we exclude apparent evidence? By attributing error, [...] by suspending the principle of charity in this particular case.<sup>42</sup>

Der entscheidende Punkt der Überlegung liegt darin, dass dies nicht allzu häufig geschehen darf. Genauer gesagt: Der Hörer kann nur diejenigen Daten ausschließen, die die hypothetische Gleichung unlösbar machen. Es wäre unsinnig, einen Text als lauter Lügen, lauter Irrtümer oder lauter Metaphern zu interpretieren. Und es wäre als Arbeitshypothese unbegründet – denn um sie zu begründen, bräuchte der Hörer ein anderes Textstück als Argumentationsstütze. Folglich, um dieses andere Textstück als Evidenz zu betrachten, müsste für es das *principle of charity* gelten. Davidson kurz und bündig:

[D]isagreement and agreement alike are intelligible only against a background of massive agreement.<sup>43</sup>

Dieser Absatz ist keine vollständige Darstellung der radikalen Interpretation. Dazu müssten noch manche problematischen Aspekte der Methode diskutiert werden. Einer der problematischen Aspekte ist die Behandlung der Punkte (iv) bis (vii); d. i. Irrtum, indirekter Sprechakt, uneigentliche Sprache und Metapher. Davidson hat, wie bereits erwähnt, nur den Punkt (iv) ausgearbeitet.

### 1.2.3.2 Malapropismus und andere Irrtümer

Zuerst muss es einem befremdlich vorkommen, weshalb in einer Betrachtung über Metaphern ein so nichtiges Phänomen in Betracht gezogen wird. Der Terminus „Malapropismus“ entspricht etwa dem Wort „Versprecher“ oder „Hörfehler“. Aus welchem Grund interessieren Davidson und uns solche Phänomene, von denen üblicherweise (unter Bezug auf die sog. *Disambiguation*) abstrahiert wird? Was in der Linguistik Disambiguation genannt wird, passiert häufig in der Alltagssprache. Es gibt jedoch sogar in der Linguistik keine festen Regeln der Disambiguation, und die folgende Methode ist eine Reflexion auf Regeln, die in der Alltagssprache\* gebräuchlich sind.

Unser Hörer ist in der Position, dass die Gleichung in der radikalen Interpretation nicht lösbar ist, d. h. die Standardinterpretation nicht die vom Sprecher beabsichtigte gewesen ist. Die Detektion eines Malapropismus beschreibt Davidson mit folgenden Worten:

[T]he hearer realises that the ‘standard’ interpretation cannot be the intended interpretation; through ignorance, inadvertence, or design the speaker has used a word similar in sound to the word that would have ‘correctly’ expressed his meaning. The absurdity or inappropriateness of what the speaker would

\* Es ist klar, dass in diesem Abschnitt auf Beispiele aus der Dichtung verzichtet werden muss.

have meant had his words been taken in the ‘standard’ way alerts the hearer to trickery or error; the similarity in sound tips him off to the right interpretation. Of course there are many other ways the hearer might catch on; similarity of sound is not essential to the malaprop.<sup>44</sup>

Im Malapropismus ist die Distinktion sinnvoll zwischen der Bedeutung des Sprechers und der Satzbedeutung oder anders formuliert: zwischen dem, was der Sprecher sagen wollte, und dem, was er tatsächlich gesagt hat (beziehungsweise was der Hörer mitbekommen hat). Darüber hinaus muss zwischen Wörtern, die die beiden Bedeutungen ausdrücken, ein *systematisches* Verhältnis bestehen, z. B. eine Schallähnlichkeit oder Ähnlichkeit der Schreibweise. Es kommt mir so vor, als bräuchte dieses systematische Verhältnis nicht auf die Wortebene begrenzt zu sein. Jemand kann einen systematischen Fehler im Satzaufbau oder einen grammatischen Fehler begehen. Und umgekehrt, jemand kann etwa aufgrund falscher Aussprache systematisch gewisse Laute verwechseln. Alle diese Fehler sind erkennbar und zugleich korrigierbar, weil sie *systematisch* sind. Wären sie nicht systematisch, würde der Hörer kein Mittel haben, zu der intendierten Bedeutung zu gelangen.

Wir wollen ein anschauliches Beispiel aus einem völlig anderen Bereich anführen. Eine *Substitutionschiffre* [substitution cipher] besteht darin, dass jeder Buchstabe durch einen anderen ersetzt wird: z. B. der Buchstabe „A“ durch den Buchstaben „F“; „B“ durch „S“ usw. usf. Es soll eine Tabelle verfertigt werden, in der zu jedem Buchstaben dessen entsprechender Kode steht.

Buchstabe	A	B	C	D	E	F	G	H	I	...
Kode	F	S	Z	P	W	Q	G	A	L	...

Entsprechend dieser Tabelle wird beispielweise das Wort „Bach“ durch das Wort „Sfza“, das Wort „dabei“ durch „pfswl“ usw. kodiert. Solche Chiffren können wir als systematischen Malapropismus auf der Buchstabenebene auffassen. Das Systematische wird als Regel gefasst, die durch die Tabelle beschrieben wird. Die zweite Reihe der Tabelle ist als Schlüsselwort zu verstehen. Nun versetzen wir uns in die Lage eines Spions, der einen so kodierten Text entziffern will, ohne dass ihm die Tabelle vertraut ist. Im Grunde muss er folgendes tun: Erstens erraten, in welcher Sprache der ursprüngliche Text verfasst worden ist; zweitens die sog. Frequenzanalyse vollbringen. Sie beruht auf der Tatsache, dass Buchstabenfrequenzen in dem ursprünglichen und dem kodierten Text die gleichen sind. Die Buchstabenfrequenzen für unsere Sprachen (das Deutsche, das Englische usw.) sind wohlbekannt, und daraus kann der Spion die Tabelle deduzieren. Handelte es sich tatsächlich um eine einfache Substitutionschiffre, so wird diese Analyse keine großen Schwierigkeiten bereiten.\*

Der Hörer wird eine Textstelle für einen Malapropismus halten, wenn er die Regel erkennt, nach der die ursprüngliche Bedeutung oder der ursprüngliche Text festzustellen sind. Wie uns das Beispiel<sup>†</sup> einer Substitutionschiffre zeigt, braucht der Malapropismus nicht ein isoliertes Phänomen zu sein. Er kann die Sprache als ganze durchdrungen haben, ohne dass diese aufhörte, verständlich zu sein. Um die Sprache unverständlich werden zu lassen, müssten zahlreiche (also keine isolierten) Irrtümer auftreten, zwischen denen kein systematischer Zusammenhang vorkommt.

\* Vgl. z. B. Menezes, A., van Oorschot, P. & Vanstone, S.: *Handbook of Applied Cryptography*. [o. O.]: CRC Press, 1997. S. 17f. Es kann andererseits passieren, dass unser Spion nicht die genaue Art des Chiffremechanismus kennt. Es gibt jedoch nur wenige Chiffren, die vor einer Entzifferung vollständig sicher sind, z. B. die Vernam-Chiffre [Vernam cipher], vgl. a. a. O., S. 21.

† Die Verwendung eines Beispiels aus der Kryptographie ist keineswegs ein Zufall. Ein Zusammenhang in dieser Richtung ist bereits bei Thomas von Aquin zu finden (vgl. den Punkt (3) im Abschnitt 0.3.2.1, S. 23). Und neuerdings versuchte H. Werner den Ursprung der Metapher aus dem Tabu zu erklären (*Ursprünge der Metapher*. Leipzig 1919). Die Substitutionschiffre ist ein Malapropismus im strengen Sinne, und zwar in extremer Form.



Wir resümieren in einem Satz: Das Essenzielle an Malapropismen und dergleichen Abweichungen ist der systematische Zusammenhang zwischen der beabsichtigten und der tatsächlich gesprochenen Rede entweder auf der Textebene oder auf der Bedeutungsebene. Es ist nun nachvollziehbar, dass für Metaphern ebensolche Regeln gefunden werden können. Für Black und hauptsächlich für Searle ist genau dies der Fall. Eine der Ausgangsthesen Searles lautet:

The relation between the sentence meaning and the metaphorical utterance meaning is systematic rather than random or ad hoc. Our task in constructing a theory of metaphor is to try to state the principles which relate literal sentence meaning to metaphorical utterance meaning.<sup>45</sup>

Prinzipien, die in der Metapher wirksam sein sollen, mögen zwar erheblich komplizierter sein als im Fall des Malapropismus, aber im Grunde wird bei Searle sowie bei Black mit dem gleichen Mechanismus gerechnet. Wie weit diese Position vertretbar ist, haben wir im nächsten Kapitel zu untersuchen. Vorderhand erlauben wir uns zu behaupten, dass in der Metapher solche Regeln nicht auf den ersten Blick anzutreffen sind. Dies ist der Unterschied zwischen dem Malapropismus und der Metapher aus des Hörers Sicht.

### 1.2.3.3 Weitere Abweichungen

Es bleibt zu erläutern, wie sich aus der Sicht des Hörers indirekte Sprechakte sowie sprachliche Figuren von der Metapher unterscheiden lassen. Es kommt darauf an, wie man den indirekten Sprechakt bestimmt. Autoren pragmatischer Richtung neigen dazu, indirekte Sprechakte, Metaphern sowie andere Figuren in einem einheitlichen Schema zu erfassen. Beispielweise in der Auffassung von Grice wird die Metapher zu einem Sonderfall der sog. *implicature*, was eine Sonderform der indirekten Sprechakte ist. Dies bildet sogar einen wichtigen Vorteil dieser Theorien, wie Searle jüngst geäußert haben soll:

The fact that the principles he adduces apply not just to metaphor, but to indirect speech and implicature more generally, should not be seen an objection to his account but as a further advantage of it, he says. It demonstrates that we are appealing to principles of interpretation we already need for other purposes.<sup>46</sup>

Diese Sätze besagen lediglich, dass die erwähnten Phänomene erst in der Phase der Interpretation zu unterscheiden sind. Denn unter dem Begriff der Detektion im weiteren Sinne können wir uns folgendes vorstellen: die Abweichung ausfindig machen und eine Methode ihrer Assimilation (oder mit Ricœur: Abweichungsreduzierung) wählen. Manchmal muss zuerst eine Methode der Assimilation scheitern, damit der Hörer weiß, er hätte eine andere wählen sollen. Um diese blinden Versuche zu vermeiden, sind wir auf der Suche nach Kriterien, die den Hörer auf die richtige Methode der Assimilation, d. h. der Interpretation hinweisen.

Ich würde zugestehen: Es gibt kein allgemein formulierbares Kriterium der Abtrennung der Metapher und anderer Sprachfiguren (scil. Ironie, Metonymie oder Oxymoron – also Figuren unter dem Punkt (vi) oben), ohne den Versuch, sie zu interpretieren. Das ist jedoch meines Erachtens nicht der Fall des indirekten Sprechakts. Sogar Searle gibt zu, dass es einen radikalen Unterschied zwischen Metaphern und indirekten Sprechakten gebe:

There is a radical difference between indirect speech acts, on the one hand, and irony and metaphor, on the other. In the indirect speech act, the speaker means what he says. However, in addition, he means something more. Sentence meaning is part of utterance meaning, but it does not exhaust utterance meaning.<sup>47</sup>

Diese Formulierung darf uns nicht zufriedenstellen, denn sie wird aus der Sicht des Sprechers und seiner Absichten verfasst, die – wie schon mehrmals gesagt – dem Hörer ohne weiteres nicht zugänglich sind. Immerhin, wenn der Sprecher (auch) das meint, was er sagt, kann er nicht etwas

Kontradiktorisches sagen. Indirekte Sprechakte dürfen nicht offensichtliche Unwahrheiten sein, wie es die meisten Metaphern sind. Aber ein anderes und vielleicht besseres Kriterium wäre, die Wesensart der Abweichung in Betracht zu ziehen: In der Metapher muss die prädikative Form ableitbar sein, in der offenbar wird, wo die Abweichung zu lokalisieren ist. Dieser Prozess braucht zwar nicht eindeutig zu sein, aber wenn er gelingt, so kann eine metaphorische Interpretation eingesetzt werden, die diese Abweichung assimilieren oder reduzieren soll. Dagegen in einem indirekten Sprechakt braucht im allgemeinen keine so eindeutig lokalisierbare Abweichung vorzukommen. Wenn es dem Hörer nicht gelingt, die prädikative Form abzuleiten, gibt es die Möglichkeit, die jeweilige Stelle als indirekten Sprechakt zu betrachten.\* Ziehen wir noch einmal zum Vergleich die Xenie „Ärzte“ heran:

*Wissen möchtet ihr gern die geheime Struktur des Gebäudes,  
Und ihr wählt den Moment, wenn es in Flammen gerät.*

Auch wenn das Pronomen „ihr“ durch „Ärzte“ ersetzt wird, könnte dieser Satz in einem (freilich nicht so allgemeinen) Kontext auftauchen, in dem es nicht gelingt, die prädikative Form abzuleiten, und wo es möglicherweise um ein echtes Gebäude (z. B. ein Krankenhaus) ginge. Der Hörer kann eine solche imaginäre Stelle als indirekten Sprechakt verstehen. Und hingegen, auch die Xenie, wie sie ist, könnte als indirekter Sprechakt verstanden werden. Sie fährt nämlich fort mit:

*Was ist das Schwerste von allem? Was dir das Leichteste dünket,  
Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt.<sup>48</sup>*

Die Metapher „Patienten sind Gebäude“ ist gewiss nicht die wichtigste Botschaft des Gedichtes, und die Bestimmung Searles', „he means something more“, passt zu dieser Stelle ganz genau. Wenn man alle Metaphern auszumerzen versuchte, besagten die ersten Verse ungefähr so viel: „Wissen möchtet ihr, Ärzte, gern die innerliche Struktur des menschlichen Leibes, und ihr wählt den Moment, wenn er krank ist.“<sup>†</sup> Dieser Satz darf nun schlicht als indirekter Sprechakt verstanden werden, und der Leser kann versuchen, Folgerungen zu ziehen, die sich ja sogar dem Rest des Gedichtes annähern würden. Um das Beispiel zusammenzufassen, haben wir hier beides – Metaphern sowie einen indirekten Sprechakt – entdeckt. Jedoch die Bestimmung der Metapher durch die Möglichkeit, ihre prädikative Form ausfindig zu machen, ist geblieben. Darüber hinaus kann sich eine weitere Kreuzkomplexität herausbilden, wo beide Phänomene in verwickelter Form auftreten.

### 1.3 ANNAHME DER METAPHER

Der Ausgangspunkt in diesem ganzen Kapitel 1 ist die Definition der Metapher: Etwas wird als etwas anderes gesehen. Im Kapitel 1.1 sind wir von ihrer *formalen* Bestimmung ausgegangen, um diese Form in der Sprache aus der Sicht des Hörers vorzufinden. Die inhaltliche Bestimmung, nämlich dass es sich um eine semantische Abweichung handelt, haben wir erst einmal beiseitegelassen, oder sie vielmehr vorausgesetzt. Im Kapitel 1.2 ist gerade die *inhaltliche* Bestimmung, die

---

\* Vgl. den letzten Absatz des Kapitels 1.1 „Die prädikative Form“, S. 68.

<sup>†</sup> Man möchte fast entgegnen, dass es sich nicht gebührt, so mit Gedichten umzugehen. Um nicht vorzugreifen, ob Metaphern so *leicht* durch buchstäbliche Ausdrücke ersetzbar seien, sei hier nur vermerkt, dass die Metaphern des Gedichts nach einer für den Verfasser naheliegenden Interpretation ins Buchstäbliche übertragen worden sind. Diese braucht nicht einwandfrei zu sein, was jedoch den geschilderten Gedankengang nicht berührt.

sich aus der Definition ergibt, für den Hörer zu demselben Gegenstand gemacht, wobei die formale Bestimmung, die prädikative Form, bereits vorausgesetzt worden war. Es sind keineswegs zwei Wege oder Methoden, wie Metaphern zu erkennen sind, sondern zwei verbundene Momente oder Seiten desselben Verfahrens. Am Ende des jeweiligen Kapitels sind wir zu dem Ergebnis gekommen, dass nur eine Seite, ohne die andere mitzunehmen, unzureichend gewesen wäre. Beide Momente treffen sich hier und vereinigen sich wieder: Die prädikative Form bestimmt oder lokalisiert die Sprachabweichung und umgekehrt, die vorgefundene Abweichung soll die prädikative Form der Metapher bekunden.

Das gesamte Konzept der Detektion beruht auf einem kommunikativen Schema: Der Sprecher beabsichtigt seine Aussage metaphorisch und gewährt dem Hörer genug Hinweise, damit er die beabsichtigte Metaphorizität der Aussage zu erkennen vermag. Der Hörer soll aufgrund dieser Hinweise oder durch bloße Interpretationsversuche die Aussage als Metapher erkennen. Der Kommunikationswert ist gegeben, falls sich die wirkliche Absicht des Sprechers und die vom Hörer herausgefundene und dem Sprecher zuerkannte Absicht decken. Dieses kommunikative Schema ist in gewisser Weise richtig, und ich bin weit entfernt davon, es zu verwerfen. Dass die Sprache zur Kommunikation diene und obendrein, dass sie durch die Kommunikation geprägt werde, daran ist gar kein Zweifel; aber sie ist es nicht einzig und allein.\* Wenn wir die *Idee der Kommunikation*, die der Grundbaustein der Linguistik sein mag, ohne weiteres annehmen würden, so müssten wir in gleicher Weise den Standpunkt annehmen, dass Metaphern Wahrheitswerte ausdrücken können – kurz: dass Metaphern als Wahrheitsträger dienen.

Das Problem hat schon in den Abschnitten 1.2.3 und besonders 1.2.3.1 hervorzutreten begonnen. Der Hörer steht vor mehreren Alternativen, wie die Abweichung zu beherrschen sei, und ist nicht immer verpflichtet, auf die Absichten des Sprechers einzugehen. Der Hörer kann eine Aussage entweder als Metapher oder als Definition oder als Lüge interpretieren, je nach den Zwecken, die er verfolgt. In der Diskussion S. 78 ist der Hörer nahezu gedrängt worden, eher Wortbedeutungen zu verändern, statt dem Sprecher völlig fremde – also *irrationale* – Überzeugungen zuzuschreiben. Dies tut jedoch der Hörer, wenn er durch die Aussage den Sprecher verstehen will. Der Hörer kann demgegenüber mehr am Text interessiert sein, ohne den Sprecher oder Autor zu berücksichtigen (was auch immer er im Sinne haben mochte, als er dieses oder jenes schrieb). Zuletzt kann der Hörer anhand des Textes einen Einblick in seine Überzeugungen, sprich in sich selbst gewinnen. Diese Stellungnahme wird der Fall der dichterischen, literarischen sowie größtenteils philosophischen Sprache sein. In der Dichtung oder Kunst überhaupt wirkt es lächerlich, wenn man sich fragt, was der Dichter *damit* gemeint hat.† In der Philosophie findet man ebenso häufige Beispiele, wenn z. B. Nietzsche von den Vorurteilen der Philosophen spricht:

Wie könnte etwas aus seinem Gegensatz entstehen? Zum Beispiel die Wahrheit aus dem Irrtum? Oder der Wille zur Wahrheit aus dem Willen zur Täuschung? Oder die selbstlose Handlung aus dem Eigennutze? Oder das reine sonnenhafte Schauen des Weisen aus der Begehrlichkeit? solcherlei Entstehung ist unmöglich; wer davon träumt, ein Narr, ja schlimmeres; [...].<sup>49</sup>

\* Vgl. folgende Bestimmung von W. v. Humboldt: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken.“ („Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues“. In: *Werke in fünf Bänden*. Darmstadt 1963. Bd. 3, S. 191) Für diesen Hinweis bin ich Herrn Dr. Kiesow dankbar.

† Gottfried Benn hat explizit den kommunikativen Charakter der dichterischen Sprache in Zweifel gestellt, indem er äußerte, ein wahres Gedicht sei an die Muse gerichtet um zu verschleiern, dass es an niemand gerichtet ist. T. S. Eliot hat dies in dem Essay „Die drei Stimmen der Dichtung“ bezeichnet als *die erste Stimme der Dichtung*. Sie „ist die des Dichters, der zu sich selbst spricht – oder zu niemandem“ (S. 7). Obwohl er auch andere Stimmen unterscheidet, ist er mit G. Benn der Meinung, dass die erste Stimme Vorrang hat. (Vgl. Eliot, T. S.: „Die drei Stimmen der Dichtung“. In: ders.: *Essays 2. Literaturkritik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1969. S. 7-23.)

In diesem Zitat hat Nietzsche auf die Vorsokratiker angespielt. Statt die betreffenden philosophischen Texte rational zu interpretieren, wählt er einen anderen Weg, oder er regt seinen Leser dazu an, den jeweiligen Philosophen eine irrationale Überzeugung zuzuschreiben (d. h. sie für Narren zu erklären).

Aus dem Vorigen sollte klar sein, dass die nebulösen Ansichten des Sprechers den Hörer nicht angehen, und überdies, dass er gar nicht danach zu streben braucht, indem er sich zu einer metaphorischen Interpretation entschließt. Der Hörer anerkennt oder nimmt an die Aussage als Metapher, indem er versucht, mit ihrer semantischen Abweichung klarzukommen. Dazu wird er meistens durch Hinweise gebracht, aber es braucht nicht immer der Fall zu sein, und es gibt keine reguläre (logische oder semantische) Verknüpfung zwischen den beiden. Diesen Unterschied soll die Differenz zwischen einer Detektion und einer *Annahme* der Metapher ausdrücken. In dem Terminus „Annahme“ wird einerseits die genuine Tätigkeit des Hörers, andererseits ein Moment der Ungewissheit oder Willkürlichkeit hervorgehoben. Mit einem Wort: der Hörer nimmt an, es handele sich um eine Metapher. Detektion wäre ein Verfahren, das dem Hörer vorschreibt, aufgrund gewisser Hinweise, die Aussage metaphorisch nehmen zu *müssen*. Gäbe es hier ein Müssen, also eine sprachliche Bündigkeit, müsste sie in einer semantischen Regel fassbar sein, wodurch sich das wesentlich Metaphorische aufhebt. Es gibt hier jedoch kein Müssen.

Ferner, der Hörer kann sich zu einer metaphorischen Interpretation entschließen, ohne irgendeinen Hinweis dafür zu haben. Dies lässt sich durch folgende Zeilen von J. L. Borges deutlich machen:

Bedeutend an der Metapher ist, finde ich, die Tatsache, daß sie vom Leser oder Zuhörer als Metapher empfunden wird. [...] Es gibt auch einen Roman [...] mit dem schlichten Titel *Of Time and the River*. Die bloße Verbindung der beiden Wörter läßt schon an die Metapher denken: die Zeit und der Fluß, beide fließen weiter.<sup>50</sup>

Erinnert werden mag an dieser Stelle an die Affinität der Metapher zu Undverbindungen und Komposita, die durch Karl Bühler ausformuliert worden ist.<sup>51</sup> Analog zur Apposition und zur Juxtaposition, soll hier das Bindewort „und“ als das Prädikatsverb „ist“ verstanden werden. In solchen Fällen überwiegt jedoch das Moment der Willkürlichkeit, welche leicht zu einer Überinterpretation führen kann. Aber im Prinzip sehe ich keinen Grund, eine metaphorische Interpretation in Abrede zu stellen.



Um das Kapitel 1 zu rekapitulieren: Wir wollten erst einmal ausführlich die Idee der Detektion der Metapher darlegen. Diese Idee ließ sich ziemlich weit verfolgen, indem ihre formale wie auch inhaltliche Seite getrennt betrachtet worden ist. In einem gewissen Punkt stößt die Detektion an ihre Grenze: wenn ein Rekurs auf private Absichten des Sprechers gemacht werden muss. Dies soll nicht die ganze Idee aufheben, sondern zeigt nur, dass die bloß passiv verstandene Detektion ein aktives Element aufzunehmen hat, vermittelt dessen die epistemologische Kluft zu überwinden ist. Das aktive Element hieße, dass der Hörer in den Text etwas hineinlegen muss, was darin vorher nicht enthalten ist, indem er gewisse Teile des Textes als Metaphern anerkennt oder annimmt. Das Verfahren der Detektion ist also keineswegs zu verwerfen, denn, wenn es durchgeführt ist, liefert es einen Ansatzpunkt für die Interpretation: eine in der prädikativen Form lokalisierte Sprachabweichung.



## LITERATURANGABEN ZUM KAPITEL 1

- <sup>1</sup> Nietzsche, Friedrich: „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn“. In: *Werke in drei Bänden*. München: Hanser, 1954. Bd. 3, S. 314; Beardsley, Monroe C.: „The Metaphorical Twist“. *Philosophy and Phenomenological Research* 22, Nr. 3, 1962. S. 293-307. Hier: S. 293; dt. dersh.: „Die metaphorische Verdrehung“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 120-141.
- <sup>2</sup> Friedrich, Hugo: *Die Struktur der modernen Lyrik. Von der Mitte des neunzehnten bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, 1956. Zitiert nach der Neuausgabe November 2006.
- <sup>3</sup> a. a. O., S. 209.
- <sup>4</sup> Angelus Silesius: „Cherubinischer Wandersmann“. In: dersh.: *Sämtliche poetische Werke in drei Bänden*. München 1952. Bd. 3, S. 89.
- <sup>5</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: „Gedichte. Nachlese“. [Epigramme, Venedig 1790, Nr. 27.] In: dersh.: *Berliner Ausgabe*. Berlin 1960ff. Bd. 2, S. 136.
- <sup>6</sup> Vgl. Camp, Elisabeth: *Saying and Seeing-as: The Linguistic Uses and Cognitive Effects of Metaphor*. Berkeley 2003. Kap. 5.2.1.
- <sup>7</sup> Rückert, Friedrich: „Pantheon“. In: dersh.: *Werke*. Leipzig und Wien 1897. Bd. 2, S. 47.
- <sup>8</sup> Angelus Silesius: „Cherubinischer Wandersmann“. A. a. O., S. 152.
- <sup>9</sup> Heine, Heinrich: „Romanzero“. In: dersh.: *Werke und Briefe in zehn Bänden*. Berlin und Weimar 1972. Bd. 2, S. 59.
- <sup>10</sup> Morgenstern, Christian: „Melencolia“. In: dersh.: *Ausgewählte Werke*. A. a. O., Bd. 7, S. 7.
- <sup>11</sup> Goethe, , Johann Wolfgang von & Schiller, Friedrich: „Xenien und Votivtafeln“. In: Goethe, Johann Wolfgang von: *Berliner Ausgabe*. Berlin 1960ff. Bd. 2, S. 496.
- <sup>12</sup> Marx, Karl: *Das Kapital*. In: Marx, Karl & Engels, Friedrich: *Werke*. Berlin: Dietz-Verlag, 1956ff. Bd. 23, S. 15. Meine Hervorhebung.
- <sup>13</sup> Beardsley, Monroe C.: „Die metaphorische Verdrehung“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 133.
- <sup>14</sup> Daumer, Georg Friedrich: *Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte, nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern*. Hamburg 1846. S. 165.
- <sup>15</sup> Marx, Karl: *Das Kapital*. S. 209 sowie 402. Meine Hervorhebung.
- <sup>16</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: „Gedichte. Nachlese“. In: dersh.: *Berliner Ausgabe*. A. a. O., Bd. 2, S. 54
- <sup>17</sup> Aristoteles: *Poetik*. Übersetzt von Olof Gigon. Stuttgart 1964. [1457b]
- <sup>18</sup> Ricoeur, Paul: *La métaphore vive*. Paris 1975; dt. dersh.: *Die lebendige Metapher*. München 1986. S. 118.
- <sup>19</sup> Beardsley, Monroe C.: „The Metaphorical Twist“. S. 111.
- <sup>20</sup> Searle, John: „Metaphor“. S. 114. Hervorhebung im Original.
- <sup>21</sup> Camp, Elisabeth: *Saying and Seeing-as: The Linguistic Uses and Cognitive Effects of Metaphor*. Kap. 1.2.
- <sup>22</sup> a. a. O.
- <sup>23</sup> Kafka, Franz: *Gesammelte Werke in zwölf Bänden*. Frankfurt a. M. Bd. 3: 1914-1923. 4.-5. Tsd. 1996. S. 196.
- <sup>24</sup> Cohen, Ted: „Figurative Speech and Figurative Acts“. *The Journal of Philosophy* 72, No. 19, 1975. S. 669-684; Dt. dersh.: „Figurative Rede und figurative Akte“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1998. S. 29-48. Hier: S. 31.
- <sup>25</sup> a. a. O., S. 40f.
- <sup>26</sup> *Duden – Das Synonymwörterbuch*. 3. Aufl. Mannheim 2004 [CD-ROM].
- <sup>27</sup> Hesse, Hermann: „Sprache“. In: Bender, Ernst (Hrsg.): *Deutsche Dichtung der Neuzeit*. Karlsruhe: G. Braun, 1966. S. 365.
- <sup>28</sup> Davidson, Donald: WMM. S. 57.
- <sup>29</sup> a. a. O., S. 58.
- <sup>30</sup> a. a. O.
- <sup>31</sup> a. a. O.
- <sup>32</sup> Davidson, Donald: „On the Very Idea of a Conceptual Scheme“. In: dersh.: *Inquiries into Truth and Interpretation (Second Edition)*. Oxford 2001. S. 183-198. Hier: S. 189. Dt. dersh.: *Wahrheit und Interpretation*. Übersetzt von Joachim Schulte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1986.
- <sup>33</sup> Kant, Immanuel: „Über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen“. In: *Kants gesammelte Schriften*. Akademie-Ausgabe. Berlin 1900ff. Bd. 8. S. 426.
- <sup>34</sup> Davidson, Donald: „A Nice Derangement of Epitaphs“. In: dersh.: *Truth, Language, and History*. Oxford: Clarendon Press, 2005. S. 89-107.

- <sup>35</sup> Davidson, Donald: „Radical Interpretation“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation* (Second Edition). Oxford 2001. S. 125-139. Hier: S. 125.
- <sup>36</sup> a. a. O., S. 136.
- <sup>37</sup> Davidson, Donald: „On the Very Idea of a Conceptual Scheme“. S. 196.
- <sup>38</sup> Davidson, Donald: „Belief and the Basis of Meaning“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford 2001. S. 141-154. Hier: S. 148.
- <sup>39</sup> Davidson, Donald: „Radical Interpretation“. S. 137.
- <sup>40</sup> a. a. O.
- <sup>41</sup> a. a. O., S. 135.
- <sup>42</sup> Ramberg, Bjørn: *Donald Davidson's Philosophy of Language. An Introduction*. Oxford 1989. S. 87.
- <sup>43</sup> Davidson, Donald: „Radical Interpretation“. S. 137.
- <sup>44</sup> Davidson, Donald: „A Nice Derangement of Epitaphs“. S. 90.
- <sup>45</sup> Searle, John: „Metaphor“. S. 93.
- <sup>46</sup> Camp, Elisabeth: *Saying and Seeing-as: The Linguistic Uses and Cognitive Effects of Metaphor*. Kap. 1.2. Die Autorin teilt Searles Auffassung mit, die ihr in einer persönlichen Mitteilung bekannt gemacht wurde.
- <sup>47</sup> Searle, John: „Metaphor“. S. 121.
- <sup>48</sup> Goethe, Johann Wolfgang von & Schiller, Friedrich: „Xenien und Votivtafeln“. In: Goethe, Johann Wolfgang von: *Berliner Ausgabe*. Berlin 1960ff. Bd. 2, S. 496.
- <sup>49</sup> Nietzsche, Friedrich: „Jenseits von Gut und Böse“. A. a. O. Bd. 2, S. 567.
- <sup>50</sup> Borges, Jorge Luis: *Das Handwerk des Dichters*. Aus dem Englischen von Gisbert Haefs. München u. Wien: Carl Hanser, 2002. S. 22 u. 24. Hervorhebung im Original. Urspr.: ders.: *This Craft of Verse*. Cambridge u. London: Harvard University Press, 2000.
- <sup>51</sup> Vgl. Rolf, Eckard: *Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie*. Berlin, New York 2005. Kap. „Gestalttheorie der Metapher“, S. 229ff.

*No doubt metaphors are dangerous and perhaps especially so in philosophy.*

*Max Black*

*As with platypuses, so with metaphors.*

*Richard Rorty*



## 2. Metaphorische Bedeutung

---

Obwohl eine Vielzahl von Autoren sich über das Konzept der metaphorischen Bedeutung geäußert hat, so stammen doch die maßgeblichen Beiträge, wie bereits angedeutet, von Max Black und Donald Davidson. Diese sind in dem folgenden Kapitel eingehend zu erörtern, und dementsprechend wird es auch gegliedert. Relevante Einwände oder Ergänzungen anderer Autoren kommen allerwege zur Sprache.

### 2.1 DIE INTERAKTIONSTHEORIE UND IHR GRUNDSÄTZLICHER FEHLER

Max Black hat insgesamt drei Aufsätze zur Interaktionstheorie verfasst, die sich über eine Zeitspanne von 25 Jahren erstrecken. Die Theorie ist im Grunde schon in dem ersten von ihnen – „Die Metapher“<sup>2</sup> – aus dem Jahre 1954 enthalten. Der Aufsatz „Mehr über die Metapher“<sup>3</sup> aus dem Jahre 1977 war als Erweiterung des ersten und teilweise auch als sogar positive Stellungnahme zu der vereinzelt vorgetragenen Kritik gedacht. Die stärkste Kritik kam erst im Jahre 1978 von Donald Davidson, und hierauf hat Black mit einem durchaus polemischen Aufsatz „How Metaphors Work: A Reply to Donald Davidson“<sup>4</sup> ein Jahr später erwidert. Diese drei Aufsätze bilden nur verschiedene Darstellungen derselben Theorie. Wenn schon Black einige Formulierungen verändert hat, so sind sie mit den früheren doch vereinbar.\*

Davidson hat manchen älteren Theorien der Metapher und vorzugsweise der Interaktionstheorie Max Blacks vorgeworfen, sie hätten einen grundsätzlichen Fehler [central mistake] begangen. Der Fehler ist laut Davidson dieser:

The central mistake [...] is the idea that a metaphor has, in addition to its literal sense or meaning, another sense or meaning.<sup>5</sup>

Um zu beurteilen, inwieweit dieser Vorwurf gerechtfertigt ist, muss zuerst geklärt werden, was Davidson unter der ambigen Wortverbindung „Sinn oder Bedeutung“ verstanden hat und ferner, was er mit der Behauptung meinte, Blacks Auffassung der Bedeutung geteilt zu haben.

In diesem Abschnitt wollen wir einen Versuch unternehmen, der Interaktionstheorie Max Blacks möglichst viel Sinn zu geben und sie somit gegen Davidsons Vorwürfe zu verteidigen. Dies,

---

\* Die Revision infolge einer Kritik von Paul Ricoeur wird in 2.1.6 diskutiert werden.

nach meinem Dafürhalten, kann gelingen, wenn Blacks Kernaussagen auf den Punkt gebracht werden, während einige Dunkelheiten in seinen Formulierungen zu klären sind. Zwei Gedankenbereiche sollen zuvor eliminiert werden: die Wahrnehmungsmetaphorik und zahlreiche metaphysische Aussagen.

Zu dem ersten Punkt: Black verwendet die Wahrnehmungsmetaphorik in reichem Maße. So heißt es zunächst:

Man kann sagen, der Hauptgegenstand [the principal subject] wird „durch den metaphorischen Ausdruck *gesehen*“ — oder, wenn man so will, der Hauptgegenstand wird auf das Feld des untergeordneten Gegenstands [the subsidiary subject] „*projiziert*“.<sup>6</sup>

Die Ausdrücke „gesehen“ oder „projiziert“ gehören zuvörderst (d. h. „eigentlich“) in den Bereich der visuellen Wahrnehmung. In seinem späteren Aufsatz „Mehr über die Metapher“<sup>7</sup> kommt sogar ein längerer Absatz (als „Denken in Metaphern“ betitelt) vor, in dem diese Metaphorik mit geometrischen Figuren wie Parallelogrammen und Dreiecken verglichen wird, um sich der Frage zu nähern, was es bedeutet, sich etwas als etwas anderes vorzustellen.

Diese Metaphorik kann nutzbringend und unvermeidlich sein, wie schon an der Theorie des Aristoteles abzulesen ist. Aber Black benutzt sie nicht als Ausgangspunkt seiner Überlegungen, sondern vielmehr als Argument, das die Interaktionstheorie erläutern soll. Deshalb ist er nicht fähig, diese Metaphorik selbst zu verdeutlichen. Eine *petitio principii* ist leicht zu erkennen: Die Wahrnehmungsmetaphorik sollte die Theorie erklären, die daraufhin auch auf diese Metaphorik angewandt wird. Dies gibt Black in dem letzten der Aufsätze zu, indem er sagt:

In my opinion, the chief weakness of the “interaction” theory, which I still regard as better than its alternatives, is lack of clarification of what it means to say that in a metaphor one thing is thought of (or viewed) *as* another thing.<sup>8</sup>

Wenn dieses Zugeständnis ernst genommen würde, hieße es, dass die Interaktionstheorie keinen oder einen nur geringen Beitrag zum Verständnis der Metapher erbracht hätte. Glücklicherweise ist nicht die gesamte Darstellung der Interaktionstheorie durch die Wahrnehmungsmetaphorik betroffen, und man kann den Kern der Theorie absondern, der auf diese Metaphorik angewandt werden kann, um sie zu erklären. Dass es sich um keine Wortklauberei handelt, dass vielmehr die Wahrnehmungsmetaphorik reflektierend und mit Vorbehalt gebraucht werden muss, wird evident aus denjenigen Textstellen bei Black, in denen er sich bemüht, diese Metaphorik durchs Buchstäbliche zu ersetzen. Nach seiner fast akribischen Beschreibung der Interaktion steht im Text:

Wenn solche Begriffe zur Verfügung stehen, braucht man über das „Projizieren“ des Sekundärgegenstandes nicht metaphorisch zu reden.<sup>9</sup>

Es geht nicht darum, die gesamte metaphorische Ausdrucksweise durchaus zu vermeiden, sondern sie ist lediglich an den Rand der Betrachtung zu verweisen. Wenn die dargestellte Theorie triftig ist, so bricht der Schreiber mit einer Metapher ab, und überlässt alles Weitere dem Leser.



Zu dem zweiten Punkt hinsichtlich dessen, was an unserer Darstellung der Interaktionstheorie ausgeräumt werden soll: Der Haupteinwand Blacks gegen die Vergleichungstheorie besteht darin, dass die grundlegende Ähnlichkeit nicht objektiv gegeben zu sein braucht. Dieser Einwand wird in einem häufig zitierten Satz zusammengefasst:

Es wäre in einigen dieser Fälle aufschlußreicher zu sagen, die Metapher schafft Ähnlichkeit [similarity], statt zu sagen, sie formuliert eine bereits vorher existierende Ähnlichkeit.<sup>10</sup>



Damit will Black gewiss nicht behaupten, eine metaphorische Aussage könne *die objektive Realität* der betreffenden Dinge verändern. Aber wie kann eine nicht vorher existierende Ähnlichkeit geschaffen werden? Und schließlich, was heißt es, diese oder jene Ähnlichkeit *existiere*? Dies alles sind metaphysische Fragen, die – wenn ich mich einer Paraphrase Kants bedienen darf – wir nicht abweisen können; denn sie sind keineswegs unsinnig, wir können sie aber nicht beantworten.

In dem Aufsatz „Mehr über die Metapher“ steht Black vor dieser Alternative: Entweder können Metaphern „Beziehungen zwischen den bezeichneten Dingen [...] *verändern*“ oder sie sind „ganz ins Reich der ‚Fiktion‘ zu verbannen“<sup>11</sup>. Für Black ist die zweite Eventualität inakzeptabel,<sup>\*</sup> so muss er anfangen, verschiedene Modi der Existenz zu betrachten. Im Folgenden fragt er sich:

„*Haben Gene existiert, bevor ihre Existenz von Biologen festgestellt wurde?*“ [...] „Haben Dinge, die eigentlich ‚Gene‘ heißen existiert, bevor sie in die anerkannte Theorie der Biologie aufgenommen wurden?“ Eine affirmative Antwort dient hier zweifellos dazu, diesen Fall mit jenem zu kontrastieren, in welchem die fraglichen „Objekte“ vom Menschen *künstlich hergestellt [synthesized]* wurden.<sup>12</sup>

Die deutsche Übersetzung kann irreführen, denn das im Original gebrauchte Word „synthesized“ lässt sich als Anspielung darauf verstehen, dass die Ähnlichkeit im kantischen Sinne *synthetisiert* werden kann. Auf solche Weise können auch diese Formulierungen verstanden werden. Diese metaphysischen Stellungnahmen im Aufsatz „Mehr über die Metapher“ dürften eine Entgegnung auf Ricœurs Einwände gewesen sein. Denn es geht darum, wenn schon die Metapher eine momentane Sprachschöpfung ist, was wäre dann ihr Bezugsgegenstand?<sup>†</sup> Ricœur schlägt vor, dieses Problem entweder durch die aristotelischen Termini *Poiësis* und *Mimësis* oder in kantischen Begriffen (*Einbildungskraft* und *Synthesis*) zu lösen.

Aber warum ist die Alternative, dass Metaphern kurze Fiktionstücke seien, so unannehmbar? Nehmen wir an (denn wir wissen es nicht), griechische Mythen seien *nur* eine Fiktion in dem Sinne, dass die darin geschilderte Ereignisse sich gar nicht abgespielt haben. Immerhin aber hat diese Fiktion zu mehreren Sprachschöpfungen geführt. Ein plakatives Beispiel ist der Ausdruck „Achillesferse“. Ungeachtet dessen, ob der ursprüngliche Bezugsgegenstand existiert hat, hat dieser Ausdruck heute einen klar definierten Sinn und auch Bezugsgegenstände (somit wird er zu einer toten Metapher). Zusammengefasst: Auch die Auffassung, Metaphern seien kleine Fiktionstücke, kann mit der Interaktionstheorie verträglich sein.

### 2.1.1 Konzeptionen der Bedeutung

Die nächstliegende Aufgabe dieses Abschnitts wird nun darin bestehen, einen ersten Überblick über die Auffassungen der Bedeutung bei Black und Davidson zu geben und die Schlüsselaussagen auf den Punkt zu bringen. Ich möchte zwischen den Termini „Interpretation“ und „Bedeutung“ folgenden Unterschied machen: Interpretation sei ein Verfahren, das der Hörer vollziehen soll, um – ganz neutral gesagt – eine Aussage (token) zu verstehen. Zunächst hieße es in *normalen* Fällen, die Bedeutung (type) der Aussage zu begreifen. Wenn wir auf den *pragmatischen* Unterschied zwischen der Satzbedeutung und der Bedeutung des Sprechers eingehen würden, hieße es, durch die Satzbedeutung die Bedeutung des Sprechers zu begreifen. Allgemein ausgedrückt: Interpretation führt zur Bedeutung. Diese Differenz lässt die Möglichkeit offen, ob Metaphern über eine

\* Ein ähnliches Gedankengefüge ist bereits bei Platon im 10. Buch des *States* als Streit zwischen der wahren Wissenschaft und der Poesie zu finden. Vgl. dazu den Anfang des Abschnitts 0.3.1, S. 18f.

† Vgl. den Absatz 0.5.4.1 und bes. das Zitat: „Weshalb sollen wir neue Bedeutungen aus unserer Sprache herausholen, wenn wir nichts *Neues* zu sagen, wenn wir keine neue Welten zu projizieren hätten? Sprachschöpfungen wären sinnlos, wenn sie nicht der allgemeinen Absicht dienen, neue Welten aus der Dichtung erstehen zu lassen.“ (Ricœur, Paul: „Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik“. S. 375. Hervorhebung im Original.)

spezifische Methode der Interpretation verfügen, die jedoch nicht zu einer Bedeutung führt. Black steht dieser Formulierung nahe, wenn er sagt:

Ich gebrauche „Bedeutung“ [meaning] hier für all das, was ein kompetenter Zuhörer möglicherweise erfaßt hat, wenn es ihm gelingt, adäquat auf die tatsächliche oder hypothetische verbale Aktion zu reagieren, die die ernstgemeinte Äußerung des fraglichen Satzes bzw. der fraglichen Sätze ist.<sup>13</sup>

Vielleicht können wir uns darauf einschränken, dass die Reaktion des Hörers ebenso eine tatsächliche oder hypothetische, aber immerhin *verbale* Aktion sein muss. Dies besagt, dass der Hörer im Stande ist, falls er gefragt würde, verbal zu beschreiben, wie er die metaphorische Aussage verstanden hat. Anders gesagt ist die metaphorische Bedeutung wesentlich keine emotive oder im perlokutionären Bereich verwurzelte.

Die Interpretation der Metapher als konkrete Handlung des Hörers ist von partikulären Umständen (also vom sprachlichen und außersprachlichen Kontext) abhängig:

Erkennen und Interpretation einer Metapher [kann] die Beachtung der *besonderen Umstände* ihrer Äußerung nötig machen.<sup>14</sup>

Black geht sogar so weit, dass er in diese Kontextumstände auch die Absichten des Sprechers einschließt:

Es gibt unendlich viele Kontexte [...], in denen die Bedeutung eines metaphorischen Ausdrucks aus den Intentionen des Sprechers (und anderen Indizien) rekonstruiert werden muß.<sup>15</sup>

Ein anderer Problemkreis betrifft die Art, wie die gesuchte metaphorische Bedeutung von den wörtlichen Bedeutungen von Teilen der Metapher abhängig ist. Black sagt ausdrücklich, dass

die Bedeutung einer interessanten Metapher bezeichnenderweise neu oder „kreativ“, und nicht aus dem Standard-Lexikon ableitbar [ist].<sup>16</sup>

Im Standard-Lexikon stehen buchstäbliche Wortbedeutungen, die eine Metapher bilden können. Die metaphorische Bedeutung soll neu oder kreativ sein, d. h. zwischen lexikalisierten Bedeutungen und einer metaphorischen Bedeutung darf kein notwendiger funktionaler Zusammenhang bestehen. Nun scheint die metaphorische Bedeutung irgendwie unvollständig oder ungesättigt zu sein und muss erst „aus den Intentionen des Sprechers rekonstruiert werden“. Die Kreativität bestünde darin, dass der Hörer sie im Laufe der Interpretation vervollständigen soll, indem er die Intentionen des Sprechers erforscht. Dies ist jedoch absurd. Entweder ist die metaphorische Bedeutung kreativ und folglich nicht streng vom sprachlichen und auch außersprachlichen Kontext abhängig; oder ist sie nur unvollständig, weil die Intentionen des Sprechers epistemologisch unzugänglich (oder privat) sind. An anderer Stelle wird jedoch die neue Bedeutung wie folgt glossiert:

Meiner Meinung nach bedeutet dies, daß das [metaphorisch benutzte] Wort [...] eine neue Bedeutung gewinnt, die weder genau seiner Bedeutung im wörtlichen Gebrauch noch genau der Bedeutung eines wörtlichen Substituts entspricht.<sup>17</sup>

Daraus kann entnommen werden, die metaphorische Bedeutung sei so eigenartig, dass sie keinem Substitut entspricht. Dies hieße, dass die metaphorische Bedeutung in der Sprache nicht fassbar wäre. Diese Konsequenz scheint mir im Widerspruch zum allerersten Zitat dieses Abschnitts zu stehen, in dem explizit erwähnt ist, dass der Zuhörer die Bedeutung „erfassen“ müsse. Diese Stelle kann außerdem so ausgedeutet werden, dass in einer konkreten Metapher das metaphorisch benutzte Wort durch kein anderes buchstäblich benutztes Wort ersetzt werden kann, ohne die Be-

deutung der ganzen Aussage abzuändern. Z. B. in der letzten Verszeile des folgenden Gedichtes von Wilhelm Busch werden die Wörter „Herr“ und „Sklavin“ metaphorisch benutzt.

*Ich saß vergnüglich bei dem Wein  
Und schenkte eben wieder ein.  
Auf einmal fuhr mir in die Zeh  
Ein sonderbar pikantes Weh.*

*Ich schob mein Glas sogleich beiseit  
Und hinkte in die Einsamkeit  
Und wußte, was ich nicht gewußt:*

*Der Schmerz ist Herr und Sklavin ist die Lust.<sup>18</sup>*

Das Wort „Sklavin“ kann vielleicht ungeachtet des Geschlechtes etwa durch Synonyma wie „Leib-eigene“ oder „Knecht“ ersetzt werden. Bei einem solchen Austausch bleibt jedoch der Gebrauch des Wortes stets metaphorisch. Ein buchstäblicher Ersatz wären die Wörter „übergeordnet“ und „untergeordnet“. Der ganze Vers kann somit umgeschrieben werden:

(40) Der Schmerz ist *übergeordnet* und *untergeordnet* ist die Lust.

Hat dieser Satz beim Verlust jeder poetischen Pracht die gleiche Bedeutung wie der originale Vers? Diese Frage ist zu verneinen. Es war nur meine eigene Interpretation, die mir hier und jetzt in den Sinn gekommen ist. Andere Interpretationen wären ebenso möglich gewesen, aber wenn der Vers schon interpretiert ist, sind sie ausgeschlossen. Die Interpretation hat zwar zur Bedeutung geführt, die aber erstens wörtlich ist und zweitens mit der ursprünglichen keineswegs identisch ist. Was wird nun die metaphorische Bedeutung des Verses sein? Wir müssen zugestehen, die metaphorische Bedeutung ist so seltsam, dass sie nicht durch eine wörtliche Paraphrase ausdrückbar ist.

Unser Problem besteht nun darin, dass Black zwischen den Auffassungen der Metapher als type und token schwankt. Wäre die Metapher ein token, so führte meine vorige Interpretation zur wörtlichen Bedeutung, wäre sie jedoch eine type, so würde diese wörtliche Bedeutung nicht mit der Bedeutung der Metapher identisch sein und somit kann auch ihr das Prädikat „metaphorisch“ zukommen.

Es ist denkbar, die metaphorische Bedeutung sei eine Funktion, die allen konkreten Aussagen einer Metapher ihre wörtliche Bedeutung zuordnet. Man kann diese Funktion als eine Intension oder eine Bedeutung zweiten Grades verstehen. Infolgedessen bestünde die Interpretation darin, diese Funktion (als metaphorische Bedeutung) auszuwerten. Obwohl Black nicht über Intensionen spricht, wäre meines Erachtens dies die einzige Möglichkeit, wie seine Methode der Interaktion zu verstehen ist. Sie beschreibt nämlich einen Prozess der Interpretation, an dessen Ende *nur* wörtliche Bedeutungen stehen.

Bevor wir die Betrachtung der type/token Doppeldeutigkeit angehen, soll an dieser Stelle noch die Auffassung der Bedeutung von Donald Davidson angegeben werden. Dabei schränken wir uns auf den Aufsatz „Was Metaphern bedeuten“ ein. Davidson sagt ganz knapp:

Literal meaning and literal truth conditions can be assigned to words and sentences apart from particular contexts of use.<sup>19</sup>

An einer anderen Stelle benutzt er die Phrase „in any strict sense of meaning“<sup>20</sup>. Nun könnte man darüber grübeln, ob diese zwei Äußerungen mit der Davidson'schen Bedeutungstheorie verträglich sind. Ich glaube, dass dies nicht Fall ist, und ferner glaube ich, Davidson hat diese Auslegung auch

nicht beabsichtigt. Aus dem ersten Zitat von Davidson lässt sich jedoch ableiten, die Bedeutung solle eine *type* sein. Indem wir über die metaphorische Bedeutung als theoretisches Konzept sprechen, müssen wir über die Metapher etwas Allgemeines aussagen, sonst wäre dieses Konzept zu nichts nütze. Dies gibt Black in seiner Reaktion auf Davidsons Angriff zu:

One must agree that it would be pointless and obfuscating to invoke some ad hoc “figurative” sense, not otherwise specified, to explain “how metaphor works its wonders.”<sup>21</sup>

Aber zugleich fügt er hinzu:

Nevertheless, it would help us to understand how a particular metaphorical utterance works in its context if we could satisfy ourselves that the *speaker* is then attaching a special extended sense to the metaphorical “focus”.<sup>22</sup>

Blacks letztes Wort bedeutet wieder einen Rekurs auf Intentionen des Sprechers. Das Ergebnis dieses Abschnitts ist demnach: Auf der Ebene der Bestimmung der Bedeutung ist das Problem der metaphorischen Bedeutung anhand von Blacks Schriften nicht lösbar. Mehr Licht wird darauf hoffentlich eine genaue Darstellung der Interaktion werfen.

### 2.1.2 Type und token

Die *type/token* Distinktion\* von C. S. Peirce ist in unserem Zusammenhang nützlich, denn mit ihrer Hilfe können einige *vague* Textpassagen klargemacht werden. Was alles ist eine Metapher oder genauer: eine Instanz der Metapher? (a) Der Satz „Der Schmerz ist Herr“? oder (b) derselbe Satz in Buschs Gedicht? oder (c) nur mein Gebrauch dieses Satzes und die anschließende Interpretation? Nach der ersten Antwort wäre die Metapher eine *type*, nach der letzten ein *token*. Die zweite Antwort stellt ebenso ein *token* dar; denn Wilhelm Busch hat das Gedicht an einem bestimmten Ort und in einem bestimmten Zeitpunkt verfasst und jeder spätere Abdruck des Gedichtes bezieht sich auf das Ereignis seiner Entstehung.<sup>†</sup> Die zweite und die dritte Antwort schließen sich nicht aus: Beide Ereignisse verweisen aufeinander und beide beziehen sich auf den allgemeinen Satz als *type* „Der Schmerz ist Herr“. Je nach dem, was für eine Beziehung zwischen den beiden Ereignissen zugelassen wird, kann die Metapher als eine Art der Kommunikation verstanden werden. Wenn der Sprecher schon eine gewisse Interpretation beabsichtigt hat und die Aufgabe des Hörers bestünde darin, diese bestimmte Interpretation zu rekonstruieren oder nachzubilden,<sup>‡</sup> dann wäre die Metapher eine Kommunikation. Lassen wir zunächst einmal diesen kritischen Punkt offen.

Was eine Instanz der Metapher ist, sagt Black mit klaren Worten<sup>§</sup>:

So, to call a sentence an instance of metaphor is to say something about its *meaning*, not about its orthography, its phonetic pattern, or its grammatical form.<sup>23</sup>

Die Bedeutung ist etwas Allgemeines, und daher ist die Metapher als *type* zu verstehen. Dies wird im weiteren Text bestätigt:

---

\* Vgl. den Abschnitt 0.5.2 „Die *type/token* Distinktion“, in dem diese Begriffe eingeführt worden sind.

† Eine solche Beziehung zwischen mehreren *tokens* ist im Grunde *kausal* zu verstehen. Für diese Einsicht bin ich meinem Kollegen Jiří Raclavský (Brno) dankbar.

‡ Eine Textstelle erläutert den kommunikativen Charakter der Metapher wie folgt: „Ein intelligenter Zuhörer kann jedoch erraten, was der Sprecher im Sinn hatte.“ Black fügt dem zitierten Text noch die folgende Erläuterung hinzu: „Man beachte, wie selbstverständlich dieser Art der Paraphrase die Implikation eines *Fehlers* von Seiten des Autors der Metapher fällt.“ („Die Metapher“, S. 61. Hervorhebung im Original) Aus dem Text ist aber nicht klar, ob dies die von Black vertretene Position ist.

§ Um folgendes Zitat besser zu begreifen, lasse ich es in der Originalfassung; denn in der deutschen Übersetzung kommt der Ausdruck „Instanz“ nicht vor.

Bis hierher habe ich „Metapher“ als ein Prädikat behandelt, das auf bestimmte Ausdrücke anwendbar ist, ohne irgendwelche Gelegenheiten in Betracht zu ziehen, bei denen diese Ausdrücke verwendet werden oder die Gedanken, Handlungen, Gefühle und Intentionen der Sprecher bei solchen Gelegenheiten. Und das ist sicherlich für *einige* Ausdrücke auch korrekt.<sup>24</sup>

Der letzte Satz des Zitats schränkt die Ausgangssituation ein. Die Metapher sei zwar eine type, aber dies gelte nur für einige Ausdrücke. Weiter sagt Black in diesem Sinne, dass

Interpretieren einer Metapher die Beachtung der *besonderen Umstände* ihrer Äußerung nötig machen kann.<sup>25</sup>

Diese Belegstellen erlauben uns zu resümieren, Blacks Auffassung der Metapher schwankt zwischen einem Satz und seiner Äußerung, also zwischen einer type und einem token.

In dem Aufsatz „Mehr über die Metapher“ arbeitet aber Black mit diesem Unterschied explizit und bewusst. Dort wird die Differenz zwischen einer metaphorischen Aussage [metaphorical statement] und einem Metapherthema [metaphor-theme] aufgebaut. Eine metaphorische Aussage ist ein datierbares Ereignis mitsamt seinem verbalen sowie nichtverbalen Kontext. Dagegen ein Metapherthema ist eine Formel „A ist B“\*, und es kann mehrmals benutzt, adaptiert und modifiziert werden. Es ist der semantische Inhalt einer metaphorischen Aussage. Somit sind die Unklarheiten aus den vorigen Absätzen auf den Punkt gebracht. Mehr noch, Black diskutiert und differenziert auch das Ereignis der Interpretation:

*Genau dieselbe* metaphorische Aussage [...] kann jeweils eine Reihe verschiedener und sogar teilweise widersprechender „Lektüren“ [readings] erfahren.<sup>26</sup>

Man wird sagen dürfen, dass Black alle drei vorher besprochenen Möglichkeiten, was die Instanz der Metapher angeht, reflektiert und unterschieden hat. Er hat sogar angedeutet, dass die Verknüpfung der metaphorischen Aussage mit ihrer Interpretation keine feste sei. Daraus kann entnommen werden, dass die Metapher keine kommunikative Funktion erfüllen könne. Diese Feststellungen verdirbt lediglich die Tatsache, dass Black sich nicht an die von ihm selbst eingeführte Terminologie zu halten beabsichtigt:

Im folgenden werde ich nicht pedantisch auf der Verwendung der Qualifikationen ‚Aussage‘ oder ‚Thema‘ bestehen und es für gewöhnlich dem Kontext überlassen, jede mögliche Ambiguität selbst aufzulösen.<sup>27</sup>

Hierfür an dieser Stelle ein Beleg: Black wehrt sich gegen einen Vorbehalt von Davidson, er solle die Metapher durch eine erweiterte Bedeutung erklären, unter anderem mit der These: „Irony remains irony, even when understood; and so does metaphor.“<sup>28</sup> In dieser Formulierung wird die Ambiguität gewichtig und je nachdem, wie man sie löst, wird dieser Satz etwas Verschiedenes aussagen: Die Metapher ist eine type und somit von ihren konkreten Interpretationen unabhängig, oder als token kann sie in einer konkreten Lage entweder verstanden oder missverstanden werden.

### 2.1.3 Das Schema der Interaktion

Um das Prinzip oder das Schema der Interaktion zu schildern, beschränken wir uns auf die Terminologie aus dem späteren Aufsatz „Mehr über die Metapher“. Denn dort ist der Kern der Interaktion dargestellt, ohne die Wahrnehmungsmetaphorik zu gebrauchen. Auf sie wird keineswegs verzichtet, aber sie wird separat behandelt.

Ohne weitläufige Begründungen tritt Black an die Metapher heran, als ob sie bereits in der prädikativen Form *A ist B* gegeben wäre. Darin bezeichnet *A* den „Primärgegenstand“ [primary

\* Im Kapitel 1 wird das Metapherthema als prädikative Form der Metapher benannt.

subject] und *B* den „Sekundärgegenstand“ [secondary subject]. Vielleicht sind diese Übersetzungen, die ich aus der deutschen Ausgabe des fraglichen Aufsatzes entnommen habe, nicht passend, weil sie irreleiten können, unter diesen Termini die Bezugsgegenstände (Frege'sche Bedeutungen) zu verstehen. Diese sind es gerade nicht, denn Black geht es um semantische Inhalte der in der Metapher *A ist B* involvierten Wörter. Im weiteren wollen wir lieber bei der Originalterminologie bleiben: also *Primärsubjekt* und *Sekundärsubjekt*.

Black führt zwei Charakteristiken der Metapher ein: *Emphase* und *Resonanz*. Eine metaphorische Äußerung (token) ist *emphatisch*, falls keine Substitution des Primärsubjekts möglich ist, ohne die Bedeutung der Äußerung zu verändern. In der Dichtung oder in Wortspielen können Metaphern benutzt werden nur um des Reimes oder des Rhythmus willen, ohne zum semantischen Inhalt wesentlich beizusteuern. In Worten M. Blacks heißt es:

Emphatische Metaphern verlangen, daß man sich näher wegen ihrer unausgesprochenen Implikationen mit ihnen beschäftigt: ihre Produzenten brauchen die Mitarbeit des Rezipienten zur Wahrnehmung dessen, was *hinter* den verwendeten Wörtern liegt.<sup>29</sup>

Diese Stelle wurde neben anderen gewählt, um zu zeigen, wie Black in die Wahrnehmungsmetaphorik verstrickt ist. Die Passage „zur Wahrnehmung dessen, ...“ ist als solche überflüssig. Auch die Methode der Interaktion wird uns zeigen, dass hinter in der Metapher verwendeten Wörtern nur andere Wörter – sprich deren Implikationen liegen.

Demgegenüber ist die *Resonanz* eine Charakteristik der prädikativen Form der Metapher oder des Metapherthemas (type). Sie bezeichnet den Reichtum an Implikationen, die das Sekundärsubjekt beitragen könnte. Die Resonanz ist das Maß der Komplexität des Sekundärsubjekts. Beispielweise wird die Metapher „das Leben ist ein Labyrinth“ resonanter als die „das Leben ist blau“ sein, und dies nur wegen der Tatsache, dass das Labyrinth ein Literaturtopos seit der Antike ist und somit in der Metapher Allusionen auf signifikante Verwendungen (wie etwa das Labyrinth aus dem Mythos über Theseus und Ariadne) mitwirken können.

Emphase und Resonanz sind quantitative Charakteristiken auf verschiedenen Ebenen: Emphase kommt einer metaphorischen Äußerung zu, somit ist sie vom Kontext abhängig, Resonanz hingegen hängt lediglich vom Sekundärsubjekt ab.

Hierfür an dieser Stelle noch ein Beispiel von Davidson, welches Black indessen gegen diesen Autor benutzt hat. Davidson eröffnet seinen Aufsatz „Was Metaphern bedeuten“ mit dem Satz:

Metaphern sind die Traumarbeit [dreamwork] der Sprache, [...]

Das Sekundärsubjekt – der Freud'sche Begriff der „Traumarbeit“ ist gewiss komplex und kann verschiedene Allusionen erwecken, je nachdem, wofür man Träume hält. Demnach ist die Metapher fraglos *resonant*. Black glaubt, dass diese Metapher auch *emphatisch* sei, und versucht an ihr zu zeigen, dass nach Davidsons positiver Theorie der Metapher (die mit dem Satz resümiert werden kann „Metaphor does lead us to notice what might not otherwise be noticed.“\*) an dieser Stelle keinen Sinn ergibt. Aber um zu entscheiden, ob diese Metapher emphatisch ist, muss relevanter Kontext in Betracht gezogen werden. Der oben zitierte Satz setzt fort:

[...] und ihre Deutung sagt – wie bei aller Traumarbeit – durch die Spiegelung über den Deutenden genausoviel aus wie über den Urheber. Die Traumdeutung verlangt Zusammenarbeit zwischen einem Träumenden und einem Wachenden, seien sie auch dieselbe Person [...]. Auch Verstehen einer Metapher ist ebensowohl schöpferisches Bemühen wie das Hervorbringen einer Metapher, und es ist ebensowenig von Regeln geleitet.<sup>30</sup>

---

\* Davidson, Donald: „What Metaphors Mean“. S. 257. Die deutsche Übersetzung „Die Metapher führt uns tatsächlich zur Erkenntnis von Dingen, die wir [...]“ finde ich wegen des Wortes „Erkenntnis“ irreführend.

Nun behaupte ich, Davidson hat die Metapher erklärt, indem er die für ihn relevanten Implikationen angegeben hat. Dem Hörer ist kein Spielraum geblieben, eigene Implikationen zu entwickeln. Das heißt nichts anderes, als dass die Metapher unemphatisch ist. Black kommentiert diese Metapher mit der Bemerkung: „Davidson was implying and intimating various unstated remarks.“<sup>31</sup> In diesem Punkt erlaube ich mir, mit Black nicht übereinzustimmen. Gewiss kann der Hörer einen Versuch unternehmen, die Metapher auf seine eigene Weise zu interpretieren – dies hieße jedoch, die Metapher in einen anderen Kontext zu versetzen, wodurch sie aufhört, dieselbe Metapher (token) zu sein. Aber – wenn der Kontext relevant sein soll – besagt diese Metapher genau das, was in den nächsten Sätzen steht, und nichts mehr.



Im nächsten Schritt führt Black den Begriff eines *Implikations-Komplexes*\* ein. Mit dem Sekundärsubjekt sollen (in einer Sprachgemeinschaft) gängige Ansichten in der Form einer Implikation verknüpft werden. Im Prädikatenkalkül lässt sich eine solche Implikation folgendermaßen ausdrücken:

$$(41) \quad \forall x ( B(x) \Rightarrow B_i(x) ).$$

Der Implikations-Komplex des Ausdrucks  $B$  ist dann eine Menge<sup>†</sup> dieser Implikationen:

$$(42) \quad \{ \forall x ( B(x) \Rightarrow B_i(x) ) \mid i \in \{ 1, \dots, n \} \}$$

Der Implikations-Komplex ist von einem bestimmten Kontext abhängig und durch diesen begrenzt; die Resonanz drückt lediglich die maximale Anzahl potenzieller Implikationen aus, die in irgendeinem Kontext relevant sein können. Obwohl der Implikations-Komplex vom Hörer konstruiert wird, kann ihn der Sprecher durch Beifügung eines passenden Kontextes beeinflussen.<sup>‡</sup>

Nachdem der Implikations-Komplex des Sekundärsubjekts vom Hörer hervorgebracht worden ist, soll er einen parallelen Implikations-Komplex aufbauen, der zu dem Primärsubjekt passt. Zwischen den zwei Implikations-Komplexen soll eine Isomorphie-Beziehung bestehen, die noch zu erörtern ist. Wie dies näher zu verstehen ist, erläutert Black in drei Schritten so:

(a) the presence of the primary subject incites the hearer to select *some* of the secondary subject's properties; and (b) invites him to construct a parallel implication-complex that *can fit* the primary subject; and (c) reciprocally induces parallel changes in the secondary subject.<sup>32</sup>

Kurz gesagt: Konstruktion (a) vom Implikations-Komplex des Sekundärsubjekts, (b) vom Implikations-Komplex des Primärsubjekts und (c) von deren Isomorphismus. Diese Stelle aus Blacks Schrift ist besonders treffend, weil die Interaktion aus der Sicht des Hörers geschildert wird. Durch die Kursivschrift habe ich zwei problematische Punkte hervorgehoben, die den Umfang beider Komplexe angehen. Welche Implikationen sind für das Sekundärsubjekt relevant: alle oder nur einige? Und welche sind es beim Primärsubjekt? Und schließlich, wie können sich die Gesprächspartner darüber verständigen? Darin sehe ich die erheblichste Lücke der Interaktionstheorie, und hierauf ist im nächsten Abschnitt noch zurückzukommen.

Black benutzt als sein Hauptbeispiel die Metapher „Die Ehe ist ein Nullsummen-Spiel“ [Marriage is a zero-sum game], welches ich sehr passend finde. Bewusst wird ein mehrdeutiger

\* Orig. „implicative complex“ oder „implication-complex“, die zitierte deutsche Übersetzung: „Implikationszusammenhang“.

† Eigentlich ist davon auszugehen, dass der Implikations-Komplex angeordnet ist, wie ich bald zu zeigen hoffe. Demzufolge ist es aus mathematischer Sicht ungenau, den Implikations-Komplex als Menge zu betrachten. Streng genommen sollte es sich um eine Reihe handeln. Dies würde jedoch unsere Darstellung allzu kompliziert machen.

‡ Ob der Sprecher vorher ebenso den Komplex konstruieren muss, bleibt anhand der Texte von Black offen.

Ausdruck „Nullsummen-Spiel“ gebraucht, der in der mathematischen Fachsprache der Spieltheorie sowie in der Alltagssprache vorkommt. Black spielt mit dem Bedeutungsunterschied und zeigt, dass der Implikations-Komplex dieses Ausdrucks durch den Sprachgebrauch eines Fachmanns bereichert werden kann. Demzufolge wird die Metapher zwischen Mathematikern resonanter. Ich versuche ein anderes Beispiel beizubringen, bei dem eine ähnliche Mehrdeutigkeit dieselbe Rolle spielen kann. Betrachten wir die bereits erwähnte Metapher

(43) Das Leben ist ein Labyrinth.

Zu dem Sekundärsubjekt „Labyrinth“ könnte man Implikationen wie folgt herleiten:

- (S1) Ein Labyrinth ist kompliziert;
- (S2) hat vielerlei Winkel;
- (S3) ist scheinbar undurchdringlich;
- (S4) doch mit Unterstützung kann man von ihm fortgehen.

Etwa solche Ansichten oder Implikationen können in der alltäglichen Rede wirksam sein. Aber von Kennern der griechischen Mythologie lässt sich viel mehr herausfinden, wie z. B.:

- (S5) Inmitten des Labyrinths ist ein Ungeheuer.
- (S6) Um sich dort zu orientieren, ist ein Faden erforderlich.
- (S7) Wer ist Ariadne?\*

Es wird schwieriger sein, diese Sätze in Implikationen umzuformen, aber im Prinzip können sie der Form (41) angepasst werden.

Zu den Punkten (S1)–(S4) sollte man nun parallele Implikationen des Primärsubjekts aufstellen:

- (P1) Das Leben ist kompliziert;
- (P2) bringt vielerlei Probleme mit sich,
- (P3) welche scheinbar unlösbar sind,
- (P4) aber doch mit Unterstützung zu bewältigen sind.

Zwischen den Implikations-Komplexen des Primär- und des Sekundärsubjekts soll ein Isomorphismus bestehen. Dieser ist als ein gewisser Zusammenhang zwischen zugehörigen Implikationen, genauer zwischen deren zweiten Gliedern gedacht. In unserem Beispiel heißt es mithin zwischen den Sätzen (S1) und (P1), (S2) und (P2) usw., beziehungsweise zwischen den Ausdrücken „kompliziert“ und „kompliziert“, „Winkel“ und „Problem“ usw. Dieser Isomorphismus ist bloß eine mathematische Konstruktion, und es muss erklärt werden, welche Rolle er bei der Interpretation der Metapher spielen könnte. Black erläutert dies im folgenden Satz:

Nach der Prüfung zahlreicher Beispiele kann man, soweit ich sehe, die Beziehungen zwischen den Bedeutungen der korrespondierenden Schlüsselwörter der beiden Implikations-Komplexe klassifizieren als (I) Identität, (II) Erweiterung, typischerweise *ad hoc*, (III) Ähnlichkeit, (IV) Analogie oder (V) was man „metaphorische Paarung“ [metaphorical coupling] nennen könnte (wo, was oft vorkommt, die ursprüngliche Metapher untergeordnete Metaphern miteinschließt).<sup>33</sup>

In diesem Satz sehe ich die Schlüsselformulierung, die über die älteren (vornehmlich antiken) Theorien hinausgeht. Denn das bisher Gesagte kann nur als bloße Terminologiekklärung verstanden werden, in die die älteren Theorien ebenso umformulierbar wären. Black sagt ganz deutlich, es handelt sich um eine Beziehung zwischen den Bedeutungen der Wörter: Entweder sind sie (I)

---

\* Oder mit Nietzsche: „Wo ist der Faden der Ariadne in diesem Labyrinth?“ (Nietzsche, Friedrich: „Unzeitgemäße Betrachtungen“. [„David Strauß – Der Bekenner und der Schriftsteller“] In: *Werke in drei Bänden*. München 1954. Bd. 1, S. 201)



identisch oder (II) eine ist Erweiterung der anderen oder (III) es besteht zwischen ihnen eine Ähnlichkeit (die noch zu erläutern ist) oder (IV) eine Analogie oder schließlich (V) eine untergeordnete Metapher. Black hat diese Begriffe nicht fortentwickelt oder gar erläutert. Das Wesen dieser Beziehungen hängt stark davon ab, welche Auffassung der Bedeutung in Betracht gezogen wird. Diese Bestimmungen müssen wir jedoch an dieser Stelle offen lassen. Versuchen wir aber, eine erste Einsicht in diese Beziehungen zu erlangen.

(I) Der erste Punkt wird nicht kompliziert sein: Es handelt sich um identische oder synonyme Ausdrücke.

(II) Die Erweiterung könnte den Anwendungsumfang des Prädikats betreffen. Genauer gesagt: Das Prädikat *B* ist eine *Erweiterung* des Prädikats *A* dann und nur dann, wenn gilt

$$(44) \quad \forall x (A(x) \Rightarrow B(x)) \wedge \exists x (\neg A(x) \wedge B(x)).$$

(III) Zwei Prädikate seien ähnlich, wenn die von ihnen bezeichnete Bezugsgegenstände ähnlich sind. In diesem Punkt wird die Ähnlichkeit der Bedeutungen von der Ähnlichkeit der Bezugsgegenstände abgeleitet oder durch sie definiert.

(IV) Die Analogie kann auf verschiedenen Weisen gedacht werden: entweder als Verallgemeinerung der Ähnlichkeit oder als Metapher oder als viergliedrige Relation der zwei Implikationen (nicht nur von deren zweiten Gliedern).

(V) Die Eventualität untergeordneter Metaphern bedeutet sowohl das eigentliche Verdienst der Interaktionstheorie wie auch ihre große Schwierigkeit. Einerseits ermöglicht sie eine rekursive Interpretation, die potenziell unendlich sein kann; andererseits, da die Interpretation ein Tun des Hörers ist, der die Implikations-Komplexe, somit die untergeordneten Metaphern konstruiert, handelt es sich wesentlich um private Metaphern.

Zeigen wir diese Beziehungen an der Metapher „Das Leben ist ein Labyrinth“ und speziell an den Implikations-Komplexen (P1)-(P4) und (S1)-(S4). Zwischen den Implikationen (P1) und (S1) besteht eine Identität, weil beide von der Form „*x* ist kompliziert“ sind. Zwischen den Sätzen „Ein Labyrinth hat vielerlei Winkel“ und „Das Leben bringt viele Probleme mit sich“ besteht eine Analogie, denn ein Winkel verhält sich zum Labyrinth wie ein Problem zum ganzen Leben (beide sind nämlich Relationen vom Ganzen und dessen Teilen). Zwischen den Sätzen (P3) und (S3) ist ebenfalls Analogie denkbar und zwischen (P4) und (S4) kann wiederum Identität bestehen, weil beide Sätze den Gedanken an die Hilfe, die zur Befreiung führt, merken lassen.

Es ist ganz wichtig, dass innerhalb eines Isomorphismus mannigfache Arten der Beziehung bestehen können (Black benutzt dafür den Terminus „mixed lot“). Der Isomorphismus ist demzufolge eine abstrakte Struktur, die in der Tat durch heterogene Beziehungen zu ihrer Erfüllung gebracht werden kann. Die jeweiligen Beziehungen lassen an die älteren Theorien denken. Die Erweiterung- und Analogie-Beziehung wird im Ansatz bei Aristoteles\* im folgenden Satz formuliert:

Metapher ist die Übertragung eines fremden Nomens, entweder von der Gattung auf die Art oder von der Art auf die Gattung [d. i. eine Erweiterung], oder von einer Art auf eine andere [eine *ad hoc* Erweiterung], oder gemäß der Analogie.<sup>34</sup>

Die Ähnlichkeit liegt der Theorie Quintilians zugrunde (obwohl sie bereits bei Aristoteles angedeutet wird).<sup>†</sup> Dies ermöglicht, die älteren Theorien in die Interaktionstheorie einzuordnen. Black gesteht zu, dass triviale Fälle von Metaphern eher aufgrund der älteren Theorien zu erklären sind, und schlägt eine Metaphern-Klassifikation vor, je nach der Theorie, in der diese oder jene Metapher aufzufassen ist:

\* Vgl. dazu 0.3.1.1 „Erste Theorie(n) des Aristoteles“.

† Vgl. dazu 0.3.1.2 „Die spätere Rhetorik“.

Vielleicht wäre das Problem zu lösen, indem man Metaphern jeweils als Beispiele [instances] der Substitution, des Vergleichs oder der Interaktion klassifizieren würde.<sup>35</sup>

Es leuchtet jedoch ein, dass diese Klassifikation mit den Beziehungen der Implikations-Komplexe zusammenhängt. Solange in der Interpretation einer Metapher nur die Beziehungen (I)–(III), also Identität, Erweiterung und Ähnlichkeit gebraucht würden, handelte es sich um eine Metapher, die man auch in der Substitutionstheorie Quintilians interpretieren kann. Falls man dazu die Beziehung der Analogie hinzuziehen müsste, wäre eine solche Metapher in der Theorie des Aristoteles interpretierbar.

Black trat als erster mit der Idee hervor, dass mehrere heterogene Beziehungen gleichzeitig wirksam sein und unter diesen Beziehungen auch Metaphern wieder auftreten können. Die metaphorischen Beziehungen innerhalb eines Implikations-Komplexes machen die Interpretation potenziell unbegrenzt. Diese untergeordneten Metaphern sind jeweils von einer sinkenden Emphase, womit die Interpretation doch zu ihrem Ende kommen kann. In dem schon zitierten Aufsatz „Die Metapher“ aus dem Jahre 1954 heißt es:

[Ich würde] nicht bestreiten, daß eine Metapher eine Anzahl untergeordneter Metaphern unter ihren Implikationen haben kann. Ich glaube aber, man sollte diese untergeordneten Metaphern im Normalfall als weniger „emphatisch“ auffassen, d. h. mit einer geringeren Betonungen ihrer Implikationen.<sup>36</sup>

Kommen wir auf das fruchtbare Labyrinth-Beispiel zurück. Zu den Sätzen (S5)–(S7) lassen sich nicht problemlos parallele Sätze, was das Primärsubjekt angeht, ausdenken. Betrachten wir zunächst den Satz:

(S5) Inmitten des Labyrinths ist ein Ungeheuer.

Hier deuten sich eben zwei Stellen an, die zu untergeordneten Metaphern führen können. Die Wörter „inmitten“ und „Ungeheuer“ kommen dem Ausdruck „Leben“ metaphorisch zu. Die Präposition\* „inmitten“ kommt eigentlich nur räumlichen Gegenständen zu, und das Substantiv „Ungeheuer“ bezeichnet ein Fabeltier, aber keineswegs ein Abstraktum wie „Leben“. Entsprechende Sätze des Primärsubjekts wären:

(P5)' Etwas ist inmitten des Lebens.

(P5)'' Dies ist ein Ungeheuer.

Diese zwei Sätze lassen sich in einen Satz zusammenziehen, um die Parallele zu dem Satz (S5) deutlicher zu machen:

(P5) Inmitten des Lebens ist ein Ungeheuer.

Ohne einen bestimmten Kontext berücksichtigen zu können, wird es ziemlich schwierig sein, diese Metapher, die zwei Metaphern-Themen umfasst, zu interpretieren. Belegen wir diese Metaphern-Themen durch eine Stelle aus Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, in der sie aufscheinen:

Werner, aus Not sein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verhaßten Leidenschaft, dem Ungeheuer, ins innerste Leben zu dringen.<sup>37</sup>

Es ist nicht mehr nötig, die Metapher (P5) weiter zu verfolgen, denn sie ist in der Interpretation der überordneten Metapher (43) mit geringer Emphase zu verstehen. Das heißt, dass der Hörer sie ohne eine größere Mühe durch eine wörtliche Implikation ersetzen kann. Aus dem Goethe-Zitat ist folgende Implikation zu entnehmen:

---

\* Wir haben metaphorische Verwendungsfälle von Präpositionen nicht betrachtet. Aber statt der Präposition „inmitten“ kann die nominale Phrase „in der Mitte“ stehen, die nach oben schon geschildertem Muster zu behandeln ist.

(45) Das Leben ist überwiegend durch verborgene Leidenschaften bestimmt.

Nun befindet sich der Hörer bzw. der Interpretierende tiefer in einem imaginären Verzweigungssystem oder *Baum* und muss die Entscheidung treffen, ob er bei dieser Implikation bleibt (d. h. er nähme sie als buchstäblich an) oder noch einmal eine metaphorische Interpretation vollzieht (was hieße, dass er sie als metaphorisch gelten lassen würde). Somit ist das Problem der Detektion der Metapher wieder aufgetaucht, das ausführlich im Kapitel 1 untersucht worden ist. Der Hörer, indem er neue Implikationen sucht oder sogar schafft, muss immerfort die Entscheidung treffen, ob es sich um eine Metapher handelt. Die Ähnlichkeit zur Problematik des Kapitels 1 ist jedoch nur scheinbar und vielmehr ihr entgegengesetzt. Denn dort sind wir von der Untersuchung der Metapher (was deren Detektion angeht) in verbaler Kommunikation ausgegangen. Wir haben zwar nicht die starke These vertreten, dass die Metapher Zwecken der Kommunikation diene, aber die Standpunkte des Sprechers und des Hörers behielten ihre Stichhaltigkeit. Die Eventualität, dass der Sprecher und der Hörer dieselbe Person sind, ist als Sonderfall betrachtet worden, welcher jedoch das ganze Kommunikations-Schema in Frage gestellt hat.

Im Zuge der Interpretation von Metaphern ist dieses Schema schon vom Anfang her problematisch. Der Interpretierende – unser Hörer – kann sich eine legitime Implikation ausdenken, welche vom Sprecher nicht beabsichtigt worden ist.\* Nähme der Hörer eine solche Implikation als metaphorisch an, so handelte es sich wesentlich um eine private Metapher. Blacks Lösung dieses Problems beruht in der Einführung der *Emphase*. Diese Eigenschaft einer Metapher (token) leistet zweierlei: erstens, wie bereits gesagt, die potenziell unbegrenzte Interpretation kommt in der Tat zu ihrem Ende und zweitens, untergeordnete Metaphern, indem sie von einer ständig sinkenden Emphase sind, machen die Gefahr eines Missverständnisses geringer.

Mit dieser Lösung können wir nicht zufrieden sein. Denn sie bedeutet eine Psychologisierung des Prozesses der Interpretation und dadurch des ganzen Konzeptes der metaphorischen Bedeutung. Ferner werden die Hauptprobleme mehr abgedeckt als gelöst: Sind alle mögliche Implikationen jederzeit relevant (wie Ricoeur meint<sup>†</sup>), und müssen die vom Sprecher beabsichtigten Implikationen mit den vom Hörer gefundenen übereinstimmen oder miteinander korrespondieren (wie Searle glaubt)? Die Betrachtung dieser Problemkreise wird der Gegenstand der nächsten Abschnitte sein.



Bevor ich in diese Diskussion eintrete, ist noch das Beispiel der Metapher „Das Leben ist ein Labyrinth“ zu rekapitulieren und fortzuschreiben. Obwohl ich in der Darstellung die Perspektive des Hörers favorisiert habe, bemüht sich Black, offen zu lassen, wer von den beiden Gesprächspartnern die beiden Implikations-Komplexe konstruiert. Blacks Auffassung scheint eher der folgenden Position zu entsprechen: Metaphern als type haben keine bestimmte Bedeutung, die möglicherweise in einem Metaphern-Lexikon auftreten könnte, aber Metaphern als token schon, denn in einer konkreten Lage sind die Implikations-Komplexe exakt bestimmt, um diese metaphorische Bedeutung aufzustellen.

Zurück zu unserem partikulären Labyrinth-Beispiel: Der Sprecher glaube, die Metapher (43) entspreche seiner kommunikativen Absicht. Dies ist „leicht“ zu überprüfen, wenn er die Inter-

---

\* Dies ist der Grund, warum Metaphern voller Gefahr sind. Diese Gefahr entsteht, falls Metaphern zu unrichtigen Zwecken – nämlich zur Kommunikation – gebraucht würden; und die Gefahr besteht darin, dass die Kommunikation missriete, – also in einem Missverständnis. Der Sprecher kann leicht eine Implikation übersehen, welche jedoch vom Hörer gefunden werden wird.

<sup>†</sup> Vgl. das bereits erwähnte Zitat: „Alle Konnotationen, die passen, müssen einbezogen werden; das Gedicht bedeutet alles, was es bedeuten kann.“ (Ricoeur, Paul: „Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik“. S. 368)

pretation vollzieht, um die metaphorische Bedeutung, die seiner konkreten Lage gerecht ist, festzustellen. Nehmen wir an, er wisse, dass kurz zuvor die Rede von dem antiken Labyrinth-Mythos gewesen ist und dass auch die Stelle aus Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* dem Hörer bekannt ist. Um alle diese potenziellen Implikationen wissend und sie bei seinem Hörer voraussetzend, kann er hoffen, dass die Metapher (43) durch diese Implikationen seinen kommunikativen Zweck erfüllt. Andererseits soll der Hörer eine parallele Tätigkeit vollziehen. Er soll die Metapher (43) vom Sprecher gehört haben, den Kontext der Rede (den antiken Mythos, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*) (er)kennen und versuchen, die Interpretation so durchzuführen, dass er auf die vom Sprecher beabsichtigten Implikationen kommt.

Die Methode der Interpretation, so kann das bisher Gesagte resümiert werden, ist doch als eine Intension zu verstehen, die jeder konkreten metaphorischen Aussage ihre Bedeutung (als angeordnete Menge der Implikationen) zuordnet. Hielten wir an dem Konzept der metaphorischen Bedeutung fest, würde diese Intension zur genuinen metaphorischen Bedeutung, die einigermäßen kompliziert (bzw. unendlich) ist, so dass keine Metaphern-Lexika entstehen können. Diese Funktion sei für spätere Verweisungen als *Met* bezeichnet.\*

### 2.1.4 Wahrheitswert einer Implikation

In diesem Abschnitt soll untersucht werden, welche Implikationen relevant sind, d. h. ob und wie die Menge der Implikationen einzuschränken ist. Der Zusammenhang zu der Wahrheitsfrage ist dieser: Es ergibt keinen Sinn, unwahre oder für unwahr gehaltene Implikationen in die Implikations-Komplexe einzubeziehen. Eine alternative Antwort darauf lautet: Eine unwahre Implikation würde im Laufe der Interpretation eher als untergeordnete Metapher anerkannt, und demzufolge wird die Interpretation erst abgeschlossen sein, wenn keine weiteren unterordneten Metaphern auszulegen sind. In der mathematischen Fachterminologie heißt es, dass in den *Blättern* des Interpretations-Baumes keine Metaphern herauskommen dürfen.

Fassen wir zuerst die Grundaussagen Blacks über Wahrheitswerte der Metapher sowie abgeleiteter Implikationen zusammen. So heißt es zunächst:

Es ist eine Verletzung der philosophischen Grammatik, ‚starken‘ Metaphern Wahrheit oder Falschheit zuzuschreiben.<sup>38</sup>

Es entspricht Blacks Ansichten aber ganz und gar nicht, Metaphern das Wahrheitsprädikat völlig zu verweigern. Sie sollen doch im Sinne einer Übereinstimmung *wahr* sein, so wie „Karten, Graphen, Diagramme, Photographien [...] und vor allem Modelle“<sup>39</sup>. Black selbst hat nämlich eine bedeutende Arbeit über Modelle mit dem Titel „Models and Archetypes“ verfasst, in der der Begriff des Modells näher bestimmt wird:

An adequate analogue model will manifest a point-by-point correspondence between the relations it embodies and those embodied in the original: every incidence of a relation in the original must be echoed by a corresponding incidence of a correlated relation in the analogue model. To put the matter in another way: there must be rules for translating the terminology applicable to the model in such a way as to conserve truth-value.<sup>40</sup>

---

\* In mathematischer Terminologie könnte man die Funktion folgendermaßen schematisch darstellen:

$$\text{Met}(\text{„Metapher“}, c, w, t) \rightarrow \{\text{Implikation}_1, \text{Implikation}_2, \text{Implikation}_3, \dots\}$$

oder

$$\text{Met}(A \Rightarrow B, c, w, t) \rightarrow \{A \Rightarrow A_1, A \Rightarrow A_2, A \Rightarrow A_3, \dots\}.$$

„Metapher“ sei ein metaphorischer Ausdruck, *c* sein sprachlicher Kontext, *t* eine Zeitangabe und *w* eine mögliche Welt. Dies ist jedoch vereinfacht, streng genommen sollte die Menge geordnet sein und die relativen Prioritäten des Interpretierenden umfassen.

Diese „point-by-point correspondence“ führt uns von der Untersuchung des Wahrheitswerts der ganzen Metapher zu Untersuchungen an partikulären Implikationen. Wenn Metaphern keinen Wahrheitswert ausdrücken können, dann müssen die Implikationen gewährleisten, dass ihre *analogische* Wahrheit bewahrt wird. So sagt Black schlicht: „metaphors can imply truth-claims.“<sup>41</sup> Wie dies näher zu verstehen ist, erläutert er so:

A metaphorical statement cannot be replaced by literal statements of resemblance or comparison, or by allied *as-if* statements [...], but will usually imply these and other unstated implications.<sup>42</sup>

Oder, in vereinfachender Ausdrucksweise:

[Metaphorische Aussagen] can and usually do have a ‘cognitive content,’ or do ‘carry a message,’ by virtue of implying assertions with truth-value.<sup>43</sup>

Blacks Position besteht in diesem Punkt also aus zwei Aussagen: (a) Metaphern sind keine Wahrheitsträger, und zugleich (b) sie implizieren Wahrheitsträger. In nächstem Schritt unternehmen wir einen Versuch, diese zwei Aussagen mit Hilfe der Aussagelogik und mathematischer Terminologie auf den Punkt zu bringen.



Es folgt nun eine technischere Passage, die lediglich versucht, deutlich zu machen, dass die Punkte (a) und (b) nicht miteinander vereinbar sind. Einerseits kann man dies schon aus den Formulierungen (a) und (b) selbst entnehmen, ohne sich in die folgende Terminologie zu verwickeln. Andererseits hätte man – der Präzision halber – eher die Prädikatenlogik\* oder die Logik der möglichen Welten einbringen müssen. Dies führte jedoch zu einer übermäßigen Komplexität der Darstellung, die an dieser Stelle nicht nötig ist. Bleiben wir also bei der Aussagelogik. Setzen wir voraus, eine Metapher werde in der Form *A ist B* gegeben. Sie kann desgleichen als Implikation

$$[1] \quad A \Rightarrow B$$

formuliert werden. Diese Implikation ist offensichtlich falsch und demzufolge als Metapher anerkannt. Das heißt, sie wird genommen, als ob sie wahr wäre. Nun sollen die Implikations-Komplexe konstruiert werden. Zuerst der Implikations-Komplex des Sekundärsubjekts. Dieser soll folgende Implikationen beinhalten:

$$[2] \quad B \Rightarrow B_1, B \Rightarrow B_2, \dots$$

Diese Implikationen sind allgemein (also mindestens unter den Gesprächspartnern) bekannt und in unserer Argumentation können sie für wahr gelten. Weiter ist der parallele Implikations-Komplex des Primärsubjekts aufzubauen:

$$[3] \quad A \Rightarrow A_1, A \Rightarrow A_2, \dots$$

Im Unterschied zu dem vorigen Implikations-Komplex stehen diese Implikationen in Frage. Falls man einen passenden Isomorphismus fände, sind sie von der Metapher impliziert, sonst nicht. Um den Argumentationsgang zu vereinfachen, betrachteten wir als mögliche Glieder des Isomorphismus nur die Identität und die untergeordnete Metapher.<sup>†</sup> Der Isomorphismus der Implikations-Komplexe ist somit von der Form:

\* Wie der Einsatz der Prädikatenlogik aussehen könnte, ist aus den Formeln (41) und (42) auf Seite 97 zu entnehmen. Die Prädikatsformel (42) dort könnte der folgenden Formel [2] unten entsprechen, denn beide stellen den Implikations-Komplex des Sekundärsubjekts dar.

† Wenn die Thesen (a) und (b) schon für so restringierte Metaphern, wie sie hier vorausgesetzt sind, unvereinbar sind, so wird dieses Ergebnis auch für vollwertige Metaphern gelten, die alle oben erwähnten Beziehungen zulassen.

$$[4] \quad A_1 \approx_1 B_1, A_2 \approx_2 B_2, \dots$$

Das Symbol  $\approx_i$  stehe entweder für eine Identität oder für eine Metapher. Nach der Transitivität der Implikation ergibt sich aus [1] und [2] nun:

$$[5] \quad A \Rightarrow B_1, A \Rightarrow B_2, \dots$$

Ferner, wäre  $\approx_i$  eine Identität, so haben wir nach der Anwendung des Isomorphismus auf die  $i$ -te Implikation des Implikations-Komplexes [5]:

$$[6] \quad A \Rightarrow A_i,$$

womit die  $i$ -te Implikation bewiesen wird. Nun kann die Implikation [6] eine offensichtliche Unwahrheit sein, was darauf hinweisen wird, dass  $\approx_i$  eher eine Metapher ist. Dann steht der Interpretierende vor einer Metapher der Form:

$$[7] \quad A \Rightarrow B_i$$

und die ganze Prozedur muss sich nochmal vollziehen. Wir wollen detailliert auch diese Iteration schildern, um zu zeigen, wie die Interpretation ihr Ende erreichen kann. Der Implikations-Komplex des Sekundärsubjekts sei:

$$[8] \quad B_i \Rightarrow B_{i,1}, B_i \Rightarrow B_{i,2}, \dots$$

Der zu ihm parallele Implikations-Komplex des Primärsubjekts ist:

$$[9] \quad A \Rightarrow A_{i,1}, A \Rightarrow A_{i,2}, \dots$$

Infolge der Transitivität der Implikation haben wir aus [7] und [8]:

$$[10] \quad A \Rightarrow B_{i,1}, A \Rightarrow B_{i,2}, \dots$$

Ferner, der Isomorphismus sei der Form:

$$[11] \quad A_{i,1} \approx_{i,1} B_{i,1}, A_{i,2} \approx_{i,2} B_{i,2}, \dots$$

Nun  $\approx_{i,j}$  ist wieder entweder die Identität oder eine untergeordnete Metapher. Wäre es eine Metapher, ist weitere Rekursion erforderlich und zwar mit der Eingabe

$$[12] \quad A \Rightarrow B_{i,j}.$$

Nehmen wir an, der Isomorphismus  $\approx_{i,1}, \approx_{i,2}, \dots$  bestehe aus lauter Identitäten; somit braucht man keine weiteren Rekursionen. Nach der Anwendung des nun identischen Isomorphismus auf die Implikationen [10] ergibt sich:

$$[13] \quad A \Rightarrow A_{i,1}, A \Rightarrow A_{i,2}, \dots$$

Der Interpretierende (sei es der Sprecher oder der Hörer) kann entweder bei der Implikation [6]  $A \Rightarrow A_i$  bleiben oder eine weitere Rekursion vollziehen, um zu [13] zu gelangen oder sogar sie noch weiter zu interpretieren. Wenn die Interpretationen des Sprechers und des Hörers konvergieren sollen, wie erkennt der Hörer, ob er noch eine weitere Rekursion vollziehen muss? Oder umgekehrt: Wie gibt der Sprecher dem Hörer dies kund? Der Hörer muss schon vorher wissen, welche Implikationen der Sprecher für wahr hält, um eine beabsichtigte eigene Interpretation zu Stande zu bringen oder gar nachvollziehen zu können. In unserer schlichten Aussagelogik kann der Schein entstehen, entweder sei die Implikation des Primärsubjekts [6] augenscheinlich wahr bzw. falsch (dann ist eine weitere Iteration erforderlich), oder der Hörer könne dies nicht entscheiden und bleibe dabei (keine weitere Iteration). Nur die zweite Möglichkeit ist für den Hörer interessant, denn nur so kann er etwas Neues erfahren – nämlich den Wahrheitswert von [6]. Aber zwischen

augenscheinlich wahren und augenscheinlich falschen Aussagen liegt die gesamte Skala des Möglichen, was jedoch in der Aussagenlogik nicht fassbar ist. Ist der Sprecher auf alle *möglichen* Implikationen des Primärsubjekts verpflichtet? Oder ist die Menge dieser Implikationen irgendwie zu begrenzen?

Black gibt kein Kriterium an, nach dem der Interpretierende diese Entscheidung trifft. Letztlich sagt er, dass die Implikationen einer Metapher nicht eingeschränkt oder *ad hoc* gestrichen werden dürfen:

It would be arbitrary to restrict a metaphor's content to what is explicitly expressed by it. I take the metaphor's author to be committed [...] to its implications.<sup>44</sup>

Daraus ist zu schließen, dass alle Implikationen relevant sein müssen. Dies jedoch führt zu einigen unerwünschten Folgerungen. Erstens, wenn diese Forderung in ihren Konsequenzen gedacht würde, könnte es heißen, dass der Interpretierende schrittweise alle logische Implikationen des Ausdrucks A vorfindet. Dann würde die ursprünglich unwahre Metapher zur bloßen Tautologie (denn alle logische Implikationen eines Begriffs ergeben zurückverfolgt diesen Begriff). Zweitens, jede Metapher (token) ist durch eine bestimmte Menge\* von Implikationen ersetzbar oder paraphrasierbar. Drittens, aus dem vorigen Punkt folgt: jede Metapher (token), also jede metaphorische Aussage bekommt gemäß der Interaktionstheorie eine *bestimmte* metaphorische Bedeutung, und dies ist genau der Punkt, welchen die Kritik Davidson aufgreift. Darüber hinaus steht diese letzte Konklusion im Widerspruch zu Blacks eigener These, dass Metaphern Wahrheit oder Falschheit nicht zugeschrieben werden könne. Und schließlich viertens: wenn alles gemäß semantischen Regeln auf solche Weise bestimmt ist, wo ist dann die ästhetische Dimension der Metapher? Wo bleibt dem Hörer Raum für die von Black versprochene Kreativität?

Den einzigen Ausweg aus diesen Schwierigkeiten findet Black in der Behauptung, dass eine auf diese Weise entstandene Reihe wörtlicher Implikationen „nicht dieselbe mitteilende und aufklärende Kraft wie das Original“<sup>45</sup> (d. h. wie die ursprüngliche Metapher) besitze. Wie dies näher zu verstehen ist, erläutert Black so:

Allein die Implikationen, die zuvor dem Ermessen eines geeigneten Lesers anheimgestellt sind, der sie mit Gefühl für ihre Wichtigkeit nach ihren Prioritäten und Abstufungen für sich selbst herausfinden kann, werden nun explizit so präsentiert, als ob sie alle das gleiche Gewicht hätten.<sup>46</sup>

Black hat in diesem einzigen Punkt ein *pragmatisches* Element der metaphorischen Bedeutung eingeräumt. Bestünde der Unterschied zwischen einer Metapher und deren Paraphrase lediglich in den Gewichten jeweiliger Implikationen, dann sehe ich keinen prinzipiellen Grund, warum man die Paraphrase nicht auf eine solche Weise gestalten könnte, dass die Implikationen gerade die beabsichtigten Gewichte hätten.<sup>†</sup> Das Einräumen der pragmatischen Dimension ist aus einem anderen Grund beachtenswert: Der Leser oder der Hörer nämlich setzt die Prioritäten selbst, ohne auf die Prioritäten des Sprechers einzugehen. Darin sehe ich den Keim des Gedankens, dass der Hörer in der Interpretation gewissermaßen frei bleiben muss. Zu dieser Einsicht findet man bei Black weitere Belege. Die Metapher wird mit der rhetorischen Figur der *Aposiopese* (Verstummen) verglichen:

As in aposiopesis, a metaphor leaves a good deal to be supplied at the reader's discretion. To say something with suggestive indefiniteness is not to say *nothing*.<sup>47</sup>

\* Genauer muss es sich um eine Konjunktion dieser Menge von Implikationen handeln.

† Dieses Problem hat J. Stern einer Kritik unterworfen, auf die ich in 2.1.6 eingehen werde.

In der Aposiopese macht der Redner einen bewussten Abbruch der Rede oder eines begonnenen Gedankens, um dem Hörer zu ermöglichen, gewisse Implikationen sich selbst auszudenken. Im Unterschied zur Metapher hat der Redner vor, dem Hörer eine bestimmte Implikation nahezu zulegen, damit er glaube, sie allein gefunden zu haben. Wenn dies nicht gelänge, z. B. der Hörer andere Implikationen freigelegt hätte, so hieße es, dass der Redner gescheitert ist. Der Hörer darf beim Verstummen über keine Freiheit verfügen. Dagegen in der Metapher ist diese Freiheit erwünscht. Denn nur so kann der Hörer seine eigenen Prioritäten herausfinden und setzen. Soweit ist Black zuzustimmen, aber es wäre sicherlich interessant, die Eventualität zu erforschen, dass der Hörer sich vielleicht eigene Implikationen ausdenken könnte, ohne die Absichten des Sprechers herausbekommen zu wollen. Das bedeutet, die pragmatische Dimension beträfe nicht nur Prioritäten, sondern auch Implikationen selbst. Die Konklusion dieser Überlegung ist: Soll die Interaktionstheorie Blacks vor Davidsons Einwänden gerettet werden, so muss die Idee der Konvergenz der Interpretationen von Sprecher und Hörer preisgegeben werden.



Um diesen Punkt deutlich zu machen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit einer späteren Darstellung der Interaktionstheorie von Merrie Bergmann. Schon dem Titel ihres Aufsatzes „Metaphorical Assertions“<sup>48</sup> kann das Zentralthema entnommen werden. Ihre Hauptthese lautet:

Metaphors can be used, and used successfully, to make assertions.<sup>49</sup>

Diese Formulierung ist für uns bemerkenswert, denn Bergmann sagt nicht, dass alle Metaphern Wahrheitsträger sind, sondern dass Metaphern als Wahrheitsträger benutzt werden *können*. Bergmann sagt auch: „I do not maintain that metaphors are *always* used to make assertions.“<sup>50</sup> Daher können wir hoffen, das Kriterium aufzufinden, welche Metaphern (tokens) Wahrheitsträger sind. Diese Hoffnung wird durch die Tatsache gefördert, dass die Autorin am Beginn ihres Aufsatzes die Metapher für *reich* an Implikationen erklärt: „The claim that metaphors are rich means that they invite many readings, or suggest many things, and diverse ones.“<sup>51</sup> Die Bedingung dafür, dass eine Metapher als Wahrheitsträger benutzt würde, muss eine bestimmte Einschränkung der Menge aller Implikationen sein:

For a person who uses a metaphor to make an assertion typically does not intend to assert *everything* that we can “read into” the metaphor. Nor does the audience typically attribute all of these readings to the author.<sup>52</sup>

So sind wir bei einem Problem angelangt, das zwei Seiten aufweist: Einerseits, wie kann der Sprecher die Menge der Implikationen einschränken; andererseits, wie kann dies der Hörer erkennen? Die Lösung von Merrie Bergmann ist typisch auch für alle Verfechter der starken kognitiven These – nämlich, dass Metaphern Wahrheitsträger sind.\* Das Problem ist aber nicht zu leugnen, denn einige Metaphern haben offensichtlich eine bestimmte Bedeutung, obgleich sie keinen Wahrheitswert ausdrücken mögen.

Im ersten Schritt muss Bergmann die Searle'sche Differenz zwischen der Bedeutung des Sprechers und der Satzbedeutung zulassen. Im zweiten und hier entscheidenden Schritt soll eine Relation der *Auffälligkeit* oder „salience“ konstruiert werden. Die Definition dieser Relation heißt:

*Salience* of characteristics is partially a function of commonplaces and stereotypes. The salient characteristics of a thing include those characteristics which we would typically list on the spot if asked to state what we believe is *distinctive* of that thing.<sup>53</sup>

---

\* Ähnlich Robert Fogelin in *Figuratively Speaking*, New Heaven & London 1988 zu finden.



Die Relation besteht zwischen den in der Metapher involvierten Wörtern und deren Implikationen, in Blacks Terminologie: zwischen den metaphorischen Subjekten und deren Implikations-Komplexen. Es sei wesentlich, dass die Relation der salience eine *partielle* Funktion der Bedeutung ist und der Rest sich durch den Kontext bestimmen lässt. Wie dies geschähe, bleibt ganz unbestimmt, und Merrie Bergmann verwischt das Problem in dunklen Formulierungen wie: „I want to stress that properties or relations may be *ephemerally* rather than eternally salient.“<sup>54</sup> Oder: „We may think of the context that a person brings to the interpretation of a metaphor as the set of prominent beliefs that determine salience—beliefs that may vary from person to person and from situation to situation.“<sup>55</sup> Dies besagt lediglich, einige Implikationen seien *prominent*. Prominente Implikationen sollten durch die Relation der salience bestimmt werden, aber in dem letzten Zitat wird diese Relation als „the set of prominent beliefs“ definiert – ein ersichtlicher Zirkel. Die salience ist demzufolge eine *ad hoc* konstruierte Relation, welche die Menge der Implikationen zu begrenzen vermöchte. Wie auch immer man die Definition wenden mag, das Wort „salient“ ist nur ein Synonym für „prominent“. Die Autorin fasst den Einsatz der salience-Relation folgendermaßen zusammen:

I have been arguing that interpretation of metaphor is rule-governed; but the output depends on salience determined by the context as well as on literal meanings. It is this reliance on *context*, rather than the lack of a rule, that makes for unpredictability: as what is salient changes, so do the interpretations we read into metaphors.<sup>56</sup>

Darauf antworte ich: Die Definition der salience ist bloß nominal, und bestimmte Regeln, die diese Kontextabhängigkeit festsetzen, sind nicht vorhanden. Eine weitere für mich unerwünschte Konsequenz ergibt sich aus diesen Gedanken. Gegen Ende ihres Aufsatzes diskutiert Bergmann die Metapher:

(46) John ist ein Kind.

Es geht um eine Metapher, denn John ist in der Tat ein Erwachsener. Eine (oder vielleicht die einzige) saliente, also prominente Implikation sei:

(47) John ist naiv.

Aber darüber hinaus kann diese Metapher – wie Bergmann zugesteht – andere Implikationen hervorrufen („cause you to notice“<sup>57</sup>), wie z. B.:

(48) John ist klein.

(49) John pflegt zu kichern.

Nun gibt es zwei Klassen von Implikationen: die prominenten, die zu Wahrheitsträgern führen, und die minder prominenten („perhaps less salient“<sup>58</sup>), die beiher zum Vorschein kommen. Diese Einteilung ist jedoch durchaus unbestimmt, und die Auffassung von Bergmann ist demzufolge nicht vertretbar.

Nach einer so heftigen Kritik sollte der wahre Kern dieser Theorie hervorgehoben werden. Wenn schon die Menge der Implikationen irgendwie zu begrenzen ist, muss dies durch den Kontext geschehen; das bedeutet, der Grund dieser Begrenzung muss der Metapher extern sein. Falls diese Menge aber aufgrund einer Sprachkonvention begrenzt wäre, so würde es sich um eine tote Metapher handeln. Einen Fehlschluss sehe ich nur darin, dass durch den Kontext Wahrheits-träger auseinandergehalten werden können.

### 2.1.5 Metapher im Kontext: Negation

Wenn Metaphern keine Wahrheitswerte ausdrücken sollen, warum können sie negiert werden? Was *an* der Metapher kann negiert werden? Und was *in* ihr kann negiert werden?

Im Absatz 1.1.1 ist das Verhältnis der Metapher zu ihrer Negation diskutiert worden, und die Schlussfolgerung lautete: Negation kann aus der Metapher ausgeklammert werden. Die Metapher

(50) Zarathustra ist *kein* Igel

soll interpretiert werden als die Metapher

(51) Zarathustra ist *ein* Igel

und erst nach der Interpretation soll die Negation auf ihre Ergebnisse angewandt werden. Das Kapitel 1 behandelte das Problem der Detektion der Metapher. Ob dieser Schluss ebenso für die metaphorische Bedeutung gilt, muss erst geprüft werden. In dem Nietzsche-Gedicht verhält es tatsächlich so, denn dort ist bereits die Interpretation angedeutet und diese Metapher erst nachträglich (als Illustration) aufgeführt. Die relevanten Verse lauten:

*Heut will ich gastfreundlich sein  
gegen Unwillkommnes,  
gegen das Schicksal selbst will ich nicht stachlicht sein,  
– Zarathustra ist kein Igel.<sup>59</sup>*

Obgleich syntaktisch *nur* das Prädikat „Igel“ durch das Pronomen „kein“ negiert wird, bezieht sich diese Negation auf die Interpretation, welche in den vorangehenden Versen steht. Bezöge sie sich auch semantisch *nur* auf jenes Prädikat, so wäre die Menge der Implikationen nicht vernünftig zu begrenzen, und darum soll es letztendlich in diesem Abschnitt gehen. Wenn Zarathustra *nicht* ein Igel sein soll, kann er ein Stein, ein Elefant, ein Mensch, sprich alles, was kein Igel ist, sein. Die entsprechenden logischen Formen sind:

(52)  $A$  ist nicht/kein  $B$ . /  $Met (A \Rightarrow \neg B)$

(53) Es ist nicht so, dass  $A B$  ist. /  $\neg \{ Met (A \Rightarrow B) \}^*$

Die logische Form (53) ist für unsere Überlegungen interessanter, denn nur so kann die Negation ausgeklammert werden, um die nachfolgenden Interpretationen nicht zu beeinflussen.

Später in unserem Text (im Absatz 1.1.4) sind wir zu einem Ausnahmefall gekommen, nämlich zu dem Schwanz-Beispiel aus Goethes Gedicht „Zueignung“. Da ist behauptet worden, die Negation sei in der Interpretation verwurzelt. Die fraglichen Verse sind:

*Ihr lacht mich aus und ruft: »Der Tor!  
Der Fuchs, der seinen Schwanz verlor,  
[...]*

Zuerst sollte man die Metapher

(54) Der Dichter<sup>†</sup> ist ein Fuchs.

interpretieren. Wir wollen die folgenden Implikationen des Sekundärsubjekts in Betracht ziehen:

(S1) Jeder Fuchs ist schlau.

(S2) Jeder Fuchs hat einen Schwanz.

---

\* Man sollte die Formel angemessener als

$non-Met (A \Rightarrow B)$

fassen, um den Einfluss der Negation auf die intensionale Funktion  $Met$  zu betonen.

<sup>†</sup> Bzw. das Ich-Subjekt.

(S3) Die Schlaueheit eines Fuchses liegt in seinem Schwanz.

Die Berechtigung für diese Vorgehensweise besteht darin, dass dem Gedicht weit mehr der literarische bzw. poetische Begriff des Fuchses gerecht wird als der biologische.\* Passende Implikationen des Primärsubjekts sind:

(P1) Der Dichter ist schlau.

(P2) Der Dichter hat einen Kopf.

(P3) Die Schlaueheit eines Menschen liegt in seinem Kopf.

Entsprechende Beziehungen des Isomorphismus zwischen diesen Komplexen lassen sich leicht finden. So ist die Interpretation der Metapher (54) vollbracht. Erst daraufhin kann die Metapher

(55) Der Dichter hat seinen Schwanz verloren

betrachtet werden, die sich auf die vorige Interpretation stützen muss. Nach (P2) ergibt sich:

(56) Der Dichter hat seinen Kopf verloren.

So sind wir zu einer genuinen<sup>†</sup> Metapher gelangt, und der Vorwurf, man könne nicht das verlieren, was man vorher nicht gehabt hat, trifft nicht mehr zu. Die Interpretation sollte weiter vorzugsweise aus der vorigen abgeleitet werden. Aus (P3) folgt weiterhin:

(57) Der Dichter hat seine Schlaueheit verloren.

Dieses Beispiel war aber nicht schwer zu entschlüsseln, denn die Implikation (57) liegt nahe oder ist beinahe im alltäglichen Sprachgebrauch angesiedelt. Nichtsdestotrotz oder ebendarum war es lohnenswert, die Funktionsweise der Negation an ihm darzustellen. Bevor allgemeinere Schlüsse gezogen werden sollen, muss noch Blacks Stellungnahme zu diesem Thema diskutiert werden.



Wie bereits erwähnt, demonstriert Black seine Reaktion auf Davidsons Attacke am Beispiel der Metapher:

(58) Metaphern sind die Traumarbeit [dreamwork] der Sprache.

In seiner punktuellen Replik sagt er:

6 A reader could *disagree* with Davidson's remark (e.g., by objecting that the underlying analogy was "too thin"—or by saying "Metaphor is sometimes *waking work*").<sup>(18)</sup>

6.1 Reasons could be offered for and against [Davidson's remark].<sup>(19)</sup>

Zu diesen zwei Punkten fügt Black noch zwei Fußnoten hinzu:

<sup>(18)</sup> Thus using one metaphor to oppose another, as can sometimes happen.

<sup>(19)</sup> The truth of this and the preceding assertion, 6, supports my own view that metaphors can imply truth-claims.<sup>60</sup>

In diesen Sätzen kommen mehrere Gedanken zusammen. Wann ist der Leser bzw. der Hörer im Stande zu behaupten, *die* eine untergeordnete Analogie sei zu dünn oder zu schwach? Um diesen Vorwurf zu erheben, muss der Hörer Kenntnis davon haben, dass gerade diese Analogie die vom

\* Vgl. dazu z. B. die Fabel des Äsop „Der Fuchs mit dem gestutzten Schwanz“ (*Antike Fabeln*. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag, 1991. S. 20).

<sup>†</sup> Diese Metapher (type) könnte in der Tat buchstäblich (im Sinne von „hingerichtet worden“) wahr sein, wird ein aufmerksamer Leser vielleicht einwenden. Aber im Kontext des Gedichts darf diese Eventualität ausgeschlossen werden. Stünde sie jedoch ohne jeglichen Kontext, ist eine metaphorische Interpretation nur infolge der Tatsache spürbar, dass es sich um eine beinahe tote Metaphern handelt.

Sprecher beabsichtigte ist. Denn der Hörer könnte sich täuschen oder bloß *die* eine passende Analogie nicht gefunden haben. Eine solche Kenntnis (und zumal ihre Gewissheit) kann nicht aus der Metapher selbst stammen, sondern anderswoher, nämlich aus irgendeinem Kontext. Im Ergebnis handelt es sich um einen Dissens über eine bestimmte Interpretation, nicht über die Metapher selbst.\*

Die zweite Eventualität scheint mehr zu versprechen: Eine Metapher könnte eine andere negieren oder sich zu ihr antithetisch verhalten. Jemand könnte behaupten, die [Interpretation einer] Metapher sei keine Traumarbeit, sondern könne sich gelegentlich im Wachen vollziehen. Dies ist jedoch keine metaphorische, sondern eine wörtliche Antwort auf Davidsons Metapher (58). Die Metapher ist damit nicht komplett abgeschafft, vielmehr wird sie nur begrenzt. Unser Goethe'sches Beispiel der Fuchs-Schwanz-Metaphorik entspricht diesem Fall. Können wir für eine solche Entgegensetzung oder Einflussnahme einer Metapher auf eine andere eine allgemeine Regel finden? Ich denke schon. Sei *Met* die intensionale Funktion, welche am Ende des Abschnitts 2.1.3 herausgefunden worden ist. Nun haben wir die Metapher

$$(59) \text{ Met}(A \text{ ist } B)$$

und ihre metaphorische Korrektur

$$(60) \text{ Met}(A \text{ ist nicht } C),$$

wobei die Prädikate *B* und *C* sich nicht ausschließen müssen. Eine metaphorische Interpretation verläuft nach folgendem Muster:

$$(61) \text{ Met}(A \text{ ist } B \text{ und zugleich } A \text{ ist nicht } C) = \text{Met}(A \text{ ist } B) - \text{Met}(A \text{ ist } C) \\ = \{A \text{ ist } A_1, A \text{ ist } A_2, A \text{ ist } A_3, \dots\} - \{A \text{ ist } A_{i1}, A \text{ ist } A_{i2}, A \text{ ist } A_{i3}, \dots\}.$$

Das Zeichen „-“ steht für die Mengendifferenz, d. h. aus der ersten Menge sollen diejenigen Implikationen entfernt werden, die in der zweiten ebenfalls vorkommen. Nun noch einmal zum Fuchs-Schwanz-Beispiel. Aus den Implikationen der Metapher (54) sollen die Implikationen der Metapher (55) getilgt werden, wobei die zweite Interpretation von der ersten abhängig ist. Diese Abhängigkeit ist von großer Wichtigkeit, weil wir damit auf dem Wege sind zu ermitteln, wie eine metaphorische Interpretation überhaupt zu begrenzen ist.

Das Schema kann verallgemeinert werden: Eine der zwei Aussagen braucht nicht eine Metapher zu sein. Das heißt, eine buchstäbliche Aussage kann durch eine Metapher oder umgekehrt eine Metapher durch eine buchstäbliche Aussage korrigiert werden. Den letztgenannten Fall illustriert Blacks buchstäbliche Korrektur der Davidson-Metapher. Den erstgenannten Fall demonstriert B. Taureck an folgendem Nietzsche-Zitat:

Die Menschen-Gesellschaft: die ist ein Versuch, so lehre ich's – ein langes Suchen: sie sucht aber den Befehlenden! – – ein Versuch, o meine Brüder! Und *kein* „Vertrag“!<sup>61</sup>

Eine nicht-metaphorische Aussage, die Gesellschaft sei ein Versuch, wird durch die Metapher, die Gesellschaft sei kein Vertrag<sup>†</sup>, korrigiert. Diese Metapher kann zwar der Leser auf beliebige Weise

---

\* Zu einem ähnlichen Schluss ist G. Kurz gekommen, wenn er sagt: „Bezeichnenderweise negiert die Verneinung einer metaphorischen Äußerung, z. B. *Der Mond ist keine Zitrone*, nicht die wörtliche Bedeutung, sondern die intendierte spezifische Bedeutung dieser Metapher.“ (Kurz, G.: *Metapher, Allegorie, Symbol*. Göttingen 1997. S. 14. Zitiert nach Taureck, Bernhard H. F.: *Metaphern und Gleichnisse in der Philosophie*. Frankfurt a. M. 2004. S. 415.)

† Jemand kann sich weigern, diese Aussage als Metapher zu anerkennen, denn Nietzsche mag sich mit dem Ausdruck „Vertrag“ bloß auf Theorien des Gesellschaftsvertrags – etwa auf Rousseau – bezogen haben. Der Interpretierende wäre demnach nicht frei, weil er, um eine angemessene Interpretation zu vollbringen, aus der Metapher nur diejenigen Implikationen ziehen darf, die bereits Rousseau gezogen hat. Diese durchaus legitime Alternative müssen wir jedoch um unseres Beispiels willen in den Hintergrund treten lassen.

interpretieren, aber zur gesamten Bedeutung der zitierten Stelle steuern nur diejenigen Implikationen bei, welche im Gegensatz zu dem Begriff eines Versuches stehen. Daher haben wir ein vernünftiges Kriterium gewonnen, wie die Menge der Implikationen einzuschränken ist. Dieser Gedanke wird im weiteren fortentwickelt werden.



Bislang haben wir Blacks Bemerkungen über die Negation der Metapher in der Richtung ausgearbeitet, dass die Negation eine bestimmte (das Igel-Beispiel) oder eine unbestimmte (das Fuchs-Schwanz- oder das Vertrag-Beispiel) Interpretation begrenzt oder verneint.\* Kann man darüber hinaus auf die Idee, dass die Metapher als ganze verneint wird, setzen? Oder, näher am Wortlaut Blacks: Wie kann man Gründe [reasons] wider eine Metapher erheben, ohne eine bestimmte Interpretation im Sinn zu haben? Die logische Form solcher Negation wäre:

(62) Es ist nicht der Fall, dass A B ist. /  $\neg \{ Met ( A \Rightarrow B ) \}$ .

Versuchen wir es mit einem Beleg, der diese Form aufzuweisen scheint. Heinrich Heine schreibt in der Erzählung *Aus den Memoiren des Herren von Schnabelewopski*:

– nebenbei gesagt, „der Zahn der Zeit“ ist eine schlechte Metapher, denn sie ist so alt, daß sie gewiß keine Zähne mehr hat, nämlich die Zeit – <sup>62</sup>

Nebenbei gesagt – es handelt sich eher um eine Metonymie; denn als Zähne sind hier Folgen der Zeit bzw. des Alterungsprozesses gesehen: Man kann diese beispielsweise an Ruinen erblicken. Aber dieser Einspruch schadet unserem Beispiel nicht, also nehmen wir an, die Metapher lautet:

(63) Die Zeit hat Zähne.

Dann behauptet Heine:

(64) Die Zeit hat keine Zähne mehr.

Die Heine-Stelle erweist einen einzigartigen Humor, welcher daraus entspringt, dass aus der Metapher genau ihr Gegenteil folgt. Dessen Ableitung kann etwa so verlaufen:

- |   |                                      |
|---|--------------------------------------|
| (65) Die Zeit ist alt.                        | (eine übliche Ansicht über die Zeit) |
| (66) Die Zeit ist ein Mensch (ein Lebewesen). | (folgt aus der Metapher (63))        |
| (67) Die Zeit ist ein Greis.                  | (folgt aus (65) und (66))            |
| (68) Greise haben keine Zähne mehr.           | (eine übliche Greis-Eigenschaft)     |
| (64) Die Zeit hat keine Zähne mehr.           | (folgt aus (67) und (68))            |

Maßgeblich für unsere Überlegung ist die Folgerung (66) aus der Metapher (63). Ist die Behauptung (66) infolge der vorher geschilderten Interaktion eine Implikation der Metapher (63)? Diese Frage muss verneint werden, denn eine solche Behauptung kann zwar im Laufe der Interpretation vorkommen, aber dann bedarf sie als untergeordnete Metapher wiederum einer Interpretation, weil die Zeit kein Mensch ist. Die Behauptung (66) folgt jedoch aus (63), falls dieser Satz *wörtlich* genommen würde.

Davidson bringt ein anderes Beispiel dieser Art der Verneinung:

---

\* Als einschlägiges Beispiel dafür kann der Aufsatz „Gegen Interpretation“ von Susan Sontag dienen. Später schreibt sie nämlich: „Wie ja jedes Denken auch Interpretation ist, was nicht heißt, daß es nicht manchmal richtig ist, ‚gegen Interpretation‘ zu sein.“ (Sontag, Susan: *Aids und seine Metaphern*. In: dieselbe: *Krankheit als Metapher. Aids und seine Metaphern*. Frankfurt a. M.: Fischer, 2003. S. 79. Vgl. dazu Sontag, Susan: „Gegen Interpretation“. In: dieselbe: *Kunst und Antikunst. 24 literarische Analysen*. Frankfurt a. M.: Fischer, 1999. S. 11-22. [1964].)

Es ist nachgerade das gleiche Verfahren, durch das man den üblichen Effekt eines Vergleichs sabotieren kann, indem man ihn übertrieben ernst nimmt. So schreibt Woody Allen: „Der Prozeß, der in den folgenden Wochen stattfand, war wie ein Zirkus, obwohl es nicht ganz problemlos war, die Elefanten in den Gerichtssaal zu bringen.“<sup>63</sup>

Was ist aus diesen Beispielen zu entnehmen? Unsere Hypothese sei: Jeder Versuch, eine Metapher zu verneinen, ohne deren bestimmte Interpretation zu meinen, führt zur Verneinung deren wörtlicher Bedeutung oder einer Konsequenz der wörtlichen Bedeutung. Um eine bestimmte Interpretation zu verneinen, muss diese mit der Metapher entweder semantisch oder *ad hoc* verbunden sein. Jene Eventualität führt zu toten, diese zu bereits interpretierten Metaphern (wie das Igel-Beispiel).

Um den Abschnitt über Negation zu resümieren: Eine Metapher kann auf verschiedene Weise negiert werden, und der logische Unterschied zwischen diesen Negationsformen kann auf der sprachlichen Ebene verloren gehen. Die erste Möglichkeit ist von der Form:

(52)  $A$  ist nicht/kein  $B$ . /  $Met(A \Rightarrow \neg B)$ .

Hier ist die Negation ausschließlich auf das Prädikat  $B$  angewandt, und mit der metaphorischen Funktion begegnet sie sich nicht. Die zweite Möglichkeit ist, dass die Negation aus der Metapher ausgeklammert werden könnte, um nachfolgende Interpretation zu negieren:

(53) Es ist nicht so, dass  $A B$  ist. /  $non-Met(A \Rightarrow B)$ .

Die Interpretation muss jedoch durch den Kontext gegeben sein. Zustände kommen kann dies entweder durch bloße Anführung (das Igel-Beispiel) oder durch eine andere Metapher (das Fuchs-Schwanz-Beispiel). Endlich, die dritte Möglichkeit ist, keine bestimmte Interpretation anzugeben, was die Verneinung der wörtlichen Bedeutung der Metapher bedeutet:

(62) Es ist nicht der Fall, dass  $A B$  ist. /  $\neg\{Met(A \Rightarrow B)\}$ .

Letztlich mag es vorkommen, dass eine Negation die Metapher so verschleiert, dass gerade das wesentliche negative Moment der Metapher durch sie verloren ginge, was zur Folge hätte, dass die Metapher nicht erkennbar wäre. Denn Metaphern sind immer schon Negationen, und eine zusätzliche Negation vermöchte, das Metaphorische gemäß dem Gesetz der doppelten Negation  $non-non-p \equiv p$  aufzuheben. Dieses Gesetz sowie das *Tertium non datur* (entweder  $p$  oder  $non-p$ ) braucht gleichwohl in dem zweiten und dem dritten Falle der Verneinung der Metaphern nicht mehr zu gelten: „Zarathustra ist ein Igel“ bedeutet nicht „es ist nicht der Fall, dass Zarathustra kein Igel ist“; die Zeit hat Zähne und zugleich hat sie keine mehr, weil sie zu alt ist. Diese logischen Grundgesetze behalten aber ihre Geltung, denn sie sind auf Metaphern nicht anwendbar. Dies resultiert aus der konsequenten Auffassung der Metapher als token: Die beiden Vorkommnisse der Variable  $p$  in den Formulierungen der Gesetze stellen *verschiedene* Metaphern dar, die abweichend interpretiert werden können.

## 2.1.6 Auswertung der Interaktionstheorie

Wir haben den Versuch unternommen, die Interaktionstheorie so darzustellen, dass ihr möglichst viel Sinngehalt unterstellt wurde. Diese Darstellung dient dem Zweck, die Theorie gegen Davidsons beinahe absurde These, es gebe keine metaphorische Bedeutung, zu schützen. Zwei Punkte sehe ich, die an der Theorie für diesen Zweck von der größten Wichtigkeit sind: Ob Interpretationen des Sprechers und des Hörers übereinstimmen oder konvergieren müssen und ob eine bestimmte metaphorische Interpretation begrenzt ist und wie dies realiter zu erreichen ist. Der erstgenannte Punkt scheint Black nicht interessiert zu haben, denn hat er nicht ausdrücklich gesagt, ob er die

Idee der Übereinstimmung der Interpretationen preisgeben wollte.\* Den letztgenannten Punkt versuchte ich, im vorigen Absatz anhand der Bemerkungen Blacks auszuarbeiten. Beide Punkte berühren sich in folgender Frage: Drücken Metaphern Wahrheitswerte aus? Sollen die Interpretationen der Gesprächspartner übereinstimmen und begrenzt werden, dann kann durch eine solche Metapher ein Wahrheitswert kommuniziert werden. Dies, behaupte ich, ist einerseits nicht immer der Fall, aber geschieht andererseits häufig genug. Die nächstliegende Frage lautet nun: Können wir diese Fälle generell beschreiben? Mein Versuch, Metapher in den Kontext der Negation zu versetzen, geht in diese Richtung.

Blacks Nachfolger haben die Interaktionstheorie überwiegend anders weiterentwickelt oder andere Schwerpunkte gesetzt. In Folgendem sollen u. a. neuere Arbeiten von Josef Stern<sup>64</sup>, Elisabeth Camp<sup>65</sup> und teilweise auch Eckard Rolf<sup>66</sup> diskutiert und in gewissen Kontrast zu meiner Betrachtungsweise gesetzt werden.

Alle drei Autoren heben den Punkt hervor, den ich bereits in der „Einleitung“<sup>†</sup> erwähnt, aber nicht weiterentwickelt habe – nämlich die Einsicht, dass Implikationen des Sekundärsubjekts nicht wahr zu sein brauchen, oder vielmehr sie sich später als Irrtümer erwiesen dürfen, ohne die Metapher aufzuheben. Die Intuition dahinter ist am folgenden Gorilla-Beispiel sichtbar: Die Metapher

(69) Richard ist ein Gorilla

kann bedeuten, Richard sei grausam, tölpelhaft o. dgl., obwohl Gorillas in Wirklichkeit keinen dieser Züge besitzen. Black benutzt in seinem ersten Aufsatz „Die Metapher“ den Ausdruck „System mit einander assoziierter Gemeinplätze“<sup>67</sup> [system of associated commonplaces] anstelle des Ausdrucks „Implikationen“, obgleich dieser auch auftaucht. Eine spätere Textstelle erläutert den Begriff des Gemeinplatzes wie folgt:

In meiner früheren Arbeit habe ich vom „System assoziierter Gemeinplätze“ gesprochen (was Paul Ricoeur später zu scharfen kritischen Bemerkungen provoziert hat). Ich habe das so verstanden, daß der Sekundärgegenstand [Sekundärsubjekt] [...] die Klasse dessen determiniert, was Aristoteles *endoxa* nannte, nämlich die von den Mitgliedern einer bestimmten Sprachgemeinschaft geteilten gängigen Ansichten.<sup>68</sup>

Dieser Punkt, obzwar er nichtig scheinen mag, ist von Wichtigkeit, denn hier meinen viele Philosophen und mit ihnen anfänglich Black, das schöpferische Moment der Metapher zu finden. Die genannte Kritik Ricoeurs wendet sich scharf dagegen. Das Schöpferische liegt anderswo: in momentaner Interaktion der beiden Implikations-Komplexe. Black äußert sich dementsprechend, dass

das Entscheidende für die Wirksamkeit der Metapher nicht die Wahrheit der Gemeinplätze, sondern ihre Eignung zu einer leichten und freien Evokation ist.<sup>69</sup>

---

\* Diese Vermutung kann an folgender Textstelle belegt werden: „Ich habe aber auch nachdrücklich betont und möchte dies auch jetzt tun, daß ein Metaphernproduzent einen neuartigen, noch nicht abgedroschenen [„Implikations-Komplex“] einführen kann.“ (Black, Max: „Mehr über die Metapher“. S. 393.) Warum nur der Metaphernproduzent, also der Sprecher? Sollte die Idee der Übereinstimmung preisgegeben werden, muss ebenso der Hörer einen neuen Implikations-Komplex in Gebrauch nehmen dürfen. Die Textstelle kann jedoch auch so verstanden oder umgedeutet werden, dass der Ausdruck Metaphernproduzent den Sprecher sowie den Hörer einbezöge. Denn nähme man die Metapher streng als token, würde es bedeuten, dass jede Interpretation – ungeachtet ob vom Sprecher oder vom Hörer – Erschaffung einer Metapher ist. Dies wird aber Black wohl nicht gemeint haben. Ähnlich äußert sich E. Camp: „[Black] still seems to assume, though, that in such a case the system of implications will be explicitly constructed by an author in advance of the metaphor itself, and this need not be the case.“ (*Saying and Seeing-as: The Linguistic Uses and Cognitive Effects of Metaphor*. Kap. 3.5)

† Kap. 0.4.1, S. 30.

Das Schöpferische soll in der freien Evokation liegen, egal ob die Einsichten, die sie veranlasst haben, wahr oder nur für wahr gehalten sind. Deswegen habe ich (wie auch Black in seinen späteren Arbeiten) diesen Punkt nicht mehr thematisieren wollen.

Josef Stern schätzt die Idee Blacks, dass

the metaphorically relevant beliefs need not be true (e.g., when the system of commonplaces for 'whale' includes the belief that a whale is a fish), not to say necessary or analytic.<sup>70</sup>

Anschließend muss Stern enttäuscht werden, wenn Black diese Idee (wohl infolge der Kritik Ricœurs) preisgibt. Diese Enttäuschung glossiert Stern mit folgenden Worten:

[Black's] emphasis on beliefs to membership in the linguistic or speech community tends to blur the distinction he wishes to draw between meaning and belief.<sup>71</sup>

Nun scheint es, Stern wolle zwei Implikations-Komplexe des Sekundärsubjekts haben: einen aufgrund von Bedeutungen und einen anderen – sozusagen erweiterten – aufgrund (möglicherweise falscher) Ansichten über das Sekundärsubjekt.\* Überdies geht er noch weiter, indem er behauptet, jene Ansichten bräuchten sogar nicht für wahr gehalten zu werden. Dies ist ein typischer Zug seiner Theorie sowie der Theorie von Elisabeth Camp: Sie versuchen die Konstruktion der Implikations-Komplexe zu erweitern; sie finden sich weder mit dem Begriff der Implikation noch des Gemeinplatzes<sup>†</sup> ab und versuchen sie (vorzugsweise pragmatisch) zu bereichern oder zu verallgemeinern. Mir geht es dagegen darum, ausfindig zu machen, wie man den Implikations-Komplex beschränken kann. Stern führt an, Implikations-Komplexe (oder deren Verallgemeinerungen) könnten nicht nur pragmatisch, sondern auch (und das mit Recht) syntaktisch oder phonetisch bereichert werden: „from the syntax or sound of the words used.“<sup>72</sup> Die Theorien von Stern und Camp dienen hier nur als Beispiele, verwandte Tendenzen sind schon früher bei Eva Kittay<sup>73</sup> oder jüngst bei Anne Bezuidenhout<sup>74</sup> zu beobachten.

Meine Antwort ist im Grunde in Ricœurs Kritik an Black enthalten. Es ist eine Trivialität, dass unser Verständnis der Metapher (sowie der Sprache überhaupt) von Bedeutungen involvierter Wörter abhängig ist. Im Allgemeinen (und nicht nur im Falle der Metapher), verknüpfen der Sprecher sowie der Hörer mit den Wörtern Bedeutungen, die auf der einen Seite voneinander, auf der anderen Seite von der üblichen Sprachnorm abweichen können. Ungeachtet dessen, ob die Idee einer üblichen Sprachnorm einen Sinn hätte, schadete die letztgenannte Abweichung der Metapher nicht, denn ihre Implikations-Komplexe können aufgrund dieser abweichenden Bedeutungen – also stets analytisch – hervorgebracht werden. Die meisten Leute haben Gorillas nur im Zoo gesehen und dort die Erfahrung gemacht, sie sind grausam und tölpelhaft. Die Metapher (69) wird auch für einen Zoologen verständlich sein, obwohl er *weiß*, dass solche Ansichten über Gorillas nicht allgemein gelten. Dies bedeutet lediglich, dass mit dem Ausdruck „Gorilla“ verschiedene Bedeutungen verknüpft werden. Der Zoologe kennt sie alle, und daher versteht er die Metapher. Was ist nun der *richtige* Sprachgebrauch – der des Zoologen oder der eines Zoo-Besuchers? Ähnliches gilt für die Interpretation der Fuchs-Schwanz-Metapher (54)-(57), in der eher eine poetische als die zoologische Bedeutung des Wortes „Fuchs“ berücksichtigt werden muss.

Die erstgenannte Eventualität der Abweichungen zwischen den Gesprächspartnern ist komplizierter. Die Metapher eines Kant:

---

\* Im Grunde handelt sich um einen Versuch, die Implikationen in zwei Klassen zu spalten. Vgl. die Diskussion der Theorie von Merrie Bergmann am Ende des Abschnittes 2.1.4.

† E. Camp versteht ihre Theorie als Erweiterung der Interaktionstheorie, wenn sie sagt: „not just 'commonplaces', but other features as well, such as highly specific experientially represented properties and affective attitudes.“ (Camp, Elisabeth: *Saying and Seeing-as: The Linguistic Uses and Cognitive Effects of Metaphor*. Kap. 5.4.1)



## (70) Der despotische Staat ist eine Handmühle

wird – salopp gesagt – nur für diejenigen begreiflich, der die Bedeutung des Wortes „Handmühle“ kennt; sie würde noch durchsichtiger, wenn er wüsste, was jenes Wort am Ende des 18. Jahrhunderts bedeutete. Das Wort „Handmühle“ bezeichnete in Kants Zeiten eine Getreidemühle, heutzutage bezeichnet es ein Küchengerät. Damals waren Handmühlen durchaus weit verbreitete Werkzeuge und Mittel zur Ausbeutung armer Bauern, in unsrer Zeit sind sie harmlose Helfer der Frauen in der Küche oder gleichsam Raritäten in Antikshops. Vielleicht wird diese Metapher aufgrund der ehemaligen Bedeutung *resonanter* sein, aber auch ohne diese ältere Bedeutung auszuforschen, kann man die Stelle in der *Kritik der Urteilskraft* verstehen. Dies kann geschehen, ohne dass die Interpretationen Kants und die eines gegenwärtigen Lesers in allen ihren Implikationen übereinstimmen müssten. In 2.1.3 ist nur anhand des Begriffs der Implikation gezeigt worden, wie komplette Geschichten (Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*) und Mythen (der Labyrinth-Mythos) in die Interpretation der Metapher hineingezogen werden können. Die Frage, ob solche Geschichten oder Mythen wahr sind oder wie es sich *wirklich* ereignet hat, ist im Kontext der Interpretation nicht wichtig und ergibt so gut wie keinen Sinn. An diesen Überlegungen ist ferner die Tatsache interessant, dass eventuelle Bedeutungsabweichung zwischen den Gesprächspartnern den Ausgangspunkt von Davidsons positiver Theorie der uneigentlichen Sprache bildet.



Auch andere Charakteristika der Interaktionstheorie werden von den oben genannten Autoren zu würdigen gesucht. Vor allen ist zu erwähnen der systematische Charakter des Implikations-Komplexes des Sekundärsubjekts. Dies unterstreicht Black durch die Behauptung:

[Das Sekundärsubjekt] ist nicht als ein einzelnes Ding, sondern als ein System aufzufassen. [...] In der Retrospektive erscheint die beabsichtigte Betonung von *Systemen* statt „Dingen“ oder „Vorstellungen“ (wie bei Richards) als eine der Haupterrungenschaften der früheren Arbeit [sprich: „Die Metapher“].<sup>75</sup>

Es ist nicht ganz klar, was Black mit dieser Gegenüberstellung eines Dinges und eines Systems gemeint hat. Es bieten sich mehrere Varianten dessen, wie auf diese Idee einzugehen ist. Sie kann schlicht in die Richtung ausgedeutet werden, dass verschiedene Bedeutungen des Sekundärsubjekts nicht in einem Implikations-Komplex koexistieren dürfen. In der Interpretation der Fuchs- oder der Gorilla-Metapher muss man sich darüber im Klaren sein, welcher Begriff des Fuchses oder des Gorillas anzuwenden ist.

Alternativ ist jener systematische Charakter zu verstehen, dass der Implikations-Komplex keine Linear-, sondern eine Baumstruktur hat. Untergeordnete Metaphern bilden neue Interpretations-Bäume, die jedoch im Zusammenhang (also systematisch) mit vorangehender Interpretation stehen müssen. Dementsprechend ist die Metapher

## (55) Der Dichter hat seinen Schwanz verloren

aufgrund der Interpretation der übergeordneten Metapher

## (54) Der Dichter ist ein Fuchs.

zu interpretieren, wie in 2.1.5 demonstriert worden ist.



Im Abschnitt 2.1.4 ist der Punkt hervorgehoben worden, dass die Metapher Prioritäten oder relative Gewichte der Implikationen (des Primärsubjekts) ändern oder strukturieren kann. Stern diskutiert den Einwand, dies sei keine spezifische Beschaffenheit der Metapher, und solche Strukturierung könne auch von der eigentlichen Sprache ausgehen. Folglich unterscheidet sich die

Metapher in diesem Punkt nicht wesentlich von der eigentlichen Sprache. Sterns Beispiel<sup>76</sup> ist das folgende: Über einen ordentlichen, seriösen, aber distanzierten Nachbarn (namens Philby) ist herausgekommen, er sei ein Spion. Darauf folgend werden alle unseren Ansichten über Philby aus dieser neuen Sichtweise restrukturiert; sie werden nicht mehr als zufällige Eigenschaften eines Bürgers gesehen, sondern für die notwendige Tarnung seiner Tätigkeit gehalten.

Stern führt diese Geschichte eines Spions *en détail* aus, und im Grunde hat er Recht: Diese Strukturierung der Ansichten ist diejenige, die im Falle der Metapher stattfinden kann. Die Metapher kann sogar angegeben werden; sie heißt ganz offensichtlich:

(71) Philby ist ein Spion.

So formuliert, handelt es sich um keine Metapher. Aber gemäß der Russell'schen Theorie der Eigennamen, die in 1.1.1 diskutiert worden ist, repräsentiert der Eigenname Philby ein Bündel von Deskriptionen, die momentan relevant sind – in unserem Fall: ordentlich, seriös, distanziert. Demgemäß bedeutet der Satz (71) folgendes:

(72) Unser ordentlicher, seriöser und distanzierter Philby ist ein Spion.

So haben wir genau jene Metapher, welche die von Stern geschilderte Strukturierung der Ansichten auslösen kann. Es spielt eine untergeordnete Rolle, ob Philby wirklich ein Spion ist. Diese Beschuldigung mag falsch, eine bloße Vermutung oder ein Witz sein; sie weist das negative Moment auf, der für Metaphern wesentlich ist: Etwas wird als etwas anderes gesehen. Wir haben zuvor mit dem Namen Philby gewisse Ansichten verknüpft (oder sie strukturiert), die in der Metapher (71) relevant sind.\* Dies ist ganz analog der vorigen Diskussion; viele Leute verknüpfen mit Gorillas Ansichten, die zwar zoologisch falsch sind, aber in gewissen Metaphern wirksam sein können.<sup>†</sup>

Alle Einwände aus diesem Absatz lassen sich durch die These beantworten, es gebe keine bevorzugten oder normativen Bedeutungen, gemäß denen alle andere Bedeutungen als Abweichungen zu verstehen sind. Und folglich, die Idee einer Trennlinie zwischen analytischen (jederzeit wahren) Implikationen und bloßen (potenziell unwahren) Gemeinplätzen ist von unserer Lesart der Interaktionstheorie aus nicht fruchtbar.

## 2.2 DESTRUKTION DER METAPHORISCHEN BEDEUTUNG

Die Interaktionstheorie ist laut Davidson keineswegs zu verwerfen und er stimmt ihr größtenteils zu. Der bereits mehrfach erwähnte Streit berührt allein die Frage, was die Aufgabe der Methode der Interaktion ist: Ihm zufolge soll die Metapher mehr leisten, als ihr die Interaktionstheorie zuschreibt, und die zusätzliche Leistung sei anderer Art. Dass die Idee der metaphorischen Bedeutung, die der üblichen Bedeutung<sup>‡</sup> wesensgleich sein mag, in Zweifel gestellt werden muss, soll nicht heißen, die Metapher habe keine Bedeutung, sondern sie ist aufgrund des Konzepts der Bedeutung nicht genügend begreifbar, denn sie überschreitet jede übliche (oder der üblichen wesensgleiche) Bedeutung. Davidsons Vorhaben ist es, ein Bild zu schaffen, das der „Metapher nichts von ihrem Reiz nimmt, sondern sie interessanter erscheinen läßt“<sup>77</sup>. Dieses Vorhaben deutet bereits an, dass zum Gegenstand der Betrachtung echte, d. h. reiche und besonders poetische Metaphern werden.

---

\* Ein ähnliches Beispiel (auf das Stern hinweist) findet man in Davies, Martin: „Idiom and Metaphor.“ *Proceedings of the Aristotelian Society* 83, 1983. S. 67-85, bes. S. 75f. Meine Antwort auf Davies' Argumentation wäre dieselbe.

<sup>†</sup> Vgl. dazu die Fußnote ‡ auf S. 30.

<sup>‡</sup> Der Terminus „übliche Bedeutung“ ist freilich ambig und bedarf einer Klärung, denn Davidson erklärt nirgendwo genügend, eine wie geartete Bedeutungstheorie sich hinter ihm verbirgt. Vorübergehend kann jener Terminus im Sinne „lexikalisierte Bedeutung“ aufgefasst werden, ohne das Wesen der Bedeutung weiter thematisieren zu müssen.

Unsere Darstellung erfolgt in drei Schritten: Erstens sollen die Ergebnisse der Untersuchung der Interaktionstheorie aus dem vorigen Absatz an Davidsons Terminologie angepasst werden. Zweitens werden separate Argumente gegen die Idee der metaphorischen Bedeutung diskutiert, je nach dem, wie Ambiguitäten der Black'schen Theorie aufgelöst werden. Der dritte Schritt betrifft die positive Theorie, die sich aus der Dekonstruktion der metaphorischen Bedeutung entnehmen lässt.

### 2.2.1 Metapher als Kommunikation

Davidson formuliert seine Kritik in verschiedenen, teilweise unabhängigen Weisen, was uns ermöglicht, an verschiedene Ergebnisse der Behandlung der Interaktionstheorie anzuknüpfen. Die Hauptlinie seiner Behandlung besteht in der These, die Metapher habe zusätzlich zu ihrer wörtlichen Bedeutung keine weitere Bedeutung, die der wörtlichen wesensgleich ist. Aus dieser These lässt sich eine subordinative Konzeption ableiten, dass die Metapher nicht als Vehikel zur Mitteilung von Gedanken dient, oder anders gesagt, dass die Metapher nichts Wahres oder Falsches über die Welt aussagt. An anderer Stelle sagt jedoch Davidson:

hinter dieser Theorie [der metaphorischen Bedeutung] steht die – unabhängig davon formulierbare – These, wonach mit der Metapher ein bestimmter kognitiver Gehalt verknüpft ist, den der Autor mitteilen möchte und den der Interpret erfassen muß, um die Botschaft zu begreifen.<sup>78</sup>

Der Ausdruck „kognitiver Gehalt“ [cognitive content] ist salopp gebraucht, und Davidson hat kein Problem, ihn mit dem Ausdruck „Bedeutung“ gleichzusetzen. Denn vielmehr sollte der Akzent auf die Wörter „bestimmter“ und „mitteilen“ gesetzt werden. Ein paar Zeilen danach fasst er dies ganz knapp: „von endlicher Reichweite [scope] und propositionaler Beschaffenheit [nature]“<sup>79</sup>. Aus meiner Betrachtung der Interaktionstheorie ergeben sich hauptsächlich zwei problematische Punkte: (a) die Begrenztheit einer metaphorischen Interpretation und (b) die Übereinstimmung der Interpretationen des Sprechers und des Hörers. Wir wollen uns die Freiheit nehmen, diese Punkte mit Davidsons Formulierungen „bestimmter kognitiver Gehalt“ bzw. „von endlicher Reichweite“ (Punkt (a)) und „mitteilen“ resp. „propositionaler Beschaffenheit“ (Punkt (b)) gleichzustellen. Der kognitive Gehalt einer Metapher ist *bestimmt*, insofern die Menge ihrer Implikationen (in einem gegebenen Kontext) *begrenzt* ist. Und ähnlich, wäre eine Metapher von propositionaler Beschaffenheit, so drückte sie etwas über die Welt aus, das sich mitteilen lässt.

Einige Unterschiede müssen jedoch unterstrichen werden: Während bei unserer Betrachtung der Interaktionstheorie diese problematischen Bestimmungen offen bleiben sollten, hat Davidson sich bereits für eine Alternative entschieden: Metaphern sind unbegrenzt, und Interpretationen der Gesprächspartner müssen nicht unbedingt korrespondieren. Ferner können diese Punkte, wie im Weiteren, getrennt behandelt werden. Man kann nämlich an der Idee der Kommunikation festhalten und zugleich unbegrenzte Interpretationen zulassen. Die Gesprächspartner können sich bemühen, ihre Interpretation allemal weitgehend übereinstimmen zu lassen, obwohl sie sich der Tatsache bewusst sind, dass bloß eine partielle Übereinstimmung erreichbar ist. Daher kann von der Konvergenz anstatt der Übereinstimmung die Rede sein.

#### 2.2.1.1 Bedeutung und Gebrauch

Schließlich nimmt Davidson explizit die Differenz zwischen type und token an, die Black lediglich durch den Kontext bestimmt sein lassen wollte, und errichtet darauf eine der wichtigsten Voraussetzungen seiner Konzeption. Denn die These, eine Metapher als type habe keine Bedeutung, besagt nur, diese Metapher sei keine tote bzw. nicht lexikalisierbar. Das schließt nicht aus, dass die Bedeutung dieser Metapher nach dem Kontext zu variieren vermag. Demgegenüber ist die Ansicht, eine Metapher als token habe keine Bedeutung, eine viel stärkere Behauptung. Sie besagt, dass eine

konkrete metaphorische Interpretation durch keine Begriffe fassbar sei. Nun ist die erstgenannte These beinahe trivial, während die letztgenannte auf den ersten Hinblick äußerst kontrovers zu sein scheint. In Davidsons Worten heißt diese Differenz:

Ich stütze mich auf die Unterscheidung zwischen dem, was die Wörter *bedeuten* [mean], und dem, wozu sie *verwendet* [used] werden. Nach meiner Auffassung gehört die Metapher ausschließlich zum Bereich des Gebrauchs.<sup>80</sup>

Kurz zusammengefasst: die Metapher ist ausschließlich als token zu verstehen. Hingegen ist die wörtliche Bedeutung für Davidson nur als type denkbar, wie bereits in 2.1.1 vorausgeschickt. Konsequenterweise, hieße dies, über eine Metapher als type sei nichts Allgemeines auszusagen, was über ihre wörtliche Bedeutung hinausgeht. Diese Behauptung geht viel weiter als diejenige, dass die Metapher keine zweite, wesensgleiche Bedeutung habe, dann sie schließt aus, dass die Metapher durch irgendein allgemeines Konzept erklärt werden kann, gleichviel, ob es sich um ein wesensgleiches oder andersartiges\* Bedeutungskonzept, beziehungsweise um eine durchaus originelle Form der Erklärung handele. Wir wollen die zuletzt erwähnte Position zunächst einmal beiseite lassen, denn sie kennzeichnet genau die Lesart der Davidson'schen Theorie, die wir bei Richard Rorty finden; sie wird im Abschnitt 2.2.4.3 „Rortys Option“ erneut aufgenommen.



Die problematischen Ergebnisse der Untersuchung der Interaktionstheorie lassen sich also mit den Begriffspaaren „Begrenztheit“ – „Unbegrenztheit“ und „Konvergenz“ – „Divergenz“ ausdrücken. Alle diese Bestimmungen sind denkbar im Rahmen der intensionalen Funktion *Met*, die einer Metapher (token) ihre konkrete Interpretation (bzw. eine Menge von Implikationen) zuordnet. Aus der Voruntersuchung der Theorie Davidsons lassen sich vier Stellungnahmen im Hinblick auf die Idee der metaphorischen Bedeutung entnehmen:

- (A) Von der Metapher als *type* gilt, dass die wörtliche und die metaphorische Bedeutung wesensgleich sind.
- (B) Von der Metapher als *token* gilt, dass sie eine sekundäre Bedeutung hat, welche der primären wesensgleich ist. Sie kann nach dem Kontext variieren; denn ein anderer Kontext bedeutet, es ist eine andere Metapher. Es gibt Regeln (wie die Funktion *Met* oder die Searle'schen Prinzipien), gemäß denen diese Bedeutung zu konstruieren ist.
- (C) Wie der vorige Punkt, aber in einigen Fällen kann Metapher als *token* keine bestimmte Bedeutung haben (z. B. infolge der Tatsache, dass die Menge von Implikationen potenziell unendlich ist. Es gibt keine Regeln, welche (wie im vorigen Punkt) die Konstruktion der konkreten Bedeutung steuern.
- (D) Metapher als *type* hat keine der primären wesensgleiche oder andersartige Bedeutung oder sogar: Metapher als *type* sowie token ist durch kein allgemeines Konzept erklärbar.

Die These (A) gilt insbesondere für tote Metaphern. Die These (B) beschreibt die oben geschilderte Interaktionstheorie von Max Black. Davidsons Formulierungen sprechen auf den ersten Blick für die letztgenannte These (D). Nachdem er Metaphern mit Bildern verglichen hat, sagt er:

Worte sind nicht die richtige Münze, die man für ein Bild eintauscht.<sup>81</sup>

Diese These ist jedoch durchaus nicht unumstritten. Sicherlich gibt es echte, poetische Metaphern, die in kein Begriffsschema hineinpassen. Aber es gibt auch vitale Metaphern, die man aufgrund eines bestimmten Kontexts problemlos verstehen kann. Davidsons eigene Metapher „Worte haben

---

\* Her kann man z. B. die intensionale Funktion *Met* aus den vorigen Abschnitten 2.1.3-2.1.5 denken.

eine Oberfläche“ gehört in diese Klasse. Viele Jahre später hat Davidson seine Theorie wie folgt glossiert:

We may wish to use the word “meaning” for both the first meaning and what the metaphor carries us to, but only the first meaning has a systematic place in the language of the author.

[...]

In my essay “What Metaphors Mean” [...] I was foolishly stubborn about the word meaning when all I cared about was the primacy of first meaning.<sup>82</sup>

Der Ausdruck „first meaning“ ist als wörtliche Bedeutung zu verstehen. Dieses Geständnis führt uns zur Meinung, dass die Position Davidsons in der Tat der These (C) entspricht. Auch Argumente, die wir im nächsten Kapitel zu Wort kommen lassen, sind so aufgebaut, dass sie überwiegend zugunsten der These (C) und wider die These (B) sprechen.

## 2.2.2 Davidsons Gegenargumente

Davidson präsentiert eine ganze Reihe von Argumenten, die die Idee der metaphorischen Bedeutung in einer der dargestellten Varianten angreifen. Eines von diesen wurde bereits in 1.2.3 besprochen, denn das Beispiel des Saturnbewohners betrifft die Detektion der Metapher. Trotzdem wird eine weitere Klärung nicht ohne Interesse sein. Das Resultat war in Davidsons Worten: „die Gelegenheit, bei der die Metapher vorkommt, wäre demnach die Gelegenheit, bei der die neue Bedeutung gelernt wird.“<sup>83</sup> Wenn eine neue Bedeutung gelernt wird, dann wird der betreffende sprachliche Ausdruck mehrdeutig. Demgemäß wären Metapher und Mehrdeutigkeit voneinander nicht unterscheidbar aus Sicht des Hörers, der sich bemüht, die Sprache sich einzuprägen. Man kann sich nun entscheiden, mit Nelson Goodman die Metapher als eine Art der Mehrdeutigkeit zu betrachten, oder sie, wie Davidson lehrt, auseinander zu halten. In diesem Fall wird der Unterschied, um Davidsons zentrale Metapher zu gebrauchen, wohl nicht an der „Oberfläche“ der involvierten Wörter liegen, sondern er betrifft ihre Bedeutung. Denn er sagt:

Denn die Metapher *sagt* nur, was sich an ihrer Oberfläche [orig. „face“] zeigt – gewöhnlich etwas eklatant Falsches oder etwas absurd Wahres.<sup>84</sup>

Nehmen wir an, mit der Metapher „Oberfläche“ der Wörter wird die wörtliche Bedeutung gemeint. Wer eine Sprache erwirbt, muss anfangs alle Aussagen seines Lehrers für wahr halten. Denn er hat kein Kriterium, gemäß dem er ihre Wahrhaftigkeit prüfen kann. Erst später, wenn er sich die Sprache zureichend eingepägt hat, wird er imstande sein, die Metapher bis zu einem gewissen Grade zu erkennen oder anzunehmen. Dann kann er dies ebenso mit einer echten Metapher und einer toten Metapher tun, die zur Mehrdeutigkeit geworden ist.\* Im weiteren wollen wir zunächst zwei damit verwandte Argumente betrachten: Wenn Metaphern eine sekundäre Bedeutung hätten, so wären sie nicht von Mehrdeutigkeiten und toten Metaphern zu unterscheiden.

### 2.2.2.1 Argument 1: Mehrdeutigkeit

Die Auffassung der Metapher als eine Art der Mehrdeutigkeit ist in Davidsons Worten diese:

Vielleicht könnten wir die Metapher [...] als eine Art der Mehrdeutigkeit erklären: Es sei so, dass bestimmte Wörter im Kontext der Metapher entweder eine neue oder ihre ursprüngliche Bedeutung haben, und die Kraft der Metapher hänge von unserer Ungewißheit ab, indes wir zwischen den beiden Bedeutungen hin und her schwanken.

---

\* Diese Beobachtung ist im Grunde bei Eva Kittay zu finden. (Kittay, Eva F.: „Metaphor as Rearranging the Furniture of the Mind: A Reply to Donald Davidson’s »What Metaphors Mean«“. Bes. S. 93f.) Die Autorin betont, dass vielen psychologischen Studien zufolge kleine Kinder unter dem Alter von sechs Jahren große Schwierigkeiten haben, neuartige Metaphern zu verstehen.

Das Gegenargument lautet:

Es ist schwer zu erkennen, inwiefern diese Theorie richtig sein kann. Dann die in dem Wort enthaltene Mehrdeutigkeit ist, sofern vorhanden, darauf zurückzuführen, dass es in gewöhnlichen Kontexten *eines* bedeutet und im metaphorischen Kontext *etwas anderes*; doch im metaphorischen Kontext sind wir nicht unbedingt unschlüssig hinsichtlich der Bedeutung des Wortes. Wenn wir tatsächlich zögern, geht es gewöhnlich darum, zu entscheiden, welche von mehreren metaphorischen Interpretationen wir akzeptieren sollen; darüber, daß das, was wir vor uns haben, eine Metapher ist, geraten wir nur selten in Zweifel. [...] Die Metapher kann ihre Wirkung darum nicht einer solchen Art von Mehrdeutigkeit verdanken.<sup>85</sup>

Es muss zuerst klar werden, dass die in dem ersten Zitat geschilderte Theorie eine Theorie der metaphorischen Bedeutung ist. Sie wird am ehesten der These (A) entsprechen. Wenn dieses Argument Gewicht haben soll, muss es auch Theorien nach der These (B) einschließen. Das Argumentationsgerüst kann folgendermaßen dargestellt werden: Metaphern haben eine sekundäre Bedeutung, und ihre Wirkung entspringt aus unserer Unschlüssigkeit zwischen der ursprünglichen und der neuen Bedeutung. Diese Unschlüssigkeit kommt aber meistens bei Metaphern nicht vor. Also ist diese Mehrdeutigkeit für die Metapher nicht wesentlich, und ihre Wirkung liegt woanders.

Dieses Argument scheint ganz durchsichtig zu sein, denn die meisten Metaphern, die im Kapitel 1 betrachtet worden sind, stellen offensichtliche Wahrheiten oder Unwahrheiten dar. Wenn man eine evidente Unwahrheit als Metapher erkennt und annimmt, wird die Unschlüssigkeit dieser Art aufgehoben. Metaphernfälle wie „Rio ist kalt“, in denen diese Unschlüssigkeit überdauert, wurden in 1.2.2.1 diskutiert und für tote Metaphern erklärt. Infolgedessen wird der Anschein geweckt, dass niemand eine solche Position vertreten kann, obwohl Davidson sie Nelson Goodman zuschreibt. Doch kann man sich auf die Intuition berufen, die eine solche Theorie zu erwecken vermöchte. In dem Gedicht „O Nacht ...“ von Christian Morgenstern wird die Nacht metaphorisch als Brunnen angesprochen:

*O Nacht ...*

*O Nacht, du Sternensbrunnen,  
ich bade Leib und Geist  
in deinen tausend Sonnen –*

*O Nacht, die mich umfließt  
mit Offenbarungswonnen,  
ergib mir, was du weißt!*

*O Nacht, du tiefer Brunnen ...<sup>86</sup>*

Die prädikative Form

(73) Die Nacht ist ein Brunnen.

ist in ihrer wörtlichen Bedeutung falsch, und der Leser ist veranlasst, sie irgendwie anders zu verstehen. Nun könnte man sagen, man müsse die Nacht als beides, einerseits als Brunnen und andererseits weiterhin als Nacht ansehen. Nur solange diese beiden Sichtweisen erhalten bleiben, ist die poetische Pracht dieses Gedichts zu genießen. Kann eine solche Intuition die Theorie rechtfertigen, dass das Wesentliche in der Metapher die Doppeldeutigkeit zwischen der wörtlichen und metaphorischen Bedeutung sei? Wie wären demnach die zwei Bedeutungen zu bestimmen? Dieser Intuition folgend, behält das Wort „Brunnen“ seine wörtliche Bedeutung bei und bekommt zusätz-

lich eine metaphorische Bedeutung, die auch das Bedeutungsspektrum von „Nacht“ zu erweitern vermag. Wenn wir diese Bedeutungen in die Form (73) einsetzen, ergibt sich:

(74) Die Nacht ist ein Brunnen.

(75) Die Nacht ist die Nacht.

Einer der Sätze ist offensichtlich falsch, und der andere stellt hingegen eine Tautologie dar. Wenn schon wir diese Theorie schon annähmen, so müssen die Bedeutungen dieser Sätze erklärt werden, womit wir wiederum am Anfang stünden. Damit ist zur Genüge bewiesen, dass diese Unschlüssigkeit für Metaphern nicht wesentlich ist.



Im nächsten Schritt wollen wir dieses Argument auswerten. Die Schlüsselfrage lautet: Handelt es sich um ein Argument gegen die Theorien der metaphorischen Bedeutung der Form (A) und (B)? Diese Frage muss verneint werden, denn es geht lediglich um ein Argument gegen eine spezifische Subklasse dieser Theorien, nämlich gegen diejenigen, die eine wesentliche Unschlüssigkeit zwischen den zwei Bedeutungen hervorheben. Andere Theorien der metaphorischen Bedeutung, z. B. die Interaktionstheorie Max Blacks, werden durch dieses Argument nicht betroffen. Dieses ist folglich korrekt, beweist aber nicht viel.

### 2.2.2.2 Argument 2: Erweiterung der Extension

Um die Theorie seiner Opponenten stärker zu machen, durchdenkt Davidson noch eine vernünftige Modifikation der Theorie der Mehrdeutigkeit:

Eine einleuchtende Modifikation dieses Vorschlags wäre die, das Schlüsselwort (bzw. Schlüsselwörter) einer Metapher so aufzufassen, als hätten sie zwei verschiedene Arten von Bedeutungen zugleich, eine buchstäbliche und eine bildliche Bedeutung. Die buchstäbliche Bedeutung wollen wir uns als latent vorstellen [...], ohne in diesem Kontext eine eigentliche Funktion zu haben, während die wirkliche Aufgabe von der bildlichen Bedeutung erfüllt wird. Und schließlich muß es eine Regel geben, die die beiden Bedeutungen verbindet [...].<sup>87</sup>

Bis nun wird in dem eingeführten Zitat die Theorie (B) geschildert, wobei die erforderliche Regel der intensionalen Funktion *Met* entsprechen könnte. Worin bestünde nun die Mehrdeutigkeit? In Einklag mit seiner extensionalen Auffassung der Bedeutung weigert sich Davidson, diese Regel als metaphorische Bedeutung in Betracht zu ziehen. Infolgedessen ist er genötigt, diese Regel genau anzugeben und als mögliche metaphorische Bedeutung das Ergebnis der intensionalen Funktion zu diskutieren. Die genauere Bestimmung der Regel ist diese:

Die Regel besagt – zumindest in bezug auf viele typische Beispiele für Metaphern –, daß das Wort in seiner metaphorischen Rolle auf alles zutrifft, worauf es in seiner buchstäblichen Rolle zutrifft, und außerdem noch einiges andere.<sup>88</sup>

Diese Regel besagt, die Extension\* des im metaphorischen Kontext benutzten Ausdrucks werde erweitert, damit die offenbare Unwahrheit der metaphorischen Aussage eliminiert wird. In unserem Beispiele hieße es, dass die Extension des Wortes „Brunnen“ um die Nacht erweitert wird. Der Satz (73) bekäme folgende metaphorische Bedeutung:

(76) Die Nacht ist ein Brunnen<sup>ext</sup>.

Das Wort „Brunnen<sup>ext</sup>“ bedeutet in diesem Kontext soviel wie „Brunnen oder Nacht“. Dieser Satz bedeutet somit:

---

\* „Extension“ heißt hier so viel wie „Menge von Bezugsgegenständen“. Vgl. dazu den Abschnitt 0.5.4 „Über Sinn und Bedeutung“ revidiert.

(77) Die Nacht ist ein Brunnen oder eine Nacht.

Die Unwahrheit des Satzes (73) ist damit zwar eliminiert worden, aber um den Preis, sie in eine offenbare Wahrheit verwandelt zu werden. Davidson bringt noch ein Beispiel:

(78) Tolstoi sei ein „moralisierendes großes Kind“ gewesen.

Eine natürliche Erklärung dieser Aussage ist die, dass Tolstoi als erwachsener Mann irgendeine gemeinsame Eigenschaft mit Kindern gehabt habe. Jede vernünftige Theorie der Metapher muss dieser Intuition Genüge tun. Bloße Erweiterung der Extension des Wortes „Kind“ räumt nicht nur die Unwahrheit dieser Metapher, sondern auch die Metapher selbst aus. Damit wird eine solche Theorie zur Karikatur.\* Die kritisierte Theorie ist so schwach dargestellt, dass kein vernünftiger Mensch sie vertreten könnte. Die Beschränkung der Regel nur auf die Erweiterung der Extension lässt den Verdacht der Willkür entstehen. Es sei darauf hingewiesen, dass bei Black die Erweiterung nur eine Art der Interaktion ist. Die nachfolgende Argumentation dient dem Zweck zu zeigen, dass die Annahme einer solchen Regel den wesentlichen Zug der Metapher nicht erfasst. Es handelt sich daher um kein Argument gegen jede andere Theorie der metaphorischen Bedeutung der Form (B). Davidson insistiert nämlich auf seiner extensionalistischen Auffassung der Bedeutung, und wenn er schon über eine Regel spricht, die einen Anschein von etwas Intensionalem hervorrufen könnte, betrachtet er lediglich das Resultat einer solchen Regel, womit die ganze Struktur verloren geht. Diese Neigung wird im nächsten Abschnitt deutlicher artikuliert.

### 2.2.2.3 Argument 3: tote Metaphern

Dieses Argument knüpft an den Gedankengang der vorigen Abschnitte an. Es muss nochmal<sup>†</sup> ausgesprochen werden, was den Unterschied zwischen toten und lebendigen Metaphern ausmacht: Tote Metaphern sind keine Metaphern mehr, und dies aufgrund der Tatsache, dass sie lexikalisiert sind oder sein können, d. h. sie haben eine sekundäre Bedeutung erworben, die in ein Wörterbuch eingetragen werden kann. Eine tote Metapher lässt jedoch stets erkennen, dass sie einmal eine lebendige Metapher gewesen oder aus einer solchen Metapher entstanden ist. Diese Beziehung ist für das Argument grundlegend. Es besagt im Kern:

Wäre bei der Metapher – wie bei der Mehrdeutigkeit – eine zweite Bedeutung im Spiel, könnten wir damit rechnen, imstande zu sein, die spezielle Bedeutung eines Wortes in metaphorischer Umgebung anzugeben, wenn wir warten, bis die Metapher stirbt. Die bildliche Bedeutung der lebendigen Metapher sollte in der buchstäblichen Bedeutung der toten Metapher unsterblich werden. Diese Idee [...] scheint offensichtlich verfehlt zu sein.<sup>89</sup>

In dem ersten Satz ist eine Auffassung der Metapher formuliert, die daraufhin *ad absurdum* geführt wird. Aber diese Auffassung, dass die (lebendige) Metapher die Mehrdeutigkeit aufweise, die sich zwischen der wörtlichen und metaphorischen Bedeutung abspielt, ist schon in vorigen Abschnitten zurückgewiesen worden. Das Argument ist sogar schwächer als die zwei vorangehenden. Denn in diesem Fall wird die Metapher als *type* vorausgesetzt, sonst könnte man nicht warten, bis sie stirbt. Die Theorie, die mit dem Argument widerlegt werden soll, ist die, dass die Metapher als *type* keine sekundäre Bedeutung hat. Diese Bedeutung soll während des Ablebens der Metapher immer die gleiche sein, sonst ergäbe das Argument keinen Sinn. Daraus folgt, dass dieses Argument einzig und allein gegen unsere Theorie (A) gerichtet ist.

---

\* Zu einem ähnlichen Schluss sind desgleichen Max Black („How Metaphors Work: A Reply to Donald Davidson“, S. 191) und Eva Kittay („Metaphor as Rearranging the Furniture of the Mind: A Reply to Donald Davidson's »What Metaphors Mean«“, S. 89) gekommen.

<sup>†</sup> Vgl. hierzu 0.1 und den abschließenden Absatz des Abschnitts 0.5.3.



Warum sollen wir uns mit dem Argument weiter beschäftigen? Es wird von Nutzen sein, an der Analyse des Arguments herauszuarbeiten, was den Unterschied zwischen toten und lebendigen Metaphern ausmacht. Davidson stellt die Frage, warum lassen sich lebendige Metaphern nicht lexikalisieren?

Wenn die Wörter in der Metapher eine verschlüsselte Bedeutung tragen, wie ist dann möglich, dass diese Bedeutung verschieden ist von der, die dieselben Wörter in dem Fall tragen, in dem die Metapher *stirbt* [...]?<sup>90</sup>

Eine erste nahe liegende Antwort ist, die Bedeutung einer lebendigen Metapher sei nicht konstant und hänge vom Kontext, vom Gebrauch der Metapher ab. Auf diese Art hätten Max Black oder John Searle argumentieren können, deren Theorien sich unter die These (B) einordnen lassen. Die Metapher „das Leben ist ein Labyrinth“ mag in einem bestimmten Kontext nur soviel bedeuten wie „das Leben ist kompliziert“. Aber diese Paraphrase schöpft sie keineswegs aus. In anderen Kontexten könnte sie über mancherlei weiterer Bedeutungen verfügen, wie in 2.1.3 vorgeführt worden ist.

Eine andere Antwort wäre die von Davidson, nämlich dass die Metapher keine Bedeutung habe. Sie hat aber den Nachteil, dass hierauf nicht zu erklären ist, wie tote Metaphern zu entstehen vermögen. Solange sie lebendig sind, haben sie keine Bedeutung, und dann sterben sie plötzlich und werden lexikalisiert. Woher stammt diese lexikalische Bedeutung, oder wie ist sie infolge der voraufgehenden Metaphern zu Stande gekommen? Diese Fragen sind aufgrund der Position von Davidson nicht zu beantworten. Der ersten Antwort folgend, könnte man hingegen das Sterben einer Metapher so schildern, dass die Variabilität der Bedeutungen sich verringert und auf eine einzige schrumpft.

Der Unterschied zwischen toten und lebendigen Metaphern ist aber somit noch nicht ausgearbeitet. Zuerst einige Beobachtungen: Die lebendigen Metaphern weisen im Gegensatz zu den toten ein negatives Moment\* auf, aufgrund dessen sie sich erkennen lassen. Vielleicht lässt uns die lebendige Metapher Ähnlichkeiten erblicken, die die wörtliche Bedeutung nach ihrem Tode ersetzt. Diesen Punkt will Davidson hervorheben:

Once upon a time, I suppose, rivers and bottles did not, as they do now, literally have mouths. [...] [W]hen 'mouth' applied only metaphorically to bottles, the application made the hearer *notice* a likeness between animal and bottle openings. [...] Once one has the present use of the word, with literal application to bottles, there is nothing left to notice. There is no similarity to seek because it consists simply in being referred to by the same word.<sup>91</sup>

Die tote Metapher von „mouth“ kann nicht wortwörtlich ins Deutsche übertragen werden.<sup>†</sup> Dennoch benutzt man das Wort „Mund“ gelegentlich auch für den Eingang eines Kraters oder eines Schachtes oder sogar in einer Verbindung wie „Muttermund“. Die Formulierung von Davidson ist jedoch unglücklich, denn sie kann den Anschein erwecken, als ob die Ähnlichkeit zwischen dem Mund eines Lebewesens und dem Eingang eines Schachtes (bzw. der Mündung eines Flusses) nicht mehr vorhanden wäre.\* Es verhält sich vielmehr so, dass wir der Ähnlichkeit nicht mehr bewusst sein müssen, um die tote Metapher zu verstehen. Die Ähnlichkeit ist weiterhin

\* Sei es eine evidente Unwahrheit oder ein Mangel an kontextueller Relevanz. Dies ist in der These (N) im Abschnitt 1.2.2.1 formuliert worden.

† Das Deutsche kennt allerdings das Substantiv „Mündung“ in ungefähr gleicher wörtlicher Bedeutung. (Die sonst zitierte deutsche Übersetzung bedient sich des Beispielwortes „Linse“, das ursprünglich nur eine Art Hülsenfrüchte bedeutete und später auf die Bestandteile von optischen Geräten und Augen übertragen wurde. Vgl. Davidson, Donald: WMB. S. 58f.)

\* Die deutsche Übersetzung des letzten Satzes beginnt mit: „Es ist keine Ähnlichkeit vorhanden, nach der ...“ (Davidson, Donald: WMB. S. 59.)

vorhanden, und wenn wir sie erneut ans Licht bringen, sind wir im Stande, das Wort von einer bloßen Mehrdeutigkeit zu unterscheiden. Im Falle der lebendigen Metapher müssen wir erst herausfinden, worin die Ähnlichkeit besteht.

Das Nämliche gilt auch für Idiome wie z. B. „Sackgasse“ bzw. „Stichstraße“. \* Falls jemand (wie ich dereinst) die Bedeutung des Wortes nicht konnte, kann er nach dem suchen, was Gassen und Säcke gemeinsam haben können, um die Bedeutung doch zu begreifen. In anderen Sprachen kann dieses Idiom anders zusammengestellt sein. Im Englischen gibt es „dead-end street“ oder „blind alley“, im Italienischen „vicolo cieco“ – d. h. etwa „Gasse mit totem Ende“ und „blinde Gasse“. Auch in diesen Fällen ist spürbar, wie die Verbindungen zu Stande gekommen sein könnten. Deren Lexikalisierung hat die Suche unnötig gemacht, denn sie stehen einfach im Wörterbuch. Heißt dies nun, dass Idiome wie „Sackgasse“ eine lexikalisierte und eine latente metaphorische Bedeutung haben? Mehr Licht wird darauf die nachfolgende Untersuchung werfen.

Der entgegengesetzte Prozess ist ebenfalls möglich: Tote Metaphern können benutzt, empfunden und verstanden werden, als ob sie noch lebendig wären.<sup>†</sup> Beispielsweise die folgende Xenie „Tote Sprachen“ von Schiller und Goethe ist ein solcher Fall:

*Tote Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar,  
Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt!<sup>92</sup>*

In Schillers Zeiten ist die Anwendung des Wortes „tot“ bzw. „lebend“ auf Sprachen bereits eine tote Metapher gewesen; niemand wird sich über die an dieser Stelle gemeinten Sprachen geirrt haben. Die Xenie deutet jedoch an – insofern ich sie verstanden habe –, dass mindestens ein Teil unserer heutigen bzw. der damaligen lebendigen Sprache *lebt*. Dies ist die Wiedererweckung der toten Metapher „lebendige Sprache“. Der Leser ist nun veranlasst, nach Ähnlichkeiten zwischen gesprochenen Sprachen und Lebewesen zu suchen. Diese Ansicht von Sprachen war zu einer Zeit, als weitläufige sprachhistorische und etymologische Studien in Angriff genommen wurden, höchst aktuell. Als Beispiel diene Wilhelm von Humboldts zentrale Metapher der Sprache als eines Organismus.<sup>‡</sup> Andere Beispiele sind leicht zu finden. Die Ausdrücke „tote Metapher“ und „lebendige Metapher“ sind übrigens selbst tote Metaphern und können auf ähnliche Weise erweckt werden.

Was haben wir für unsere Betrachtung dieses Argumentes gewonnen? Der Unterschied zwischen lebendigen und toten Metaphern liegt nicht in ihrem Bezugsgegenstand, sondern in der Weise, wie man zu ihm gelangt. Einmal ist dieser Weg dem Hörer überlassen, ein andermal ist er durchs Lexikon vorgegeben. Es ist dies genau der Unterschied zwischen einer Metapher und einer neuen Bedeutung (ähnlich wie bei dem Beispiel des Saturnbewohners) oder zwischen einer Metapher und einer Erweiterung der Extension (wie im vorigen Abschnitt).

---

\* Auch diese Idiome können anschließend metaphorisch gebraucht werden. Das Wort „Sackgasse“ bedeuten weiterhin „Notlage“ oder „Bedrängnis“. Dies sind aber bereits tote metaphorische Bedeutungen des Idioms. Für das Beispiel sind diese sekundäre Bedeutungen nicht wesentlich, obgleich mit deren Hilfe ähnlicherweise argumentiert werden kann.

<sup>†</sup> Dieser Gedanke ist auch bei Marga Reimer zu finden. Sie argumentiert zugunsten von Davidson und zieht den Schluss, dass die *intimation* von lebendigen Metaphern von einer anderen Art sein muss als Bedeutung von toten Metaphern. Vgl. Reimer, Marga: „Davidson on Metaphor“. *Midwest Studies in Philosophy* 25, 2001. S. 142-155. Bes. SS. 149f. u. 153.

<sup>‡</sup> Um die Xenie besser verstehen zu können, sind einige ergänzende Hinweise nützlich. Humboldt spricht über „den Organismus der Sprachen“, der allen Sprachen gemeinsam ist, an anderen Stellen über einen „kunstvolleren Organismus“ oder den „grammatischen Organismus in der menschlichen Sprache“. (Vgl. Humboldt, Wilhelm von: „Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues“. In: *Werke in fünf Bänden*. Darmstadt 1963. Bd. 3. Zit. Stellen SS. 155 und 333f.)

Die Konklusion, dass die sekundäre Bedeutung von einer anderen Art sein muss, stellt ein gewichtiges Argument gegen die Theorie (B) dar, gemäß der die Metapher eine sekundäre – variable aber immerhin wesensgleiche – Bedeutung hat. Die Variabilität der Bedeutung spielt in dem letzten Beispiel keine wesentliche Rolle. Diese Konklusion ist jedoch ausdrücklich weder bei Davidson noch bei Black zu finden.

#### 2.2.2.4 Argument 4: Neuheit

Davidson hat richtig bemerkt, eine genuine Metapher könne abermalig benutzt werden. Somit wird ihre essenzielle Wirkung wohl nicht in einem Überraschungsmoment liegen:

Es geht hier nicht um Neuheit. Ein Wort, das einmal als Metapher aufgefasst worden ist, bleibt eine Metapher, auch wenn man es zum hundertsten Mal hört, während man ein Wort in einer neuen buchstäblichen Rolle, schon wenn man zum ersten Mal auf es stößt, ohne weiteres als solches erkennen kann. Was wir bei einer Metapher das Element des Neuen oder der Überraschung nennen, ist ein eingebautes ästhetisches Merkmal, das wir immer wieder erleben können [...].<sup>93</sup>

Davidson behauptet auch, ein Wort könne in einer neuen Rolle benutzt werden, ohne zugleich eine Metapher zu sein. Es ist der bereits von Black diskutierte Fall der *Katachresis*, d. h. eine Lücke im Lexikon kann durch den Gebrauch eines älteren Wortes überwunden werden. Das Wort bekommt eine zusätzliche Bedeutung und wird mehrdeutig. Für Davidson heißt es also: Ein Wort ist braucht in einer neuen Rolle entweder als Katachresis oder als Metapher. Die Katachresis, sofern sie erfolgreich ist, führt zur Bereicherung eines Idiolekts oder sogar eines Soziolekts. Eine reiche Katachresis ist nicht zu wiederholen, denn die Lücke gibt es nicht mehr. Eine erfolgreiche, gelungene Metapher kann hingegen mehrfach gelesen oder gehört werden. Ich will an einem Beispiel zeigen, dass die Trennlinie zwischen der Metapher und der Katachresis auch anders gezogen werden kann.

In unserem Beispiel schmiedet ein Schmied einen bizarren Hammer und ruft aus, er sei ein Tukan – es handelt sich um einen klaren Fall der Katachresis. Der Schmied hat sein Erzeugnis so genannt, weil entweder das neue Werkzeug eine augenfällige Ähnlichkeit mit dem Schnabel dieses Vogels aufweist, oder sein Amboss vor kurzem beim Schmieden dieses Hammers wie ein Tukan geschallt hat. Der so gestaltete Hammer mag weiterhin „Tukan“ heißen und das Wort in den Soziolekt übergehen. In dem ersten Fall wird das Wort zur toten Metapher, weil die Ähnlichkeit vorhanden ist, in dem zweiten Fall wird es zu bloßer Mehrdeutigkeit, deren Entstehung nur kausal zu erklären ist. In Davidsons Auffassung geht diese Differenz verloren. Die Katachresis und die Metapher können jedoch koinzidieren.\* Ob dies ein Argument für oder gegen die metaphorische Bedeutung ist, wird am Ende dieser Abschnittes erwogen.

In einer genuine Metapher muss eine innere Eigenschaft beharren, die gewährleistet, dass sie wiederholt die Rolle einer Metapher spielen kann. Die Wiederholung oder ein wiederholtes Anhören einer Metapher ist wohl so gemeint, dass der Hörer sich immer wieder auf einer Metapher als token mit sämtlichem Kontext bezieht. Ich kann das Gedicht „O Nacht ...“ tausend Mal lesen oder es in Gedanken vergegenwärtigen und immer wieder neue Zusammenhänge zwischen der Nacht und einem Brunnen finden. Oder ein Beispiel aus einem durchaus anderen Gebiet: Ich kann

---

\* Es ist dies genau der Fall der Metaphern in der Wissenschaft. Quine bringt ein vielleicht etwas komplizierteres Beispiel: „The molecular theory of gases emerged as an ingenious metaphor: a gas was likened to a vast swarm of absurdly small bodies. So pat was the metaphor that it was declared literally true and thus became straightway a dead metaphor; the fancied miniature bodies were declared real, and the term 'body' was extended to cover them all.“ (Quine, Willard V. O.: „A Postscript on Metaphor“. In: Sacks, Sheldon (Hrsg.): *On Metaphor*. Chicago 1978. S. 159.)

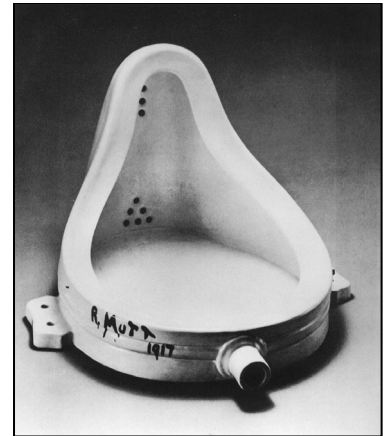
Marcel Duchamps Readymade „Brunnen“ (siehe Abb. 194) immer erneut betrachten und darüber nachgrübeln, warum der Künstler diese Bezeichnung gewählt hat.\*

Die Konstatierung, die Metapher habe ein eingebautes ästhetisches Merkmal, das wir immer wieder erleben können, ist lediglich eine Beobachtung aus unserer Erfahrung mit poetischen Texten. Ich würde vielleicht das Attribut „ästhetisch“ nicht betonen, denn hier geht es eher um die Sprachphilosophie, nicht um die Ästhetik; aber die Überlegung kann ebenso auf der Sprachebene geführt werden.† Hätte die Metapher irgendeine sekundäre Bedeutung, so müsste sie dieses Merkmal berücksichtigen.

Die Auffassung der metaphorischen Bedeutung nach der These (B) besagt, die Metapher habe eine sekundäre Bedeutung, die nach dem Kontext variieren kann. In diesem Argument geht es eigens darum, dass der Leser sich mehrmals auf eine bestimmte Metapher samt dem Kontext bezieht. Demzufolge ist die metaphorische Bedeutung immer dieselbe. Die Theorie (B) ist also nicht im Stande, dieses Merkmal der Metapher zu erklären.

Prüfen wir nun die These (D). Wäre das Konzept der Bedeutung gänzlich abzulehnen, so verlieren wir jegliche Möglichkeit, wie die zwei Fälle in dem Beispiel vom Schmied voneinander zu unterscheiden sind.

Eine andere Option: Wenn die Metapher den Leser auf etwas – etwa neue Ähnlichkeiten – aufmerksam machen sollte, worin wird dann das Moment der Überraschung liegen? Ein gangbarer Ausweg könnte in der Tatsache bestehen, dass das, worauf die Metapher zeigen soll, unbegrenzt sein muss. Zwei Dinge können in abertausenden Hinsichten miteinander ähnlich sein. Diese Überlegung führt zu einer Auffassung von metaphorischer Bedeutung, die nebst anderem von dem Leser, von einer künftigen Lektüre oder von der Interpretation abhängig ist. Dies ist genau die Auffassung der metaphorischen Bedeutung, welche die These (C) erfüllt.



[ Abb. 194 ]

### 2.2.2.5 Argument 5: Metapher und Vergleich

Dieses Argument (wie viele Argumente Davidsons) ist zwifach. Die Metapher und der Vergleich werden zugleich gegenüber- und nebeneinandergestellt. Die Gegenüberstellung erfolgt in dem Versuch, die Metapher durch den Vergleich zu erklären. Ihre sekundäre Bedeutung soll als eine Art des Vergleichs betrachtet werden. In der Nebeneinanderstellung der beiden lautet die Argumentation folgendermaßen: Wenn Vergleiche keine sekundäre Bedeutung haben oder zu haben brauchen, so verhält es sich mit Metaphern entsprechend.

Wenn dieses Argument überhaupt etwas erklären soll, muss klar gemacht werden, welche Art von Figur der Vergleich ist. Aristoteles sah keinen großen Unterschied zwischen den beiden Figuren.‡ Den antiken Theorien zufolge kann der Vergleich einerseits als eine genauso reiche Figur wie die Metapher verstanden werden. Viele Beispiele sprechen dafür, wie etwa das schon angedeutete Löwe-Beispiel des Aristoteles oder folgender Ausruf von Shakespeares Goneril:

(79) Alte Narren sind wieder *wie* kleine Kinder.

Selbst Davidson gibt zu, dieser Vergleich ist eher als Metapher zu verstehen:

\* Explizit lautet die Metapher: Das umgekehrte Urinal ist ein Brunnen.

† Indessen ist die traditionelle Sprachphilosophie noch des 18. und 19. Jahrhunderts zu weiten Teilen aus der Ästhetik hervorgegangen.

‡ Vgl. dazu den Abschnitt 0.3.1 „Theorien der Antike“ und besonders das Zitat aus der *Rhetorik* des Aristoteles dortselbst.

(80) Alte Narren sind wieder kleine Kinder.\*

Andererseits ermangelt der Vergleich des mehrfach betonten negativen Moments, und auch dieses Problem war bereits der Antike bekannt. Der Vergleich mag demzufolge als eine beinahe triviale Behauptung der Ähnlichkeit aufgefasst werden. „A ist wie B“ bedeutet lediglich „A ist B ähnlich in einer Hinsicht“. Es ist jedoch zu bemerken, dass diese Formulierung eine weitere Variable enthält, nämlich die der Hinsicht.<sup>†</sup> Nun macht es einen großen Unterschied, ob diese Variable durch den Existenz-Quantifikator gebunden ist:

(81) A ist B ähnlich in der Hinsicht x

oder

(82)  $\exists x$  (A ist B ähnlich in der Hinsicht x).

Die Formulierung (82) ist beinahe trivial, denn je zwei Dinge sind immer in irgendeiner Hinsicht ähnlich.<sup>‡</sup> Die erste Formulierung lässt hingegen die Hinsicht offen, und die freie Variable soll durch den Kontext ersetzt werden. Aus diesem schlichten Grund hat die Formel (81) keinen Wahrheitswert.<sup>§</sup>

Davidson betrachtet zwei Vergleichstheorien. Eine ist die Theorie von Cicero: Die Metapher sei ein elliptischer Vergleich. Der Vergleich hat keine sekundäre Bedeutung, und die Metapher ebenso wenig. Aber diese Theorie ist zu einfach und löst die Frage nach der sekundären Bedeutung nicht. Sie übersetzt die Metapher auf eine solche Weise, dass diese Frage gar nicht entstehen kann. Diese Theorie wird gelegentlich auch von zeitgenössischen Autoren<sup>95</sup> vertreten. Sie sprechen aber dem Vergleich eine figurative Bedeutung nicht ab. Hätten Vergleiche figurative Bedeutungen, müsste es auch eine figurative Ähnlichkeit (eine Analogie oder Parallele) geben, die von der normalen, buchstäblichen Ähnlichkeit abweicht. Somit ist die Frage nach der figurativen Bedeutung nur transponiert, aber keineswegs gelöst.

Der anderen Theorie zufolge ist die figurative Bedeutung der Metapher die wörtliche Bedeutung des korrespondierenden Vergleichs. Die Metapher „Die Nacht ist ein Brunnen“ bedeutet buchstäblich „Die Nacht ist ein Brunnen“ und metaphorisch „Die Nacht ist *wie* ein Brunnen“. Was für eine Auffassung der metaphorischen Bedeutung stellt dieser Vorschlag dar? Das hängt hauptsächlich davon ab, ob der Vergleich implizit mit dem Existenz-Quantifikator gedacht wird. Wäre es der Fall, ginge es um die Theorie (A). Denn die metaphorische Bedeutung wäre dann von der gleichen Art wie die wörtliche und bliebe immer die gleiche. Eine solche Theorie lehnt Davidson mit der Begründung ab, die metaphorische Bedeutung sei allzu evident. Selbst wenn die Metapher eine sekundäre Bedeutung hätte, so würde sie in vielen Fällen schwer auffindbar sein. Es ist aber bemerkenswert, dass Davidson die zweite Variante des Vergleichs nicht in Betracht gezogen hat. Falls der Vergleich ohne den Existenz-Quantifikator, also mit einer freien Variable genommen würde, handelte es sich schon um die Theorie (B). Die sekundäre Bedeutung ist stets der primären wesensgleich, aber nach dem Kontext variabel. Der Einwand gegen diese Theorie ist damit außer Kraft gesetzt, denn die kontextuell bestimmte Hinsicht ausfindig zu machen, kann manchmal sehr kompliziert sein. In welcher Hinsicht ist die Nacht wie ein Brunnen in dem Gedicht „O Nacht ...“? Die Hinsicht zu finden und sie in Worte zu fassen, würde heißen, das Gedicht zu interpretieren.

\* Im Original steht: „Old fools are babes again ; and must be us'd with cheques as flatteries, – when they are seen abus'd.“ („King Lear“. Aufzug I, Scene 3. In: Shakespeare, William: *The Riverside Shakespeare*. S. 1261.)

<sup>†</sup> Um ein mögliches Missverständnis zu vermeiden, sei darauf hingewiesen, dass die Buchstaben A und B hier für Konstanten oder genauer für Individuenkonstanten stehen.

<sup>‡</sup> Vgl. die Erwähnung der Ansichten über die Metapher von J. S. Mill am Ende des Abschnitts 0.3.3. Mill schreibt der Metapher eine ähnliche quantifizierte Form zu.

<sup>§</sup> Es handelt sich um eine Funktion aus Hinsichten in Wahrheitswerte.

Diese Theorie verlagert nur die Argumentationslast auf die Erklärung dessen, wie diese Hinsicht aus dem Kontext zu entnehmen ist. Bis zu dieser Stelle haben wir aber kein durchschlagendes Argument gegen die Theorie (B) gewonnen, und etwas weiteres muss dazu kommen, um es zu verstärken.

Der Unterschied zwischen den logischen Formen des Vergleichs ist weiterhin von Bedeutung. Davidson glossiert eine Passage aus Blacks Aufsatz „Die Metapher“ und wirft ihm dann vor, diesen Unterschied unbeachtet zu lassen:

Betrachten wir die folgende Bemerkung von Max Black:

Wenn Schopenhauer den geometrischen Beweis eine Mausefalle nennt, sagt er dieser Auffassung zufolge (wenn auch nicht ausdrücklich): „Der geometrische Beweis ist *wie* eine Mausefalle, da beide eine trügerische Belohnung in Aussicht stellen, ihre Opfer allmählich heranlocken, zu unangenehmen Überraschungen führen usw.“ Dies ist eine Auffassung, wonach die Metapher ein gedrängter oder elliptischer *Vergleich* ist.<sup>96</sup>

[...] Blacks Aussage über den Gehalt der Metapher geht weit hinaus über alles, was der entsprechende Vergleich angibt. Der Vergleich sagt nichts weiter, als daß der geometrische Beweis wie eine Mausefalle ist. Auf welche Ähnlichkeiten wir zu achten haben, *sagt* uns der Vergleich ebensowenig wie die Metapher.<sup>97</sup>

Es mag sein, dass Black bei Schopenhauer den Vergleich

(83) Der geometrische Beweis ist wie eine Mausefalle.

gelesen und dessen Kontext so interpretiert hat, dass die drei im Zitat genannten Hinsichten für die freien Variablen zu substituieren sind. Stünde der Vergleich isoliert, so würde ohne Zweifel gelten, dass er nichts weiter sagt, als dass der geometrische Beweis wie eine Mausefalle ist. Steht er aber in dem Text von Schopenhauer, so kann er (nachdem die freien Variablen aus dem Kontext substituiert sind) viel mehr bedeuten, als Black ihm zuschrieb. Der Streit ist nicht zu lösen, ohne auf die type/token Distinktion einzugehen. Der Vergleich als type ist nur die abstrakte Form (81), als token kann er die Bedeutung haben, die ihm Black zubilligt. Davidson plädiert für die erste Variante, Black hingegen für die zweite. Was dringlich einer Erörterung bedarf, ist der Zusammenhang der abstrakten Form und ihrer konkreten Erfüllung.

Was macht nun den Unterschied zwischen der Metapher und dem Vergleich aus? Er könne nicht in Ähnlichkeiten bestehen, die ausdrückt werden sollen, sagt Davidson:

Was die Wörter mit ihrer buchstäblichen Bedeutung beim Vergleich fertigbringen, müssen sie auch in der Metapher leisten können. Die Metapher lenkt die Aufmerksamkeit wenn schon nicht auf dieselben Ähnlichkeiten, so doch auf dieselben Arten von Ähnlichkeit wie der entsprechende Vergleich. Doch die unvorhergesehenen oder diffizilen Parallelen und Analogien, deren Verdeutlichung die Aufgabe der Metapher ist, brauchen, um zur Wirkung zu kommen, nicht auf mehr angewiesen zu sein als die buchstäblichen Bedeutungen der Wörter.<sup>98</sup>

Was ist hier den Kern des Arguments? ( $\alpha$ ) Beide Figuren führen den Leser zu denselben Ähnlichkeiten. ( $\beta$ ) Beim Vergleich leisten dies die Wörter ohne irgendeine sekundäre Bedeutung und daher ( $\gamma$ ) müssen die Wörter dies auch bei der Metapher ermöglichen.

Nehmen wir an, die Prämissen ( $\alpha$ ) sowie ( $\beta$ ) stimmen; denn das Konzept der Ähnlichkeit kann entsprechend breit gefasst werden. Der Schluss ( $\gamma$ ) ist jedoch fraglich. Der Vergleich enthält im Gegensatz zur Metapher die Partikel „wie“, die gewährleistet, dass seine logische Form entweder (81) oder (82) ist. Das hat zur Folge, dass „die Wörter“ in der Prämisse ( $\beta$ ) nicht dieselben sind wie in dem Schluss ( $\gamma$ ). Überdies muss es in der Metapher einen verwandten Mechanismus geben, der diese Ähnlichkeiten aus dem Kontext bestimmt.

Eine Differenz zwischen den beiden Figuren muss jedoch unterstrichen werden: Der Vergleich ist ein Fall der Assertion. Sofern die freie Variable substituiert ist, wird in dem Vergleich be-

hauptet, diese Ähnlichkeit (bzw. Ähnlichkeiten) ist der Fall. Die Metapher, was ihre assertive Kraft angeht, behauptet meist nur eine plakative Unwahrheit.

Mit einigen Randnotizen will ich diesen Abschnitt schließen. Mehrere Autoren haben das betrachtete Argument analysiert und zumeist abgelehnt. John Crosthwaite<sup>99</sup> hat – Black folgend – gegen Davidson den Einwand erhoben, dass der Vergleich auch figurativ zu sein vermöge. Dies könnte unsere Überlegung entwerten, denn sie stützt sich auf die Analyse der logischen Formen des Vergleichs. Crosthwaite brachte folgende Vergleiche bei:

(84) His heart is as cold as ice. / Sein Herz ist so kalt wie Eis.

(85) His heart is like ice. / Sein Herz ist wie Eis.

An dem ersten Vergleich ist zu sehen, dass die Hinsicht bereits angegeben ist. Die freie Variable ist schon substituiert. Demzufolge handelt es sich um eine übliche Behauptung, eine übliche Assertion, die wahr oder falsch sein kann. Das Herz keines lebenden Menschen ist so kalt wie Eis, somit ist diese Behauptung offensichtlich falsch und könnte metaphorisch verstanden werden. In dem zweiten Vergleich ist zwar die Hinsicht nicht ausdrücklich angegeben, aber sie ist so gängig, dass der Vergleich so wie der vorige genommen werden kann.

Um dieses Argument zu verteidigen, hat Marga Reimer es gefasst wie folgt:

If similes don't have "special cognitive contents", then neither do metaphors. Similes don't have "special cognitive contents," so neither do metaphors.<sup>100</sup>

Der Ausdruck „special cognitive contents“ ist nicht klar genug. Denn die Ähnlichkeiten beim Vergleich und bei der Metapher, d. h. ihre Bezugsgegenstände sind dieselben. Das war eine der Prämissen dieses Arguments. Es geht vielmehr um die Art, wie die Bezugsgegenstände zu erreichen sind. Eine andere Formulierung wäre wohl ebenso möglich: ( $\alpha'$ ) Sofern Vergleiche keine sekundäre Bedeutung haben, haben dann auch Metaphern keine sekundäre Bedeutung. ( $\beta'$ ) Vergleiche haben keine sekundäre Bedeutung und ( $\gamma'$ ) somit auch Metaphern.

Die erste Prämisse ( $\alpha'$ ) kann angegriffen werden, indem man sagt, Vergleiche haben zwar keine sekundäre Bedeutung, aber bei Metaphern ist dies nicht der Fall. Reimer argumentiert so: Vergleiche sagen fast immer etwas Triviales, und Metaphern sind fast immer falsch. Wenn Goneril sagte: „Alte Narren sind wieder *wie* kleine Kinder“, müsste sie etwas anderes gemeint haben, wie z. B. „Alte Narren sind wieder wie kleine Kinder, was deren Benehmen angeht“. Um diesen Vergleich zu begreifen, braucht man keine sekundäre Bedeutung. Demzufolge braucht man ebenso keine sekundäre Bedeutung bei der Metapher.

Wie Davidson, hat auch Reimer den Fehler gemacht, die zwei logischen Formen des Vergleichs voneinander nicht zu trennen. Vergleiche sind trivial, also werden sie wohl der quantifizierten Form (82) entsprechen. Aber dann sagt Reimer:

No doubt there would be a *further* intention on Goneril's part to get the hearer to pick up on specific sorts of similarities (such as child-like behavior).<sup>101</sup>

Nun scheint es so, als sei die logische Form des Vergleichs die unquantifizierte Form (81). Folglich sind Vergleiche nicht trivial, und der Sprecher kann sie buchstäblich meinen. Dagegen sind Metaphern meist offenkundig falsch und können nicht buchstäblich gemeint werden. Damit ist die erste Prämisse ( $\alpha'$ ) außer Kraft gesetzt.

Um die Argumente zusammenzufassen: Man kann den Versuch unternehmen, die Metapher auf das Konzept des Vergleichs zurückzuführen. Die beiden von Davidson diskutierten Varianten dieser Reduktion hängen davon ab, wie das Konzept des Vergleichs definiert wird. Die von Davidson bevorzugte quantifizierte Form (82) ist beinahe trivial und vermag somit nicht, die Metapher zu erläutern. Die unquantifizierte Form (81) ist demgegenüber genauso verwickelt wie

die prädikative Form der Metapher und daher auch nicht tauglich zu ihrer Erklärung. In dieser Auffassung stehen die beiden Figuren einander nahe, und es kann die eine durch die andere erklärt werden, sofern nur eine von beiden genügend bekannt ist.

Die Affinität beider Figuren ist der Ausgangspunkt eines anderen Arguments: Da der Vergleich ohne irgendeine figurative Bedeutung zurechtkommt, so werde dies ebenso bei der Metapher der Fall sein. Dies setzt jedoch voraus, dass von der unquantifizierten, also präventösen Form des Vergleichs die Rede ist. Diese Form expliziert die wörtliche Bedeutung des Vergleichs, und sie muss auch auf irgendeine Weise in der Metapher enthalten sein. Ihre wörtliche Bedeutung drückt meist nur eine augenfällige Unwahrheit aus, und daher muss die unquantifizierte Form anderswo zu finden sein. Die Idee der sekundären Bedeutung bietet sich als eine vernünftige Lösung an. Das Argument, das von Davidson gegen diese Idee vorgebracht worden ist, vermag sie also vielmehr zu bekräftigen.

### 2.2.2.6 Argument 6: keine Vorschriften, keine Metaphernprobe

Dieses Argument ist nicht so problematisch wie das vorige. Die Unmöglichkeit eines Metaphern-Lexikons ist im Abschnitt 0.5.3 betrachtet worden. Es ist eine intuitive, prä-theoretische Tatsache, dass Metaphern kreativ sind und sich nicht in einem Lexikon auflisten lassen. In jeder Theorie der Metapher muss dies berücksichtigt werden. Davidson wirft Black vor, dies nicht ausreichend zu tun. In den Einleitungssätzen seines Artikels schreibt er:

Es gibt keine Vorschriften für das Bilden von Metaphern; es gibt kein Handbuch zur Bestimmung dessen, was eine Metapher „bedeutet“ oder „besagt“; es gibt keine Metaphernprobe, die nicht Geschmack verlangt.<sup>(1)</sup>

[...]

<sup>(1)</sup> Max Black ist meiner Ansicht nach im Irrtum, wenn er sagt: „Durch die Regeln unserer Sprache wird festgelegt, daß einige Ausdrücke als Metaphern gelten müssen.“<sup>102</sup> [...] Derartige Regeln gibt es nicht.<sup>103</sup>

In der Textpassage werden drei Problempunkte angeschnitten: Erstens, es gibt keine Vorschriften, wie man Metaphern hervorbringt; zweitens, Bedeutungen von Metaphern lassen sich nicht auflisten und drittens, es gibt keine hinreichenden Regeln der Detektion. Davidson hätte andere Stellen aus Blacks Schriften heranziehen müssen, denn hier geht es nicht um Regeln der Detektion, sondern vielmehr um Regeln der Bedeutung. Den letzten Punkt lassen wir an dieser Stelle beiseite, weil er Gegenstand des Kapitels 1 ist.

Metaphern sind doch geeignet, teilweise lexikalisiert zu werden. Dies jedoch führt zu einer massiven Mehrdeutigkeit, und der Unterschied zwischen toten und lebendigen Metaphern geht verloren. Alle diese Phänomene sind schon in den vorstehenden Abschnitten diskutiert worden. Das Zitat von Davidson fügt unserer Betrachtung doch etwas Neues hinzu: Davidson behauptet, dass Sprecher sowie Hörer nicht bestimmen können, was ihre Metapher bedeutet oder besagt. Black hat auf den Angriff folgendermaßen erwidert:

I have said in the past that the producer of [...] a metaphor “is employing conventional means to produce a nonstandard effect, while using only the standard syntactic and semantic resources of his speech community. Yet the meaning of an interesting metaphor is typically new or ‘creative’, *not inferrible from the standard lexicon*.”<sup>104</sup> This point leaves untouched the contention at issue, that a metaphor *producer* means something, possibly novel, by his metaphorical statement.<sup>105</sup>

Drei Behauptungen lassen sich aus dem zitierten Text entnehmen: (a) Die metaphorische Bedeutung ist lediglich durch syntaktische und semantische Mittel der Sprachgemeinschaft bestimmt; (b) es gibt keine vollständige Vorschriften dieser Bestimmung, und (c) sie hängt nicht von Intentionen des Sprechers ab, d. h. diese Vorschriften können nicht auf pragmatische Weise ver-



vollständig werden. Die Punkte (b) und (c) zusammengefasst heißen, dass es keine semantischen sowie pragmatischen Regeln der Konstruktion der metaphorischen Bedeutung gibt.

Können diese Bestimmungen eine kohärente Theorie bilden? Die metaphorische Bedeutung hängt *nur* von der wörtlichen Bedeutung der in der Metapher involvierten Wörter ab, aber diese Abhängigkeit folgt keinen Regeln. Darüber hinaus ist die metaphorische Bedeutung von anderer Art, weil sie irgendein „kreatives“ Merkmal besitzt. Diese Sätze ergeben nur wenig Sinn, es sind lauter *ad hoc* Lösungen – Abhängigkeit, die jedoch keiner Regel folgt; ein kreatives Merkmal.

Glücklicherweise deuten Blacks Beispiele darauf hin, dass auch andere kontextuelle Faktoren, wie z. B. gemeinsames Wissen, die Bedeutung einer Metapher beeinflussen. Die Metapher

(86) Die Ehe ist ein Nullsummen-Spiel.

mag zwischen Mathematikern eine reichere oder abweichende Bedeutung haben.\* Aus der Metapher

(87) Das Leben ist ein Labyrinth.

können Folgerungen gezogen werden, die sich auf Prämissen aus der griechischen Mythologie oder aus Goethes Werken stützen. Möglicherweise war das alles für Black ein semantisches Wissen, aber dann stünden wir vor verwandten Problemen wie bei dem Versuch, Metaphern zu lexikalisieren – lexikalisiert wäre kein einziges Wort. Metaphern sind nicht lexikalisiert, und das gilt stets für eine intuitive Tatsache, weil sie eine starke kontextuelle Abhängigkeit aufweisen. Ein Handbuch von Metaphern kann es nicht geben, weil die Vielfalt verschiedener Kontexte unbegrenzt ist.

Blacks Theorie scheint ein Geflecht von unserer Arbeitshypothesen (A) und (C) zu sein: Die metaphorische Bedeutung ist immer dieselbe, aber doch andersartig als die primäre. Bis nun haben wir einen Grund gefunden, welcher gegen die Theorie (B) und für die Theorie (C) spricht. Aber Davidson sagt noch etwas mehr: Außer dem Geschmack gibt es keine Metapherprobe. Daraus folgt, dass es keine Methode gibt, nach der kognitive Eigenschaften einer konkreten Metapher (token) zu beurteilen sind. Damit neigt Davidson sich der Theorie (D) zu. Diese Option ist jedoch zu überprüfen.

Es ist praktisch undurchführbar, die Bedeutung einer Metapher für alle denkbaren Kontexte aufzulisten. Aber das heißt nicht, dies lasse sich nicht in einem konkreten Fall *ex post* durchführen. Denn hier ist der Kontext im ganzen verfügbar. Wäre dies nicht wenigstens bis zu einem gewissen Grade möglich, würden poetische Texte, vor allem die Dichtung nicht zu verstehen sein.

Ein passendes Beispiel dazu ist folgender metaphorischer Imperativ von Shakespeare, den ich von Roger White<sup>106</sup> entnommen habe. König Lear hat zu Kent gesagt:

(88) Peace, Kent! Come not between the dragon and his wrath.<sup>107</sup>

Kent hat eine Querele zwischen Lear und seiner Tochter Cordelia unterbrochen. Nun ist ihm ein Befehl erteilt, und er muss sicher etwas mehr als seinen Geschmack einsetzen, um diesen Befehl zu verstehen und befolgen zu können. Er tut es nicht, und König Lear muss seinen Befehl in einer expliziten Form wiederholen:

(89) Out of my sight!<sup>108</sup>

Es spielt keine Rolle, ob Kent den metaphorischen Befehl nicht verstanden hat oder ihn nicht befolgen wollte. Die Probe besteht lediglich in der Reaktion, die Kent nach der Erteilung des Befehls ausgelöst hat. Hätte er dem Befehl (88) gemäß gehandelt, so wäre Lears Reaktion eine andere gewesen. Der explizite Imperativ (89) ist nicht gerade eine Paraphrase des Vorigen, aber wir – das

\* Vgl. das Kap. 2.1.3 „Das Schema der Interaktion“.

Publikum – wissen, dass in diesem Kontext die Erfüllungsbedingungen der zwei Imperative dieselben sind. Es muss jedoch betont werden, dass es lediglich um eine nachträgliche Interpretation der Metapher (88) geht und sie nur für die in dem Bühnenstück dargestellte Konstellation gilt. Der Empfänger des metaphorischen Befehls – Kent – soll nicht zwischen Lear und Cordelia treten. Es liegt nahe, dass mit dem Drachen Lear selbst zu identifizieren ist, und das Substantiv „wrath“ [Zorn] ist nun metonymisch zu verstehen als Gegenstand seines Zorns, also Cordelia. Dieser Raum ist zufälligerweise koinzident mit dem Raum, der in dem Imperativ (89) gemeint ist, denn – so nehmen wir an – Lear hat während des Streits Cordelia im Blick.\*

Analog hätte man eine solche Probe an jedem anderen metaphorischen Imperativ durchführen können. Im nächsten Abschnitt soll das Problem aus einer allgemeineren Perspektive exploriert werden: Die Paraphrasierbarkeit oder die Unparaphrasierbarkeit wird zu seinem Gegenstand.

### 2.2.2.7 Argument 7: Unparaphrasierbarkeit

Es muss vorweg geklärt werden, was unter dem Begriff „Paraphrase“ zu verstehen ist. Black gebraucht ihn mehrmals in der Wortfügung „buchstäbliche Paraphrase“. Was ist also von einer buchstäblichen Paraphrase zu erwarten? In einer ersten Approximation dient die Paraphrase eines Textes zu seiner Wiedergabe auf eine andere Art oder mit anderen Worten. Dies ist jedoch eine ziemlich vage Definition, und die Synonymie fiele ebenfalls darunter. Folgende Definition scheint mir erforderlich zu sein: Das Textstück *A* ist eine Paraphrase des Textstücks *B*, wenn *A* und *B* dieselbe Bedeutung haben. Es muss jedoch die type/token Ambiguität des Ausdrucks „Textstück“ aufgeklärt werden. Wäre ein Textstück als type, so wiche die Paraphrase von der Synonymie nicht ab. Machten wir aber zum Gegenstand der Paraphrase Textstücke als tokens, hieße es, um eine Aussage zu paraphrasieren, müsste man sie mit anderen Wörtern wiedergeben, die an ihrer Stelle dieselbe Bedeutung haben wie die Wörter der paraphrasierten Aussage. Der Imperativ (89) stellt demnach keine buchstäbliche Paraphrase des metaphorischen Imperativs (88) dar, weil beide Formen zwar denselben Bezugsgegenstand, aber doch nicht dieselbe Bedeutung haben. Der Zusammenhang mit unseren Theorien der metaphorischen Bedeutung ist folgender: Wäre jede metaphorische Aussage paraphrasierbar, ginge es um eine Theorie nach den Thesen (A) oder (B). Wäre jedoch dies in einigen Fällen nicht möglich, so ist die Theorie (B) nicht angemessen. Wir können allerdings die Bedingung an die Paraphrasierbarkeit lockern, indem wir nicht die Identität der Bedeutungen, sondern nur die Identität der beiden Bezugsgegenstände verlangen.† Somit würde die Unparaphrasierbarkeit der Metapher ein Argument gegen jede Theorie der Art (C) darstellen. Diese Modifikation behalten wir im Auge, denn es nicht klar genug, welche Auffassung der Paraphrase die jeweiligen Autoren gemeint haben. Des Weiteren wollen wir die okkasionelle Identität der Bedeutungen als „Paraphrase<sub>B</sub>“ und die der Bezugsgegenstände als „Paraphrase<sub>G</sub>“ bezeichnen. Freilich geht es um den Bezugsgegenstand des metaphorisch gebrauchten Ausdrucks und den Bezugsgegenstand seiner Paraphrase.

Um diesem Argument überhaupt irgendwelche Erklärungskraft verleihen zu können, darf nicht die Unparaphrasierbarkeit der Metapher als ein intuitives Faktum gesetzt werden, sondern es

---

\* Diese Metapher ist vermutlich dem Bühnenstück zufolge zur Redewendung geworden. „Wage dich nicht zwischen den Drachen und seinen Grimm!“ heißt etwa „Mische dich nicht in Sachen ein, die dich nicht angehen.“

† Die Bedingung kann sogar noch gelockert werden, wenn die Paraphrase nur *einige* Bezugsgegenstände der Ausgangsaussage treffen muss. Demgemäß wäre die Metapher von Wilhelm Busch „Der Schmerz ist Herr und Sklavin ist die Lust“ zu paraphrasieren als „Der Schmerz ist übergeordnet und untergeordnet ist die Lust“ (Siehe S. 93). Vgl. dazu z. B. die Diskussion der Paraphrasierbarkeit in Whites *The Structure of Metaphor*, S. 200f.

bedarf einer Begründung, die den Kern dieses Arguments ausmachen soll. Davidsons Attacke gegen die Theorien der metaphorischen Bedeutung ist in folgenden Sätzen enthalten:

Wenn die Metapher einen speziellen kognitiven Gehalt hat, warum soll es dann schwierig oder unmöglich sein, diesen Gehalt darzulegen? Wenn die Metapher, wie Owen Barfield behauptet, „das eine sagt und etwas anderes meint“, wie kommt es dann, daß die Wirkung so viel schwächer ist, wenn wir versuchen, das, was sie meint, klipp und klar auszudrücken. [...] Warum glaubt Black, daß eine *buchstäbliche Paraphrase* „unweigerlich [inevitably] zuviel sagt, überdies noch mit der falschen Betonung“? Warum unweigerlich? Können wir der Sache, wenn wir gescheit genug sind, nicht beliebig nahekommen?<sup>109</sup>

Black sowie Davidson stimmen überein, dass Metaphern unparaphrasierbar sind. Was für eine Art der Paraphrase gemeint ist, bleibt jedoch im Dunkel. Der Ausdruck „kognitiver Gehalt“ deutet nicht an, ob die Paraphrase<sub>B</sub> oder die Paraphrase<sub>G</sub> Gegenstand des Streits ist. Wir wollen fürs erste beide Alternativen verfolgen.

Davidson attackiert hier Blacks Erklärung, warum Metaphern unparaphrasierbar sind. Ihm zufolge ließ sich nicht vermeiden, dass in jeder buchstäblichen Paraphrase zu viel ausgedrückt wird. Soll dies bedeuten, dass jede buchstäbliche Paraphrase<sub>G</sub> auch andere Bezugsgegenstände unvermeidlich treffen *muss* als die paraphrasierte Metapher, so hat Black dafür keine Begründung geliefert. Wenn die Paraphrase<sub>B</sub> gemeint wäre, könnte dies so verstanden werden, dass eine solche Paraphrase<sub>B</sub> unmittelbar sagt, was die Metapher nur andeutet. Blacks Antwort auf Davidsons Angriff ist diese:

Why not, if we are clear about coming “close” and do not mistake an explication for a translation? I supplied a partial answer to Davidson in the passage preceding the one that he reproduces: “the set of literal statements so obtained will not have the same power to inform and enlighten as the original. For one thing, the implications previously left to a suitable reader to educe for himself, with a nice feeling for their relative priorities and degrees of importance, are now presented explicitly as having equal weight.”<sup>110</sup> I went on to say that explication or elaboration of a metaphor’s grounds [...] can be extremely valuable “if not regarded as an adequate cognitive substitute for the original.”<sup>111</sup>

Blacks Meinung scheint die zu sein, dass jede Paraphrase<sub>B</sub> explizit sagt, was zu finden die Aufgabe des Hörers sein soll, und überdies, dass die Paraphrase<sub>B</sub> als Menge von Implikationen deren Prioritäten beim Hörer ausbalanciert, wenn er diese anders gesetzt hat. Greifen wir ein weiteres Mal nach dem Labyrinth-Beispiel aus dem Absatz 2.1.3:

(87) Das Leben ist ein Labyrinth.

Nach der Methode der Interaktion sind zuerst folgende Implikationen gefunden worden:

- (P1) Das Leben ist kompliziert;
- (P2) bringt vielerlei Probleme mit sich,
- (P3) welche scheinbar unlösbar sind,
- (P4) aber doch mit Unterstützung zu bewältigen sind.

Ist also die Paraphrase<sub>B</sub> der Metapher (87) diese: Das Leben ist kompliziert; bringt vielerlei Probleme mit sich, welche scheinbar unlösbar sind, aber doch mit Unterstützung zu bewältigen sind? Sicher nicht. Hier wird kein bestimmter Kontext berücksichtigt, es handelt sich bloß um die vier geläufigsten Implikationen, welche sich aus dieser Metapher ergeben können. Sie bilden keine angemessene Paraphrase<sub>B</sub>, denn einige von ihnen braucht der Hörer gar nicht im Sinn zu haben. Von einer Übereinstimmung der Bedeutungen kann keine Rede sein.

Davidsons Angelpunkt besteht darin, dass wir – „wenn wir gescheit genug sind“ – die Paraphrase<sub>B</sub> zu präzisieren vermögen. Dies muss hauptsächlich von der Kenntnis des Kontexts ausgehen. Es gibt keinen prinzipiellen Grund dafür, dass wir nicht einige Implikationen auszuschließen oder sie bestimmten Prioritäten zu unterwerfen vermögen. Eine solche Paraphrase<sub>B</sub> lässt

sich allerdings nicht knapp fassen, aber es gibt vorderhand keinen Grund, warum sie unmöglich sein sollte.

Dies bildet noch keinen Grund der Unparaphrasierbarkeit der Metapher. Bis nun ist gesagt, dass man nicht festhalten kann an der Idee der metaphorischen Bedeutung (in der Variante (B)) und zugleich an der Unparaphrasierbarkeit<sub>B</sub> der Metapher.

Davidsons eigenes Argument gegen die Paraphrasierbarkeit bietet die folgende Textpassage:

Der Grund [...] ist meines Erachtens der, daß wir uns vorstellen, es gebe einen Inhalt, den man in den Griff bekommen könne, während wir die ganze Zeit auf das starren, was uns durch die Metapher zu Bewußtsein gebracht wird [makes us notice]. Wenn das, was uns dank der Metapher auffällt, von endlicher Reichweite und propositionaler Beschaffenheit wäre, ergäbe sich daraus an sich noch kein Problem; wir würden den durch die Metapher zu Bewußtsein gebrachten [brought to mind] Inhalt einfach auf die Metapher projizieren. [...] Wenn wir zu sagen versuchen, was eine Metapher „bedeutet“, stellen wir rasch fest, daß das, was wir erwähnen wollen, unbegrenzt ist.<sup>112</sup>

Dazu noch eine bemerkenswerte Fußnote:

Nach meinem Dafürhalten rührt die Endlosigkeit dessen, was wir Paraphrase nennen, daher, daß sie ausführlich darzulegen trachtet, was durch die Metapher zu Bewußtsein gebracht [makes us notice] wird, und hier gibt es keinen eindeutigen Abschluß. Dasselbe würde ich im Hinblick auf jede Verwendungsweise der Sprache sagen.<sup>113</sup>

Man mag dazu neigen, die Unparaphrasierbarkeit der Metapher aufgrund der Unbegrenztheit jeder solche Paraphrase zu erklären. Dies ist jedoch nicht die Erklärung von Davidson.

Die Paraphrase der Metapher muss endlos sein, weil wir etwas anderes zu paraphrasieren versuchen als ihre Bedeutung – und zwar das, was durch die Metapher zu Bewusstsein gebracht wird. Dies bezeichnet Davidson verschiedentlich: als „brings to mind“, „makes us notice“ oder „intimates“. Die Differenz (bezeichnen wir sie als zwischen *Bedeutung* und *Andeutung*) lässt sich laut Davidson bei jedem Gebrauch der Sprache feststellen. Als signifikante Beispiele werden neben Metapher Witz, Traum sogar ein Bild (was allerdings kein Gebrauch der Sprache ist) genannt. Auch eine wörtliche Aussage mag uns veranlassen, unendlich viele Tatsachen zu erkennen, ohne sie geradezu auszudrücken. An dieser Stelle brauchen wir uns keine Gedanken zu machen, ob die Andeutung bloß kausal zu verstehen ist (wie in der abstrakten Malerei), oder irgendwelche semantischen oder pragmatischen Regeln aufzufinden sind (wie im Falle der symbolischen Malerei). Diese Differenz macht nämlich den Kern von Davidsons positiver Theorie der Metapher aus; und ich mache sie zum Gegenstand des Absatzes 2.2.4.



Vorläufig können wir die in dem vorigen Absatz besprochene Differenz mit Grices Unterscheidung zwischen der konventionellen und der unkonventionellen Implikation gleichsetzen.\* Die nachfolgende Analyse geht jedoch über Davidsons Argumente hinaus.

Mit dieser Auslegung ausgestattet können wir besser begreifen, warum jede Paraphrase unbegrenzt sein muss. Es handelt sich nämlich um keine der Arten der Paraphrase, welche wir oben zu explizieren versuchten. Immerhin sind die Paraphrase<sub>B</sub> sowie die Paraphrase<sub>G</sub> vermöge semantischer Begriffe wie „Bedeutung“ oder „Bezugsgegenstand“ definiert worden. Da – nach unserer Annahme – die Paraphrase der Metapher eine unkonventionelle Implikation darstellen

---

\* Mit Bedacht habe ich *nicht* die spezifischere Differenz zwischen konventionellen Implikationen und Gesprächsimplikationen gebraucht. Diese bilden eine Subklasse unkonventioneller Implikationen, in welcher solche Regeln oder allgemeine Prinzipien zu finden sind, was bei Davidson *nicht* der Fall ist. Vgl. Grice, H. Paul: *Studies in the Way of Words*. Cambridge (Mass) & London 1989. S. 26: „I shall call *conversational implicatures*, as being essentially connected with certain general features of discourse.“ Hervorhebung im Original.

kann, müssen die Bedingungen der Paraphrasierbarkeit über alle semantischen Begriffe hinausgehen. Wenn es uns zu beweisen gelänge, dass jede Paraphrase der Metapher auch unkonventionelle Implikationen enthalten muss, erlangen wir ein gewichtiges Argument gegen jede semantische Theorie der metaphorischen Bedeutung.

Grices Aufhebungstest<sup>114</sup> [the cancellability test] diene ursprünglich zur Unterscheidung zwischen der konventionellen Implikation und der Gesprächsimplikation. Einige Autoren<sup>115</sup> haben ihn bereits auf die Interpretation von Metaphern angewandt. Uns geht es hier darum zu zeigen, dass echte, vitale Metaphern durch keine konventionellen Implikationen zu paraphrasieren sind; der Umstand, ob es um eine Gesprächsimplikation handelt, ist an dieser Stelle von minderer Relevanz.\*

Der Grundgedanke ist eingängig: Falls eine sich aus der Metapher ergebende Implikation vom Autor aufgehoben oder verneint werden kann, ohne dass er sich dadurch widersprechen würde, wäre es keine konventionelle Implikation. Wir haben schon untersucht, wie Metaphern negiert werden können. In diesem Zusammenhang wird uns die zweite Art der Verneinung, die Negation einer nachfolgenden Interpretation, interessieren. Die Situation ist hier einfacher, denn die Metapher und ihre Implikation stehen getrennt. Verneint wird nur die Implikation, wobei die ursprüngliche Metapher zugleich bejaht wird. Zum Beispiel mag jemand die Metapher (87) bejahen und zugleich die Implikation (P2) verneinen. Oder er mag sogar die Implikationen (P2)-(P4) verneinen. Daraus ergibt sich kein Widerspruch.

Um die Unparaphrasierbarkeit der Metapher zu beweisen, müssen wir zeigen, dass dies für jede Metapher und für jede einzelne ihrer Implikationen gilt, nicht jedoch für alle Implikationen zugleich. Der Beweis erfolgt in zwei Schritten. Erstens wollen wir diejenigen Metaphern betrachten, welche buchstäblich wahr sind oder sein können. Die Behauptung ist nun, dass jede solche Metapher bejaht und zugleich jede ihrer metaphorischen Implikationen verneint werden kann. Es verhält sich tatsächlich so, denn der Sprecher mag eine solche Metapher buchstäblich gemeint und keine metaphorische Interpretation beabsichtigt haben. Jemand kann behaupten:

(90) Kein Mensch ist eine Insel.

Zugleich kann der Sprecher jede mögliche metaphorische Interpretation dieses Satzes verneinen – wie z. B. jeder Mensch ist wesentlich allein, Menschen sind voneinander sozial oder metaphysisch getrennt u. dgl. m.

Zweitens kommen wir zu Metaphern, welche buchstäblich unwahr sind. Im Unterschied zu dem vorigen Fall darf hier keine metaphorische Implikation zugunsten der wörtlichen Bedeutung der Metapher aufgehoben werden. Ein Widerspruch ergäbe sich aber nur dann, wenn alle denkbaren metaphorischen Implikationen zugleich verneint würden. Dies ist jedoch unmöglich, denn die Menge aller denkbaren Implikationen ist unendlich. Falls nur einige metaphorische Implikationen verneint würden, folgt daraus kein Widerspruch, weil immer noch andere Implikationen für die Interpretation der Metapher übrig geblieben sind. In unserem Labyrinth-Beispiel mögen alle oben erwähnten Implikationen (P1)-(P4) verneint werden, und nichtsdestotrotz bleibt Raum für eine andere Interpretation, wie etwa:

(91) Das Leben ist verhext.

Damit ist unser Beweis vollendet. Mit einigen wenigen Anmerkungen will ich diesen Abschnitt abschließen. In dem Beweis ist wesentlich, dass es sich um eine Metapher und metaphorische Implikationen im Sinn des Abschnitts 2.1.3 handelt. Sonst wäre ein Gegenbeispiel leicht zu finden, wie z. B. der folgende Syllogismus:

---

\* Vgl. die vorige Fußnote.

- (92) Alle Menschen sind sterblich.
- (93) Sokrates ist ein Mensch.
- (94) Sokrates ist sterblich.

Die quantifizierte Aussage (92) sei – so wollen wir es annehmen – ein allgemein geteiltes Wissen, das außer Zweifel steht. In dieser Konstellation ist (93) eine wörtliche Behauptung und (94) ihre Implikation. Die Verneinung der Schlussfolgerung (94) würde so zur Verneinung der buchstäblichen Prämisse (93) führen.

Ferner könnte man behaupten, nicht jede metaphorische Implikation lasse sich aus einer bestimmten Metapher so *tilgen*. Dann gäbe es Implikationen, die in jeder Interpretation dieser Metapher enthalten sein müssen. Folglich sind diese Implikationen in der Metapher semantisch zu codieren. Das würde heißen, dass es sich um eine (mindestens teilweise) tote Metapher handelt.

Der vorgeführte Beweis schließt nur semantische Theorien der metaphorischen Bedeutung (gemäß der These (B)) aus. Wäre die metaphorische Bedeutung eine pragmatische oder nicht mit der wörtlichen Bedeutung wesensgleich (gemäß der These (C)), so müssten andere Argumente gebracht werden. Zwei Argumente gegen pragmatische Theorien der metaphorischen Bedeutung werden in 2.2.3 geliefert.

### 2.2.2.8 Argument 8: „Vermöge eines Vermögens“

Das nunmehr abzuhandelnde Argument ist einer längeren Untersuchung wert. Es gehört zu einer generelleren Denkfigur, die in der Geistesgeschichte längst bekannt ist. Donald Davidson hat sie keineswegs erfunden, und auch in ihrer Anwendung auf die Erklärung der Metapher behält er kein Primat. Es war niemand geringerer als Friedrich Nietzsche, der in seiner berühmten Kritik an Kant schrieb:

Wie sind synthetische Urteile *a priori möglich*? fragte sich Kant, - und was antwortete er eigentlich? *Vermöge eines Vermögens* [...] – hatte er gesagt, mindestens gemeint. Aber ist denn das – eine Antwort? Eine Erklärung? Oder nicht vielmehr nur eine Wiederholung der Frage? Wie macht doch das Opium schlafen? „Vermöge eines Vermögens“, nämlich der *virtus dormitiva* – antwortet jener Arzt bei Molière

*quia est in eo virtus dormitiva,  
cujus est natura sensus assoupire.*

Aber dergleichen Antworten gehören in die Komödie [...].<sup>116</sup>

Hier ist nicht der Ort, die Entscheidung zu treffen, ob Nietzsche mit diesem Tadel Recht gehabt hat. Lediglich die Struktur des Arguments soll uns interessieren: Wie funktioniert die Leistung *Y* des Systems *X*? Vermöge der Tatsache, dass *X* die Eigenschaft *Z* besitzt. Aber das ist keine Erklärung, denn *Z* stellt nur eine Umschreibung von *Y* dar, oder die Eigenschaft *Z* ist genau so unbekannt wie die Leistung *Y* von *X*. Für die Variable *X* können beispielsweise die Ausdrücke „synthetische Urteile *a priori*“, „Opium“, oder „Metapher“ eingesetzt werden. Für *Y* sind es „Möglichkeit“, „Schlafen“, „Verstehen“, für *Z* daraufhin „Vermögen“, „*virtus dormitiva*“ oder „metaphorische Bedeutung“. Also wie sind Metaphern als solche zu verstehen? – Vermöge einer spezifischen metaphorischen Bedeutung. Aber jene metaphorische Bedeutung ist genau so erklärungsbedürftig wie das Verstehen von Metaphern.\*

Ohne den Ausdruck „Metapher“ zu gebrauchen, hat Ludwig Wittgenstein in seinen *Philosophischen Untersuchungen* das Problem der Erklärung der uneigentlichen Rede aufgegriffen.

---

\* Es lassen sich viele andere Belege für diese Denkfigur erbringen: Wie werden ästhetische/moralische Urteile zustande gebracht? Vermöge eines ästhetischen/moralischen Sinns. Wie ist unmittelbares Wissen möglich? Vermöge der Intuition – d. h. vermöge einer Sehkraft (vgl. das lateinische Verbum *in-tueri* – genau auf etwas hinsehen). Oder warum waren bestimmte politische Subjekte erfolgreich? Sie besaßen eine geheimnisvolle Eigenschaft oder Kraft – die *virtù*, und man neigt dazu, auch den Willen zur Macht in diese Liste einzutragen.

Gegeben die beiden Begriffe 'fett' und 'mager', würdest Du eher geneigt sein, zu sagen, Mittwoch sei fett und Dienstag mager, oder das Umgekehrte? (Ich neige entschieden zum ersteren.) Haben nun hier "fett" und "mager" eine andere, als ihre gewöhnliche Bedeutung? — Sie haben eine andere Verwendung. — Hätte ich also eigentlich andere Wörter gebrauchen sollen? Doch gewiß nicht. — Ich will diese Wörter (mit den mir geläufigen Bedeutungen) hier gebrauchen. — Nun sage ich nichts über die Ursachen der Erscheinung. Sie könnten Assoziationen aus meinen Kindheitstagen sein. Aber das ist Hypothese. Was immer die Erklärung, — jene Neigung besteht.

Gefragt, "Was meinst Du hier eigentlich mit 'fett' und 'mager'?" — könnte ich die Bedeutungen nur auf die ganz gewöhnliche Weise erklären. Ich könnte sie nicht an den Beispielen von Dienstag und Mittwoch zeigen. Man könnte hier von 'primärer' und 'sekundärer' Bedeutung eines Worts reden. Nur der, für den das Wort jene Bedeutung hat, verwendet es in dieser.

[...]

Die sekundäre Bedeutung ist nicht eine 'übertragene' Bedeutung. Wenn ich sage "Der Vokal *e* ist für mich gelb", so meine ich nicht: 'gelb' in übertragener Bedeutung — denn ich könnte, was ich sagen will, gar nicht anders als mittels des Begriffs 'gelb' ausdrücken.<sup>117</sup>

Um die Intention des Philosophen transparent werden zu lassen, soll noch ein anderer Kommentar aus seinem Nachlass vorgelegt werden:

Könnte man hier von 'primärer' und 'sekundärer' Bedeutung eines Worts reden? — Die Worterklärung ist beide Male die der primären Bedeutung. Nur für den, der das Wort in jener Bedeutung kennt, kann es diese haben. D.h. die sekundäre Verwendung besteht darin, daß ein Wort, mit dieser primären Verwendung, nun in dieser neuen Umgebung gebraucht wird. Insofern könnte man die sekundäre eine 'übertragene' Bedeutung nennen wollen.

Aber das Verhältnis ist hier nicht, wie das zwischen dem 'Abschneiden eines Fadens' und 'Abschneiden der Rede', denn hier muß man ja nicht den bildlichen Ausdruck gebrauchen. [...]

Man sagt nur von solchen Kindern, sie spielen Eisenbahn, die von einer wirklich[en] Eisenbahn wissen. Und das Wort Eisenbahn im Ausdruck "Eisenbahn spielen" ist nicht bildlich gebraucht, oder im übertragenen Sinn.<sup>118</sup>

Wittgenstein brachte mehrere Beispiele, um an ihnen die Idee der sekundären Bedeutung zu verdeutlichen. Umschreiben wir drei von ihnen in der prädikativen Form:

- (95) Mittwoch ist (für mich) fett.
- (96) Der Vokal *e* ist (für mich) gelb.
- (97) Die Rede ist abgeschnitten worden.

Alle diese Prädikate sollen *eigentlich* – d. h. in wörtlichem Gebrauch – materiellen Gegenständen zukommen, was hier ersichtlich nicht der Fall ist. Daher liegt nahe, dass die Wörter „fett“ oder „gelb“ in einer sekundären Bedeutung gebraucht worden sind. Wenn dies so möglich wäre, würde Wittgensteins fundamentales Argument gegen die private Sprache unterminiert werden. Denn die sekundären Bedeutungen wären in einem signifikanten Sinne *privat*, was durch die eingeklammerten Einschübe „für mich“ hervorgehoben wurde.

Um den Anschein einer privaten Sprache abzuweisen, muss eine Erklärung geliefert werden, welche die stets hypothetischen sekundären Bedeutungen freilegen soll. Da diese Erklärung nicht vermöge einer ostensiven Handlung erfolgen kann (die Beispiele sind so konstruiert worden), muss sie auf ganz gewöhnliche Weise geschehen. — Das heißt nicht anders als mit Hilfe primärer Bedeutungen der involvierten Wörter: Mittwoch sei *für mich* fett, weil ich als Kind mittwochs viel Fettes zu essen pflegte; der Vokal *e* sei *für mich* gelb, weil in meiner ersten Fibel der Buchstabe *e* gelb aufgemalt worden ist. Der Gebrauch der Wörter „fett“ sowie „gelb“ ist in den kausalen Nebensätzen durchaus buchstäblich, d. h. ausschließlich ihre primären Bedeutungen werden in Anspruch genommen.

Primär oder sekundär sind demzufolge nicht Bedeutungen, sondern Verwendungen – nämlich die Stellung der Wörter in ihren spezifischen Umgebungen. In eine neue Umgebung oder in einen ungewöhnlichen Kontext wird also ein Wort samt seiner Bedeutung verlegt. Sobald die Erklärung geliefert ist, ist das Uneigentliche dieses Gebrauchs nicht mehr vorhanden.

Zum Kontrast sei die offensichtlich tote Metapher (97) angeführt. Das Verb „abschneiden“ verfügt über eine primäre Bedeutung „etwas abtrennen“ und über eine Vielzahl von bildlichen Bedeutungen wie „eine Rede abschneiden“, „einen Weg abschneiden“ oder „bei einer Prüfung abschneiden“ usw.

Das Argument wird bei Wittgenstein womöglich in einer nicht so expliziten Form dargestellt wie in dem obigen Nietzsche-Zitat. Die Struktur ist dennoch dieselbe, nur der Argumentationsgang erfolgt umgekehrt: Man neigt dazu, die Beispielsätze *X* durch sekundäre Bedeutungen bestimmter Wörter *Z* zu erklären. Aber um diese Sätze verständlich (*Y*) zu machen, werden weitere Erklärungen *Z'* erforderlich, welche sich allein auf wörtliche Bedeutungen berufen dürfen. Daher tritt die Erklärung *Z'* anstelle der Erklärung *Z* oder diese wird durch jene fixiert.

Für unsere nachfolgende Betrachtung ist wichtig: Das Konzept der sekundären Bedeutung ist nicht unsinnig, disponiert jedoch über keine Erklärungskraft. Seine Berechtigung besteht lediglich darin, dass weitere Erklärungen zu erwarten sind, welche es letztendlich ersetzen sollen. Es ist ein Provisorium.\*



Aus Davidsons Formulierung lässt sich erkennen, dass er das Beispiel von Nietzsche bzw. Molière im Auge gehabt haben muss.

[Metaphorische Bedeutungen] erklären die Metapher nicht, sondern die Metapher erklärt sie. Sobald wir eine Metapher verstehen, können wir [...] (bis zu einem gewissen Punkt) [...] sagen, was die „metaphorische Bedeutung“ ist. Diese Bedeutungen aber einfach in der Metapher anzusiedeln, ist so ähnlich, als wollte man die Wirkung einer Schlaftablette durch die *vis dormitiva* [orig. dormative power] erklären. Buchstäbliche Bedeutungen und buchstäbliche Wahrheitsbedingungen können Wörtern und Sätzen unabhängig von jeweiligen Verwendungskontexten zugeordnet werden. Deshalb vermag die Berufung auf sie wirklich etwas zu erklären.†

Die oben skizzierte Struktur lässt sich problemlos in den Wortlaut dieses Zitats hineinlesen. Erst wenn wir eine Metapher *X* verstanden haben (*Y*), können wir darüber reflektieren und teilweise herausfinden, was ihre metaphorische Bedeutung *Z* gewesen ist. Metaphorische Bedeutungen *Z* vermögen nicht zum Verständnis *Y* einer Metapher (token) beizutragen, sondern sie sind eher umgekehrt aus dem Verstehen der Metapher zu entnehmen. Die sekundäre/metaphorische Bedeutung war bei Wittgenstein ein Provisorium, eine Zwischenstation; Davidson hat sie ans Ende der Erklärungsfolge verbannt.

Die provisorische Annahme Davidsons ist die, dass die Metapher (token) eine metaphorische Bedeutung haben kann. Wäre diese Bedeutung dem Hörer zuvor bekannt, würde sich es um eine tote Metapher handeln. Ergo muss die metaphorische Bedeutung unbekannt sein, und somit besitzt sie keine Erklärungskraft. Anders ausgedrückt heißt dies, um die Rolle einer Erklärung einzunehmen, muss die metaphorische Bedeutung der Metapher als type zukommen, was heißen würde, dass es um eine tote Metapher geht.

---

\* Man könnte zweifeln, ob die Beispielsätze überhaupt Metaphern sind. Denn was erst widersinnig war, und demzufolge eine Metapher zu sein schien, ist später durch eine buchstäbliche Erklärung ersetzt, die jedoch keine systematische ist. Sie beruht auf einer durchaus inzidentellen Tatsache. Die Sätze (95) und (96) dürfen auch als Chiffre angesehen werden, die der Sprecher mit denen teilt, denen die nachfolgenden Erklärungen oder die in den Erklärungen ausgedrückten Tatsachen bekannt sind. Dieser unsystematische Charakter ist für jede Chiffre wesentlich. Ich möchte aber keineswegs bestreiten, dass man immerhin solche zufälligen Tatsachen (etwa in der Gestalt von versteckten biografischen Anspielungen) in Metaphern in der Dichtung zu benutzen pflegt. Die Chiffre und die Metapher können koinzidieren, aber es muss noch geklärt werden, ob jede vitale Metapher einen solchen unsystematischen oder chiffreartigen Zug aufweist.

† Davidson, Donald: WMb. S. 51f. Hervorhebung im Original. Der lateinische Ausdruck „*vis dormitiva*“, der die vermutliche Anspielung auf Nietzsche oder Molière evidenter macht, stammt erst vom Übersetzer ins Deutsche. Im Original steht lediglich „*dormative power*“.



Den Kern der Argumentation macht die Schlussfolgerung aus, dass die metaphorische Bedeutung die Metapher zu einer toten macht. Aber sehen wir uns die Struktur einer toten Metapher näher an. Sie ist eine gewesene Metapher, die gegenwärtig zwei oder mehrere wörtliche Bedeutungen aufweist. Sollte die Zuschreibung der metaphorischen Bedeutung die Metapher mit einer toten gleichsetzen, müsste die metaphorische Bedeutung mit der zweiten (aber schon wörtlichen) Bedeutung ebenso gleichgesetzt werden. Folglich müsste die metaphorische Bedeutung, gegen die sich dieses Argument richtet, mit der wörtlichen wesensgleich sein.

Soweit meine Analyse des Arguments. Max Black wehrt sich aber folgendermaßen:

One must agree that it would be pointless and obfuscating to invoke some ad hoc “figurative” sense, not otherwise specified, to explain “how metaphor works its wonders”<sup>119</sup>. Nevertheless, it would help us to understand how a particular metaphorical utterance works in its context if we could satisfy ourselves that the *speaker* is then attaching a special extended sense to the metaphorical “focus” (selecting, as I have explained elsewhere, some of the commonplaces normally associated with his secondary subject, in order to express insight into his primary subject). This view is not open to the charge of invoking fictitious entities.<sup>120</sup>

Man muss nun diese Sätze unter die Lupe nehmen. Was kann dem Hörer helfen, eine metaphorische Aussage (d. h. token) zu verstehen? Black hat wohl gemeint, dass der Hörer wisse, dass der Sprecher einige Wörter metaphorisch benutzt habe, und dann sind ihre neuen Bedeutungen gemäß der Methode der Interaktion herauszufinden. So würde die Metapher zu einer Art der Kommunikation, und der Vorwurf seitens Davidson behielte seine Geltung.

Hätte jedoch Black „*the special extended sense*“ anstatt des unbestimmten Artikels geschrieben, so wäre der betreffende Satz einer anderen Lesart fähig. Wenn der Hörer lediglich die Tatsache weiß oder annimmt, dass die Aussage metaphorisch intendiert worden ist, so könnte die Methode der Interaktion *selbst* die spezielle erweiterte Bedeutung sein. Dieser subtile Unterschied mag mit Hilfe von prozeduralen Vokabeln folgenderweise nahegebracht werden: Die Methode der Interaktion sei eine Prozedur mit vielen Eingaben, unter denen die in der Metapher benutzten Wörter eine signifikante Rolle spielen, wobei der Kontext der metaphorischen Aussage und das Hintergrundwissen die restlichen Eingaben bilden sollen. Der Sprecher kann nun mit seiner metaphorischen Aussage entweder diese Prozedur oder ein bestimmtes Ergebnis dieser Prozedur verknüpfen. Blacks Formulierungen sprechen eher für die zweite Möglichkeit, und infolgedessen sind sie ein dankbares Ziel von Davidsons Kritik. Die erste Möglichkeit hat den Vorteil, dass der Sprecher nicht alle Eingaben kundgeben und der Hörer nicht nach ihnen allen forschen muss. Ein anderer Vorteil ist die Tatsache, dass eine solche metaphorische Bedeutung nicht mit der wörtlichen wesensgleich ist, und somit trifft auf sie die Davidson’sche Kritik nicht zu. Dies würde jedoch heißen, die Ideen der Kommunikation und der Übereinstimmung der Interpretationen müssten preisgegeben werden, und das hat Black offensichtlich nicht tun wollen.

Diese Auseinandersetzung sollte darauf aufmerksam machen, dass das Konzept der metaphorischen Bedeutung allein keine Erklärung der Funktionsweise von Metaphern sein kann. Es kann aber als Indiz einer solchen Erklärung verstanden werden, die vorhergehen oder folgen muss. Diese Erklärung soll etwas Allgemeines aussagen und zwar über die Metapher selbst, nicht über diese oder jene konkrete Metapher. Somit muss sie der Metapher als type zukommen.\*

### 2.2.3 Zwei nachträgliche Argumente

In diesem Abschnitt sollen einige weitere Argumente gegen die Idee der metaphorischen Bedeutung untersucht werden, die nicht von Donald Davidson stammen. Im folgenden Absatz 2.2.3.1

\* Diese Argumentation habe ich weiterverfolgt in: Mácha, Jakub: „Metaphorische Bedeutung als *virtus dormitiva*“. In: Heike, A. & Leitgeb, H. (Hrsg.): *Reduktion und Elimination in Philosophie und den Wissenschaften*. Kirchberg am Wechsel 2008. S. 207-9.

wird gezeigt, dass mit den vorigen Argumenten ebenso die pragmatische Theorie von John Searle einer Kritik ausgesetzt werden kann. Zwei weitere Argumente gegen diese Theorie werden folgen.

### 2.2.3.1 Affinität zwischen der Interaktionstheorie und den pragmatischen Theorien

Searles Theorie ist in ihren Grundzügen bereits im Abschnitt 0.4.1 vorgestellt worden. Das generelle Schema ist im folgenden Satz in aller Kürze ausgedrückt:

At the very minimum, a theory of metaphor must explain how it is possible to utter “*S is P*” and both mean and communicate that *S is R*.<sup>121</sup>

Der Ausdruck „*S is P*“ wird als *Satzbedeutung* und „*S is R*“ als *Äußerungsbedeutung* bezeichnet. Dieses Schema steht bei Searle außer Frage; es ist ein äußerlicher Rahmen, in dem sich seine Untersuchung bewegt. Um Metaphern überhaupt verstehen zu können, muss der Zusammenhang zwischen den beiden Bedeutungen systematisch sein:

The relation between the sentence meaning and the metaphorical utterance meaning is systematic rather than random or ad hoc.<sup>122</sup>

Es ist gerade jener systematische Zug der Theorie, den Davidson so vehement kritisiert. Er ergibt sich jedoch aus dem generellen Schema. Um ihn ablehnen zu können, müsste also das Schema abgewiesen werden.

Die Schriftzeichen *S*, *P*, *R* sind Variablen, und die Frage ist nun, für welche Arten von Entitäten sie stehen. An einer Stelle sagt Searle, es können Mengen sein, und in einer nachstehenden Fußnote ist zu lesen:

It is essential to avoid any use – mention confusions when talking about these sets. Sometimes we will be talking about these *sets*. Sometimes we will be talking about the *words*, other times about *meanings*, other times about *references and denotations*, and still other times about *truth conditions*.<sup>123</sup>

Auf der Ebene seiner Betrachtung stehen für diese Variablen Mengen von Wörtern. Sie determinieren ihre Bedeutungen, und die Bedeutungen wiederum ihre Bezugsgegenstände [references and denotations]. Falls man über die Bedeutungen von Sätzen sprechen wollte, können diese Bedeutungen (in der Auffassung Searles ausdrücklich) als Wahrheitsbedingungen [truth conditions] gefasst werden. Eins steht aber fest: Die metaphorische Bedeutung „*S is R*“ ist von der gleichen Art wie die wörtliche Bedeutung „*S is P*“. Ferner soll die Metapher Kommunikationszwecken dienen. Dies erlaubt uns zu schlussfolgern, dass die Theorie Searles zu unserem Typ (B) gehört.



Der systematische Zusammenhang zwischen der Satzbedeutung und der Äußerungsbedeutung soll in einer Reihe von Prinzipien zum Ausdruck gebracht werden. Einige sind mit der Interaktionstheorie kompatibel (wie z. B. „Principle 3: Things which are *P* are often said or believed to be *R*.“<sup>124</sup>), andere gehen hingegen über die Theorie Blacks hinaus. Das vierte Prinzip Searles vermag beispielsweise die Metaphern (95) und (96) von Wittgenstein einzubeziehen, in denen die Verbindung *ex hypothesi* keine semantische ist:

Principle 4: Things which are *P* are not *R*, nor are they like *R* things, nor are they believed to be *R*, nonetheless it is a fact about our sensibility, whether culturally or naturally determined, that we just do perceive a connection, so that utterance of *P* is associated in our minds with *R* properties.<sup>125</sup>

Dies ist jedoch eine kosmetische Verfeinerung, die auch in Blacks Theorie zu erreichen ist, indem der Terminus „Gemeinplatz“ hinreichend breit verstanden wird, so dass die Distinktion zwischen

semantischen und empirischen – d. h. zwischen analytischen und synthetischen – Implikationen entfällt.

Um die Affinität beider Theorien vollständig explizit zu machen, müssen Searles Einwände gegen die Interaktionstheorie entkräftet sein. Unsere Erörterung lässt sich jedoch kurz fassen, denn die meisten Einwände zielen auf andere Vergleichstheorien. Searles erster Einwand ist, dass auch das Primärsubjekt metaphorisch gegeben werden könne. In der Metapher

(98) Sally is a block of ice.

kann das Subjekt „Sally“ metaphorisch durch „the bad news“ ersetzt werden aufgrund der Metapher „Sally is a bad news“:

(99) The bad news is a block of ice.

Hier müssen das Primär- sowie das Sekundärsubjekt metaphorisch genommen werden. Searle gibt zwar zu, dass solche Metaphern stilistisch ungeschickt, doch logisch kohärent sind.\* Darauf ist folgendermaßen zu antworten: Entweder ist der Hörer im Stande, diese Verstrickung zu entwirren, d. h. die beiden Metaphern auseinander zu halten, oder dieser Einwand wird zum Gegenbeispiel gegen Searles eigene Theorie.

Der zweite Einwand ist eine Verallgemeinerung des ersten. Es soll nicht generell gelten, dass in der Metapher „A ist B“ die semantischen Inhalte der beiden Subjekte interagieren. Als Beispiel dient Searle wiederum die Metapher (98). Das Primärsubjekt „Sally“ ist ein Eigennamen und hat somit keine semantische Bedeutung, die mit dem Sekundärsubjekt interagieren könnte. Ähnlich könnte man auch mit Personalpronomen argumentieren („She is a block of ice.“). Eigennamen wie auch Indexausdrücke stellen jedoch semantisch unvollständige Elemente dar, die einer nachträglichen Theorie bedürfen, um sich in die Semantik eingliedern zu können. Im Abschnitt 1.1.1 ist gezeigt worden, wie gemäß der Russell’schen Theorie Eigennamen durch Bündel von Deskriptionen zu ersetzen sind. Dies bedeutet, dass sie semantische Inhalte bekommen, die schon tauglich sind, in die Interaktion hineinzutreten. Des weiteren ist darauf hinzuweisen, dass auch dieser Einwand sich gegen Searles Theorie wenden lässt.†

### 2.2.3.2 Argument 9: Metapher in der *oratio obliqua*

Es gestattet keinen Zweifel, dass die Metapher stark, sogar stärker als die wörtliche Sprache, vom Kontext beeinflusst ist, und wenn sie eine metaphorische Bedeutung haben soll, muss diese Bedeutung ebenso vom Kontext abhängig sein. In 2.1.5 haben wir untersucht, wie sich Metaphern in einem sehr einfachen Kontext verhalten – nämlich wenn sie negiert werden. Es ist geprüft worden, ob unsere Auslegung der Interaktionstheorie auch in diesem Kontext zu funktionieren vermag. Das Einsetzen der Metapher in einen Kontext kann also als eine Art der Probe gedacht werden, ob diese oder jene Auffassung der Metapher adäquat ist. Die allgemeine Struktur des Arguments ist diese: Wenn die Funktionsweise der Metapher „A ist B“ durch die Erklärung *E* beschrieben ist, dann muss diese Erklärung ebenso im Kontext *K*(A ist B) brauchbar sein. Der Kontext *K*(A ist B) sei ein grammatisch richtiger Text, welcher die Metapher „A ist B“ beinhaltet oder Bezug auf sie nimmt. Dieses Argument ist ein Spezialfall dessen, in dem der indirekte Kontext von

(100) Peter sagte, dass A (ein) B sei.

\* Searles Beispiele sind nur im englischsprachigen Original voll verständlich.

† Ein erstes Mal wurde dieser Vorbehalt durch Samuel L. Levin gegen Searle geltend gemacht. Er schreibt: „[Searle’s] argument is based on the assumption that the meaning of certain types of noun phrases – primarily proper names and indexical expressions – is exhausted in their referring function, and that there is little or no semantic residue left over to engage in ‘interaction’.” (Levin, Samuel L.: „Language, concepts, and worlds: Three domains of metaphor“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Cambridge 1993. S. 112-123. Hier: S. 114.)

analysiert wird. Es ist ein indirekter Kontext, im Gegensatz zur direkten Rede, d. h. zu der Zitierweise in Anführungszeichen wie „Peter sagte: »A ist B«“. Erst muss daher kurz dargestellt werden, was es bedeutet, eine Aussage in einen indirekten Kontext zu verlegen. Frege hat vorgeschlagen, dass Wörter in einem indirekten Kontext eine Sinn- und Bedeutungsverschiebung erfahren: „Wir unterscheiden demnach die gewöhnliche Bedeutung eines Wortes von seiner ungeraden und seinen gewöhnlichen Sinn von seinem ungeraden Sinne. Die ungerade Bedeutung eines Wortes ist also sein gewöhnlicher Sinn.“<sup>126</sup> In unserer modernen Terminologie heißt es, dass in einem indirekten Kontext die übliche Bedeutung eines Wortes zum neuen Bezugsgegenstand wird. Am schärfsten hat diese Auffassung Davidson kritisiert.<sup>127</sup> Laut ihm macht Freges Theorie eine *ad hoc* Ausnahme, der gemäß sich die Bedeutung eines Wortes in einigen, aber unbestimmten Kontexten ändern soll. Seine eigene Theorie erhebt den Anspruch, diese Ausnahmeregelung zu vermeiden. Die logische Form des Satzes (100) ist Davidson zufolge diese:

(101) Peter sagte dies. *X*.

Das Demonstrativum „dies“ sollte auf die nachstehende Aussage *X* referieren, die an dieser Stelle dieselbe Bedeutung haben soll, wie die ursprüngliche Aussage „A ist B“ von Peter.\* Wäre es möglich, die Metapher (token) „A ist B“ zu paraphrasieren, dann könnte man sie wie folgt referieren:

(102) Peter sagte dies. Paraphrase(A ist B).

Nun könnte man wieder auf die Frage eingehen, welche Art der Paraphrase angemessen wäre – ob die Paraphrase<sub>B</sub> oder die Paraphrase<sub>G</sub>. Wir wollen nun die Theorien von Frege sowie von Davidson im Auge behalten und dieses Argument auf die Metapher anwenden.

Zuerst hat dieses Argument L. J. Cohen benutzt, um zu zeigen, dass die metaphorische Bedeutung nicht die Äußerungsbedeutung sein kann und dass sie auf der semantischen Ebene bleiben muss.<sup>128</sup> Sein Beispiel ist folgendes. Tom habe gesagt:

(103) The boy next door is a ball of fire.

Folglich kann jemand über diese Äußerung berichten mit den Worten:

(104) Tom said that the boy next door is a ball of fire.

Nehmen wir an, dass es sich um die Metapher „Der Junge nebenan ist ein Feuerball.“ handelt. Nun behauptet Cohen, dass die Metaphorizität der ersten Aussage in dem Bericht (104), d. h. in dem indirekten Kontext bewahrt bleibt. Dagegen wird die Äußerungsbedeutung nicht transportiert, denn es ist ein anderer Sprechakt. Demzufolge muss die Metaphorizität eine Eigenschaft der Satzbedeutung, sprich der wörtlichen Bedeutung sein.

Cohen benötigt jedoch eine wichtige Voraussetzung: Eine Metapher kann adäquat berichtet werden, insoweit sie verstanden worden ist. Dies würde bedeuten, dass nur ihre konkrete Interpretation, nicht die Metaphorizität in den indirekten Kontext übertragen wird. Auch das Beispiel Cohens deutet darauf hin, dass es sich vielmehr um eine tote Metapher handelt. „Ball of fire“ be-

---

\* Der Zusammenhang zwischen der ursprünglichen Aussage und dem Bericht über sie ist bei Davidson kein einfacher. Er hat dafür das Konzept des „samesayers“ [Gleichsprechers] entwickelt. In meiner Lesart gehe ich auf Einwände von T. Burge ein. Er hat nämlich argumentiert, dass es günstiger wäre, eher auf Sätze (type) als Aussagen (token) zu referieren. Demzufolge wird das eigenartige und umstrittene Konzept des „samesayers“ überflüssig, und die Verbindung der beiden Aussagen kann mit Hilfe der semantischen Terminologie erfolgen. Dies lässt sich ohne größere Probleme in Davidsons Auffassung der Sprache einfügen, denn das (semantische) Konzept der Synonymie (zwischen Aussagen) ergibt sich aus der radikalen Interpretation. Vgl. Burge, T.: „On Davidson’s ‘On Saying That’“. In: Lepore, E. (Hrsg.): *Truth and Interpretation: Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. New York 1986. S. 191-208.

deutet im Englischen „erfolgreicher Mensch“ oder „energischer, vitaler Mensch“\*. Diese Bedeutung wird sicherlich in den indirekten Kontext transportiert, aber sie ist keine metaphorische Bedeutung.

Würde diese Voraussetzung übergangen, so würde sich dieses Argument ebenso gegen semantische Theorien der metaphorischen Bedeutung richten. J. Crosthwaite hat das Argument von Cohen aufgenommen und versucht zu zeigen, dass die Metapher adäquat berichtet werden kann, auch ohne vom Referierenden verstanden zu werden, sogar ohne als solche entdeckt zu werden.<sup>129</sup> Da es nur die wörtlichen Bedeutungen der Wörter sind, die in den indirekten Kontext übergehen, sind etwelche metaphorischen Bedeutungen unergiebig, die kognitive Rolle der Metapher zu erklären. Dies ist gerade die Position von Davidson, und Crosthwaite hält dieses Argument für ausschlaggebend, um diese Position als berechtigt hinstellen zu dürfen.

Dagegen lässt sich aber einzuwenden, dass die Kenntnis der Metaphorizität der Aussage (103) den Bericht über sie zu beeinflussen vermag. Nähme man sie als lebendige Metapher, könnte sie auf deutsch referiert werden als:

(105) Tom hat gesagt, der Junge nebenan sei ein Feuerball.

Wüsste man um die Tatsache, dass es um eine tote Metapher geht, müssten in dem Bericht auch ihre zusätzlichen Bedeutungen berücksichtigt werden, oder es müsste ein entsprechender idiomatischer deutscher Satz angeführt werden:

(106) Tom hat gesagt, der Junge nebenan sei ein Energiebündel.

Im Gegenteil zu (106) kann jener Satz (105) etwa so interpretiert werden, dass über den betreffenden Jungen gesagt worden ist, er sei pummelig und trage einen feuerroten Pulli. Daraus ergibt sich, dass vitale Metaphern nicht problemlos in indirekte Kontexte versetzt werden können, und wir brauchen ein Kriterium der Adäquatheit dieses Verfahrens. Unser Problem stellt sich so: Wie kann eine metaphorische Aussage im Bericht wiedergegeben werden, ohne ihren metaphorischen Charakter zu verlieren? Anders ausgedrückt: Wie kann man sich auf die Bedeutung einer Metapher (token) beziehen? Man müsste die Metapher samt ihrem Kontext verlegen – und dies ist genau die Aufgabe der Zitation. Versuchen wir dies erst an einem Beispiel deutlich zu machen. Kann die Metapher (73) folgendermaßen referiert werden:

(107) Morgenstern hat geschrieben, dass die Nacht ein Bronnen sei.

Aber eine solche Aussage scheint nicht korrekt zu sein. Wäre (107) nicht vielmehr eine nachlässige Form der folgenden Zitation?

(108) Morgenstern hat geschrieben: „O Nacht, du Sternenbronnen“.

Oder:

(109) Morgenstern hat über die Nacht als „Sternenbronnen“ gedichtet.

Wir können daher eine provisorische Annahme machen, dass vitale Metaphern nicht in indirekten Kontexten stehen dürfen.<sup>†</sup> Dies hieße, um eine Metapher adäquat zu berichten, müsste man sie zitieren. Dies ist allerdings nur eine verallgemeinerte Beobachtung. Wir wollen sie aus den oben skizzierten Theorien von Frege und Davidson erklären und weiterhin verfolgen, was sich aus diesem Argument ergibt.

\* Vgl. z. B. *Merriam-Webster's Collegiate Dictionary*: „a person of unusual energy, vitality, or drive“. (In: *Encyclopædia Britannica 2006 Ultimate Reference Suite* [DVD]. 1994-2006.)

<sup>†</sup> Dies ist die Position von Roger White. Vgl. White, Roger M.: *The Structure of Metaphor*. Oxford 1996. S. 187f.

Davidsons Theorie lässt sich als eine Art der Elimination von indirekten Kontexten verstehen. In dem Satz (101), d. h. in der logischen Form des Berichts, kommt kein indirekter Kontext vor. Was die Metapher angeht, lässt sich demnach das Problem der *oratio obliqua* auf das Problem der Paraphrase reduzieren: Metaphern lassen sich nicht adäquat referieren aus demselben Grund, aus dem sie sich nicht paraphrasieren lassen. Wir haben damit zwar kein neues Argument gewonnen, doch haben wir einen Zusammenhang festgestellt zwischen zwei zunächst vermeintlich unabhängigen Phänomenen.

Freges Theorie der Bedeutungsverschiebung setzt eine gewisse funktionale, sprich: intensionale Struktur voraus, die in der streng extensionalen Sprachphilosophie Davidsons keinen Platz hat. Welche Struktur dürfen wir bei Metaphern nun voraussetzen? In 0.5.4 ist bereits erwähnt worden, dass Frege neben geläufigen Kontexten die sog. Fiktionskontexte diskutiert hat, in denen es nicht um die Wahrheit oder allgemein um Bedeutungen (in der Terminologie Freges) geht. Hier drücken Wörter nur ihre Sinne und damit verbundene subjektive Vorstellungen und Gefühle aus. Es sind solche Kontexte, in denen eine Metapher ohne eine bestimmte Interpretation (die schon wahr oder falsch sein kann) gebraucht wird. Da diese Sinn-Bedeutung-Struktur fehlt, kann Widersinniges entstehen wie in dem Bericht (107), und die Abwesenheit dieser Struktur ist auch der Grund, weshalb so gebrauchte Metaphern nicht in indirekten Kontexten stehen dürfen.\*

Metaphern können jedoch auch anders gebraucht werden, nämlich wenn eine konkrete Interpretation (mindestens teilweise) angedeutet oder beabsichtigt ist. Hier ist die Bedeutung der Metapher mit der Bedeutung der intendierten Interpretation identisch und genau diese Bedeutung wird in einem indirekten Kontext zum Bezugsgegenstand. Ein solcher Gebrauch der Metapher kann daher so referiert werden, dass diese Interpretation referiert wird. Wir wollen es an der schon besprochenen Metapher Davidsons anschaulich machen:

(110) Metaphern sind die Traumarbeit der Sprache.

Ein Bericht mag folgendermaßen gestaltet werden: Davidson hat Metaphern als Traumarbeit betrachtet, indem er auf die schöpferische und dialogische Deutung der beiden hingewiesen hat. Die bestimmte Interpretation lag in dem Kontext – nämlich in derselben Satzverbindung – und es hat keine Schwierigkeiten gemacht, diese Interpretation zu erkunden und folglich zu paraphrasieren. Je weniger aber eine bestimmte Interpretation sichtbar würde, desto problematischer wäre es, einen relevanten Kontext wiederzugeben. Man kann zwar die Metapher (73) mit anderen Wörtern (Brunnen statt Sternenbrunnen) und in einer anderen Form als an der Originalstelle aussprechen, aber – um sie adäquat zu interpretieren – müsste man den Kontext, d. h. zumindest das ganze Gedicht kennen. Das Kriterium der Adäquatheit ist noch genauer zu approximieren: Derjenige, der über eine Metapher berichtet, sollte seinem Hörer genau dieselbe Freiheit gewähren, seine eigene Interpretation hervorzubringen, wie dies der ursprüngliche Autor der Metapher seinem Hörer gestattet hat. Wie weit diese Freiheit gehen soll, ist lediglich aus dem Kontext zu entnehmen, und eben diese kontextuelle Information muss der Referierende seinem Hörer vermitteln, um über die Metapher zu berichten. Ein angemessener Bericht über die Metapher (73) mag etwa so aussehen: Morgenstern hat geschrieben, die Nacht sei ein tiefer Brunnen, der den Betrachter, der sich dem Sternenlicht aussetzt, umfließt und ihm ein glückseliges Wissen offenbart.

---

\* Richard Moran hat darauf hingewiesen, dass die „mention/use“-Differenz bei vitalen Metaphern genauso wenig Sinn ergibt wie bei Bildern. „In *language* we can distinguish between reproducing someone’s utterance when it is quoted, and reproducing someone’s words to make the same assertion oneself. On the other hand, when it comes to reproducing a picture, there doesn’t seem to be anything like the distinction between mention and use, and it’s not clear that either of the alternatives has any application, or that pictures per se have the notational resources for actual quotation.“ Und die Schlussfolgerung: „Quoting [does not] neutralize the effect of a strong metaphor.“ („Seeing and Believing: Metaphor, Image, and Force“. *Critical Inquiry* 16:1, 1989, S. 87-112. Hier: S. 102f.)

Zusammenfassend lässt sich über dieses Argument sagen: Bevor wir den indirekten Kontext als Probe einer metaphorischen Bedeutung benutzen, muss geklärt werden, wie sich Bedeutungen in solchen Kontexten verhalten. Erklärten wir dies in der Theorie von Davidson, würde sich das Argument auf die bereits betrachtete Paraphrasierbarkeit reduzieren. Greifen wir jedoch zu der Frege'schen Theorie, müssen wir voraussetzen, dass es etwas wie metaphorische Bedeutungen (mindestens gemäß unserer These (C)) gibt. Das Verhalten der Bedeutungen ist in dieser Theorie erklärbar und darüber hinaus sind wir im Stande, das Kriterium der Adäquatheit für das Berichten über die Metapher zu formulieren.

### 2.2.3.3 Argument 10: keine Äußerungsbedeutung

Der Zweck des Abschnitts 2.2.3.1 ist zu zeigen, dass, was die metaphorische Bedeutung angeht, pragmatische Theorien mit den semantischen Theorien kompatibel sind. Wir könnten daher die vorstehenden Argumente der Reihe nach umformulieren, um sie gegen pragmatische Theorien ins Feld zu führen. Einige mögen zusammenfallen, andere hingegen nehmen eine größere Komplexität an. An dieser Stelle wollen wir eine Variante der Argumente 7 (Paraphrasierbarkeit) und 8 (Verkehrte Erklärung) anführen, um explizit zum Ausdruck zu bringen, dass die Hauptidee der pragmatischen Theorien – nämlich dass die metaphorische Bedeutung die Äußerungsbedeutung sei – mangelhaft ist.

Paul Grice hat in seinem Aufsatz „Meaning“<sup>130</sup> untersucht, was es heißt, wenn ein Sprecher (oder allgemeiner ein Agent) *A* etwas mit seiner Äußerung (bzw. Aktion) *x* meint:

[i] *A* must intend to induce by *x* a belief in an audience, and [ii] he must also intend his utterance to be recognized as so intended. [iii] But these intentions are not independent; the recognition is intended by *A* to play its part in inducing the belief, and if it does not do so something will have gone wrong with the fulfillment of *A*'s intentions.<sup>131</sup>

Grices Auffassung der Bedeutung ist nicht auf die linguistische Kommunikation beschränkt; unter der Aktion *x* können auch nicht-sprachliche Handlungen, wie Signale, Gestik, Mimik u. dgl. m. verstanden werden. Stephen Davis hat überzeugend argumentiert, dass die entscheidende dritte Bedingung im Falle der Erfassung von Metaphern nicht erfüllt sein muss.<sup>132</sup> Es sei zugestanden, (a) dass der Sprecher mit seiner metaphorischen Äußerung beim Hörer irgendwelche bestimmten Ansichten über den relevanten Gegenstand hervorzurufen beabsichtigte, und (b) dass der Hörer diese Ansichten als die beabsichtigten erkannte. In anderer Terminologie heißt es, (a') der Sprecher hatte eine bestimmte Interpretation (oder eine bestimmte Menge von Implikationen) der Metapher im Sinne und (b') der Hörer entdeckte diese als solche.

Eine weitere, aber nicht unüberwindbare Schwierigkeit besteht schon in der Erfüllung der zweiten Bedingung, d. h. darin, dass die Menge von Implikationen durch den Kontext begrenzt werden soll. Es seien im Kontext genügend Hinweise vorhanden, damit der Hörer weiß, dass genau diese und nur diese Interpretation die vom Sprecher beabsichtigte ist. Die zweite und entscheidende Schwierigkeit liegt in der Nichterfüllung der dritten Bedingung: Es sind nicht die Intentionen des Sprechers (oder ihre Erkundung), die den Hörer zum Begreifen (d. h. zur Aufspürung der richtigen Interpretation) leiten, sondern umgekehrt vermag der Hörer aus seinem Verständnis der Metapher auf die Intentionen des Sprechers zu schließen. Die Intentionen [i] und [ii] sind in dem Fall der Metapher in der Tat unabhängig: Der Sprecher mag mit seiner metaphorischen Äußerung an irgendwelche Ansichten, Implikationen, sprich: an irgendeine Interpretation gedacht haben; der Hörer mag allen diesen Implikationen auf die Spur kommen, auch ohne dass er sie als die intendierten erkennt. Auf der anderen Seite mag die metaphorische Äußerung beim Hörer Ansichten hervorrufen, von denen er vermutet, dass sie vom Sprecher nicht beabsichtigt worden sein müssen (z. B. weil ihm ein Hintergrundwissen fehlt).

Unser Resultat lässt sich als Paraphrase des Zitats von Davidson aus 2.2.2.8 verstehen: Intentionen des Sprechers *erklären die Metapher nicht, sondern die Metapher erklärt sie. Sobald wir eine Metapher verstehen, können wir (bis zu einem gewissen Punkt) sagen, was die Intentionen gewesen sind.*

#### 2.2.3.4 Zusammenfassung der Argumente

Bilden die oben geschilderten Argumente einen hinreichenden Grund, um die Idee der metaphorischen Bedeutung verwerfen zu dürfen? Oder die Frage sollte vielmehr derart gestellt werden: Was bleibt von dieser Idee übrig, wenn alle Argumente erst genommen werden? Den Argumente 1-7 zufolge sind Theorien der metaphorischen Bedeutung gemäß den Thesen (A) und (B) diskreditiert, und die zwei letzten Argumente erlauben uns, ebenso pragmatische Theorien auf ähnliche Art zu verurteilen. Der Hauptgedanke lässt sich so zusammenfassen: Auch wenn es gelingt, die Kontextabhängigkeit oder die Abhängigkeit der Metapher von Intentionen des Sprechers in die metaphorische Bedeutung einzuschließen, wird die Metapher über jede solche Bedeutung hinausgehen, sonst kommt das Wesentliche der Metapher abhanden. Der Übergang von einer Theorie der Art (B) zur Art (C) besteht hauptsächlich in der Idee der *kommunikativen* Bedeutung. Die Metapher mag zwar über eine sekundäre oder metaphorische Bedeutung verfügen, sie wird jedoch (der These (C) zufolge) nicht kommuniziert. Wenn sich in einem konkreten Fall irgendeine metaphorische Bedeutung erforschen lässt, kann sie nicht dem Sprecher zugeschrieben werden als ein konkretes Etwas, das er seinem Hörer mitteilen wollte und das er einräumen müsste. Eine solche Bedeutung ist immer vom Hörer und von seiner Interpretation beeinflusst, und er ist nicht im Stande festzustellen, worin sein Anteil liegt. Der Hörer mag sich zwar bemühen, mit seiner Interpretation dem Sprecher nahe zu kommen – also die Interpretationen (seine und die des Sprechers) konvergieren zu lassen –, aber es ist kein absolutes Muss.

Die Argumente 8 und 10 werden den übrigen in gewisser Weise entgegengesetzt. Sie formulieren allgemeine Bedingungen, denen jede Theorie der metaphorischen Bedeutung gerecht werden muss, um die Leistung der Metapher erklären zu können. Das Resultat ist: Die metaphorische Bedeutung muss der Metapher als *type* zukommen – und dies wird nur von Theorien der Art (A) erfüllt. Aber die vorigen Argumente stellen einen guten Grund gegen solchen Theorien dar. Ist damit die Idee der metaphorischen Bedeutung endgültig widerlegt? Wenn diese Idee Bestand haben sollte, so müsste sie über die Metapher etwas Allgemeines aussagen, das die Gesprächspartner kennen, bevor sie eine Metapher zu Stande bringen oder interpretieren. Die metaphorische Bedeutung darf nicht dieser oder jener Metapher zukommen, sondern der Metapher überhaupt. Es ergibt wenig Sinn, danach zu fragen, was der Sprecher mit seiner Metapher „A ist B“ gemeint hat oder was diese Metapher *bedeutet* – z. B. was es bedeutet, dass die Nacht ein Brunnen ist. Eine berechtigte Frage ist, was es *bedeutet*, eine Metapher hervorzubringen (oder zu *metaphorizieren*), im Unterschied dazu, etwas zu behaupten, zu lügen oder frei und unverbindlich zu sprechen. Es ist jedoch fraglich, ob das Konzept der Bedeutung zur Beantwortung dieser durchaus sinnvollen Frage tauglich ist. Davidson ist nicht der Meinung, weil er die Bedeutung ganz streng auffasst und vorschlägt, die Metapher als eine Art des Gebrauches zu untersuchen.\* Man braucht keine ungewöhnliche Auffassung der Bedeutung ins Spiel zu bringen, um das Problem aufzuzeigen: Das Konzept der Bedeutung kommt Wörtern und Sätzen zu. Kann man

---

\* So würde die Metapher unter die große Klasse von Fällen gehören, in denen die Bedeutung eines Satzes durch seinen Gebrauch zu erklären ist. Vgl. folgendes Zitat aus Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen*: „Man kann für eine große Klasse von Fällen der Benützung des Wortes ‚Bedeutung‘ – wenn auch nicht für alle Fälle seiner Benützung – dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“. (Nachlass 227a:36. [Typoskript (a) des ersten Teils der Endfassung der Untersuchungen.] Unterstreichung im Original.)



hingegen sagen, was ist die allgemeine Bedeutung des Aussagesatzes oder des Imperativs? Eine solche Bedeutung wäre von anderer Art als die übliche aus dem einfachen Grund, dass sie Entitäten anderer Art zukommt. So ist auch die notwendige Andersartigkeit der metaphorischen Bedeutung zu verstehen. Die zunächst einmal absurd klingende Behauptung, Metaphern hätten (außer der wörtlichen) keine Bedeutung, ist vielmehr so zu verstehen, dass das Konzept der Bedeutung nicht geeignet ist, die charakteristische Leistung der Metapher zu erklären. Es bieten sich allerdings andere Zugangsweisen: Man kann beispielsweise die Metapher als Kultivierung der Vertrautheit („cultivation of intimacy“, Ted Cohen), als kausale Wirkung (Richard Rorty), als linguistische Hybride („linguistic hybrid“, Roger White) oder Wittgenstein'sches Sprachspiel verstehen. Ob diese Theorien tauglicher sind als die der metaphorischen Bedeutung, ist eine andere Frage.

## 2.2.4 Die positive Theorie

Davidsons Bemerkungen zu seiner positiven Auffassung sind recht spärlich oder allgemein gefasst, und beinahe könnten sie hier ungekürzt reproduziert werden. Mehr werden wir später aus einer anderen Darstellung dieser positiven Theorie von Richard Rorty erfahren. Es darf vorweggenommen werden, dass Davidson semantische Theorien und vornehmlich die Interaktionstheorie nicht durchaus verwerfen wollte:

Was Max Black [...] und die anderen über die Leistung der Metapher ausführen, steht größtenteils gar nicht in Gegensatz zu meiner Auffassung, außer daß ich glaube, sie leiste mehr, und daß die zusätzliche Leistung anderer Art ist.<sup>133</sup>

Eine unserer Aufgaben besteht darin, der Interaktionstheorie den adäquaten methodischen Ort anzuweisen. Oder konkreter: Zunächst interessiert uns nur das Ergebnis der Interaktion – eine (möglicherweise unbegrenzte) Menge von Implikationen. Was wäre Davidson zufolge die richtige Bestimmung einer solchen Menge, wenn es sich schon um keine metaphorische Bedeutung handelt? Ich gebe vorab eine Auflistung der positiven Aussagen Davidsons über die Leistung der Metapher.

(i) Ganz allgemein sagt er, die Metapher verursache einen Effekt oder habe eine Pointe [a point], die sich „durch die Verwendung weiterer Worte verdeutlichen läßt“<sup>134</sup>. Das besagt nicht viel. Auch ganz übliche assertorische Sätze wie „es regnet“ haben eine Pointe, nämlich die Tatsache auszudrücken, dass es regnet. Doch ist aus dem zitierten Textstück zu entnehmen, dass das Vorhaben des Sprechers beim Aussprechen einer offensichtlichen Wahrheit oder Unwahrheit über den dadurch ausgedrückten (leeren oder allumfassenden) Sachverhalt hinausgeht. Man braucht nicht erneut hervorzuheben, dass das Mehr kein anderer Sachverhalt ist. Der Hörer kann das Vorhaben des Sprechers, eine zusätzliche – perlokutionäre – Pointe zu äußern, erkennen und sich darauf einstellen. Der Effekt der Metapher lässt sich in Worte fassen, und dies tun semantische Theorien: „An diesen Beschreibungen der Wirkungen [effects] der Metapher habe ich nichts auszusetzen, sondern nur an den damit zusammenhängenden Ansichten darüber, *wie* die Metapher sie angeblich hervorruft.“<sup>135</sup> Über die Struktur des Effekts wissen wir nun eine ganze Menge. Die Interaktionstheorie liefert nämlich seine eingehende Beschreibung. Wir müssen lediglich die richtige theoretische Einordnung dieses Effekts finden.

(ii) Im Weiteren wird bei Davidson T. S. Eliots Gedicht „The Hippopotamus“ angeführt, und darauf folgt diese Behauptung: „Freilich wird in dem Gedicht vieles angedeutet, was über die wörtliche Bedeutung der Wörter hinausgeht. Doch Andeutung ist nicht dasselbe wie Bedeutung.“<sup>136</sup> Dies solle ebenso für die Metapher gelten. Sie solle Vieles über die wörtliche Bedeutung der involvierten Wörter andeuten, doch Andeutung sei etwas anderes als Bedeutung.

(iii) Das Adjektiv „metaphorisch“ kommt nicht der Bedeutung, sondern dem Gebrauch zu. Die Metapher ist ein Phänomen von der Art wie z. B. die Lüge. Ein assertorischer Satz kann als Lüge oder Metapher gebraucht werden. Beim Lügen besteht keine Neigung, eine sekundäre –

lügenrische – Bedeutung zu postulieren. Zu dem metaphorischen Gebrauch sagt Davidson: „Und der spezielle Gebrauch, zu dem wir die Sprache in der Metapher einsetzen, ist nicht der – kann nicht der sein –, »etwas Spezielles zu sagen«, sei es noch so indirekt.“<sup>137</sup> Nun wissen wir, was dieser metaphorische Gebrauch *nicht* ist. Was ist er demzufolge?

(iv) Eine metaphorische Äußerung – „ebenso wie ein Bild oder eine Beule am Kopf“<sup>138</sup> – kann den Hörer veranlassen, eine bestimmte Tatsache zu erkennen. Das ist so zu verstehen, dass eine Metapher eine *kausale* Ursache einer Überzeugung sein kann, welche schon einen Tatbestand ausdrückt.

(v) Gegen Ende seines Aufsatzes bekennt sich Davidson zu einem deutlich traditionellen Zug seiner Auffassung: „Die Metapher sorgt dafür, daß wir ein Ding als etwas anderes sehen, indem sie eine wörtliche Aussage macht, die die Einsicht auslöst oder veranlaßt.“<sup>139</sup> Ähnliche Aussagen sind bei Aristoteles oder Black zu finden. Wäre dieser Satz das Ergebnis von Davidsons Untersuchung, besagte er beklagenswert wenig. Was es heißt, etwas als etwas anderes zu sehen, davon ist von Davidson nichts zu erfahren.\*

Zusammenfassend lässt sich über Davidsons Auffassung der Metapher sagen: Der Sprecher, indem er metaphorisch spricht, verknüpft mit seinen Wörtern nur ihre wörtliche Bedeutungen. Metaphorisch darf diese Verwendung heißen, denn er legt den Akzent auf den Effekt, den seine Äußerung beim Hörer veranlassen soll. Der Hörer wird dies in der Regel erkennen und kann auf den bestimmten oder unbestimmten Effekt seine Aufmerksamkeit richten. Das Ziel dieses Effekts – die sogenannte *Pointe* der Metapher – ist es, den Hörer zu veranlassen, etwas als etwas anderes zu sehen.

#### 2.2.4.1 Andeutung und Bedeutung

Der Kern der semantischen Theorien besteht darin, dass die Bedeutung eines metaphorisch gebrauchten Wortes eine – mehr oder weniger systematische – Änderung erfährt. In Austin'scher Terminologie heißt dies, das Besondere der Metapher liege in einer Veränderung innerhalb des *lokutiven* Akts. Die pragmatischen Theorien legen diese stets systematische Veränderung in den *illokutiven* Akt hinein. Wenn Davidson sagt, die Interaktionstheorie beschreibe nicht die Bedeutung der Metapher, sondern ihren besonderen Effekt, den sie beim Hörer hervorzurufen vermag, so soll dies heißen, das Besondere der Metapher liege im *perlokutionären* Bereich.

Die semantischen sowie pragmatischen Theorien haben laut Davidson den Fehler begangen, die Beschreibung eines perlokutionären Effektes als sekundäre Bedeutung betrachtet zu haben, die einen Sachverhalt ausdrücken kann. Aus diesem Irrtum entspringt auch die notwendige Unbegrenztheit der angeblichen metaphorischen Bedeutung: Jeder sprachliche Ausdruck – gleichviel ob metaphorisch oder buchstäblich gebraucht – deutet vieles an, das über seine wörtliche Bedeutung hinausgeht. Wenn wir die scharfe Differenz zwischen analytischen und synthetischen Implikationen preisgeben oder relativieren, so ergibt die Begrenztheit der Menge von Implikationen keinen Sinn.

Besteht nun die Aufgabe der Metapher darin, einen besonderen – metaphorischen – Effekt hervorzurufen? Der Effekt soll den Hörer veranlassen, neuer, zuvor unentdeckter Ähnlichkeiten zwischen den beiden Subjekten gewahr zu werden, oder etwas als etwas anderes zu sehen. Die Negativität oder Absurdität der wörtlichen Bedeutung soll nur die Aufmerksamkeit des Hörers auf

---

\* Davidson will keineswegs auf die vorherrschende Wahrnehmungsmetaphorik älterer Theorien verzichten: „Kein Zweifel, Metaphern regen uns häufig an, Dinge zu bemerken, die uns vorher nie aufgefallen sind; außer Zweifel steht auch, daß sie uns überraschende Analogien und Ähnlichkeiten zu Bewußtsein bringen; sie geben tatsächlich, wie Max Black sagt, so etwas wie *ein Objektiv oder ein Gitter ab, durch das wir die betreffenden Phänomene erblicken*“. (WMB, S. 71. Meine Hervorhebung). Dieser Aspekt von Davidsons Theorie rief eine kritische Bemerkung von Richard Rorty hervor; darüber an späterer Stelle in 2.2.4.3.

diesen Effekt hinweisen. Davidson bezweifelt nicht, dass die Wirksamkeit dieses Effekts von den wörtlichen Bedeutungen der involvierten Wörter abhängig ist. Er stellt jedoch in Frage, dass der Effekt *systematisch* aus den wörtlichen Bedeutungen abzuleiten ist.

Wie ist nun der kausale Charakter des Effekts zu verstehen? Angenommen, jemand, der der deutschen Sprache mächtig ist, hört das Wort „Hund“ oder den Ausruf „Achtung, Hund!“. Dies mag zur Konsequenz haben, dass er – nachdem er die Mitteilung verstanden hat – sich einen bestimmten Hund vorstellt oder die Flucht ergreift. Diese Reaktionen sind eine Art des kausalen Zusammenhangs. Zuletzt passt jede sprachliche Kommunikation in das Schema Reiz – Reaktion hinein. Dieses ist aber eine allzu grobe Beschreibung, die manche Regularitäten übersieht. Semantik ist das ausgeprägte Mittel, möglichst viele Regularitäten der Sprache zu begreifen. Regularitäten zu finden heißt, mehrere sprachliche Handlungen unter eine Regel zu bringen. Es wäre allerdings töricht zu erwarten, dass dies restlos gelingt. Der Rest – das Unsystematische, Unregelmäßige – heißt dann der perlokutionäre Effekt. Die Behauptung, dass die Wirkung der Metapher kausal zu verstehen sei, besagt lediglich, dass Metaphern nicht vollständig semantisch oder pragmatisch zu beschreiben sind.\*



Die Differenz zwischen Andeutung und Bedeutung lässt sich auch an semantischen und pragmatischen Theorien durchführen. Black äußert sich in diesem Punkt nicht klar genug; aber im Abschnitt 2.1.4 haben wir kurz die Darstellung der Interaktionstheorie von Merrie Bergmann diskutiert. Um ihre Hauptthese, dass Metaphern als Wahrheitsträger benutzt werden können, zu begründen, muss sie eine Bestimmung dessen finden, was den Inhalt einer solchen Aussage konstituiert. Da die Menge von Implikationen potenziell unendlich sein kann, und eine Wahreitsaussage nur etwas bestimmtes – d. h. begrenztes – sein muss, müssen aus dieser Menge *einige* Implikationen herausgehoben werden. Diese Implikationen sind prominent bzw. *salient*. Sie bilden nun die Bedeutung einer Metapher. Die restlichen Implikationen werden lediglich hervorgerufen oder angedeutet; sie gehören darum in den perlokutionären Bereich. Wie die prominenten Implikationen zu erkennen sind, bleibt völlig unbestimmt. An dieser Stelle ist allein der Entschluss wichtig, die Menge von Implikationen aufzuteilen. Den ersten Teil bildet eine begrenzte Menge von prominenten Implikationen, den zweiten dann eine möglicherweise unbegrenzte Menge der restlichen Implikationen. Die eine Menge wird zu der metaphorischen Bedeutung, die andere beschreibt lediglich den perlokutionären Effekt der Metapher.

Searle geht noch einen Schritt weiter. Seine Grundfrage zum Thema – nämlich „How is it possible for the speaker to say metaphorically ‘S is P’ and mean ‘S is R,’ when P plainly does not mean R [...]?“<sup>140</sup> – lässt keinen Zweifel daran, dass er nach einer *einzig*en Implikation sucht, die den Inhalt des illokutionären Akts bilden soll. Die restlichen Implikationen gehören – wie bei den semantischen Theorien – in den perlokutionären Bereich.

Ganz knapp ausgedrückt, besteht Davidsons Auffassung in der Behauptung, dass *keine* Implikationen einer lebendigen Metapher, wie betont werden muss, in den lokutionären sowie illokutionären Akt hineingelegt werden können. Der Sprecher vollzieht einen distinktiven

---

\* Die kausale Auffassung der Semantik kann heutzutage als ungewöhnlich erscheinen. Vielleicht deswegen, weil sie beinahe trivial ist. Aber man darf nicht vergessen, dass genau diese Anordnung dieser Bereiche die herrschende Meinung früherer Epochen gewesen ist. Vgl. z. B. das folgende Zitat: „Signification, in the mediaeval sense, is a special kind of causal relation: to signify x is to make one think of x. And so signification is just as transitive as the relevant kind of causality is. I see a written word, for example, and it makes me think (let us say) of the corresponding spoken word. The spoken word before my mind makes me think in turn of the corresponding concept. And the concept before my mind makes me think of what it is a concept of.“ (Spade, Paul Vincent: *Thoughts, Words and Things: An Introduction to Late Mediaeval Logic and Semantic Theory*. [o. O.] 2002. S. 85. Hervorhebung im Original.)

metaphorischen Akt, indem er die Aufmerksamkeit des Hörers auf neue Ähnlichkeiten oder Analogien zu lenken vorhat.

Dagegen lassen sich mehrere Einwände erheben. Den Einwand, dass es nach dieser Vorgehensweise keinen Sinn hätte, private Metaphern zu denken, lassen wir bei Seite, denn es ist ein Einwand gegen die Theorie der Sprechakte überhaupt, nicht gegen diese besondere Auffassung der Metapher. Max Black konkludiert, Davidsons Auffassung sei im Grunde von älteren Vergleichstheorien nicht zu unterscheiden:

Davidson's position reduces to a reformulation of the ancient and, as one might have hoped, discredited theory that I have in the past called a "comparison view."<sup>141</sup>

Dieser Einwand ist zuzulassen. Davidsons positive Theorie hängt von Differenzierungen (wie Bedeutung vs. Gebrauch, die verschiedenen Aktmomente) ab, von denen in der Antike keine Rede gewesen ist. Wenn diese Differenzen nicht in Betracht gezogen würden, würde sich Davidsons Theorie in der Tat aufheben. Einen anderen und gewichtigeren Einwand gebe ich in Blacks Worten wieder:

The gravest objection to Davidson's vigorously argued standpoint then is that, while rejecting current views, it supplies no insight into how metaphors work and fails to explain why the use of metaphors seems to so many students of metaphor an indispensable resource.<sup>142</sup>

Wenn Metaphern ausschließlich dem perlokutionären Bereich zugehören, wie ist dann ihr breites Vorkommen in der Alltagssprache, in der Philosophie und in der Wissenschaft zu erklären? Anders ausgedrückt: Es gibt zahlreiche Beispiele, in denen der lokutionäre oder illokutionäre Akt durch die Metapher ebenso eine charakteristische Veränderung erfährt. Solche Fälle muss Davidson für tote Metaphern erklären und aus seiner Theorie verbannen.

#### 2.2.4.2 Das Hasen-Enten-Bild

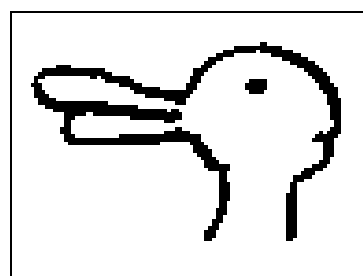
Das „Sehen als“ einer Metapher ist Davidson zufolge *irgendwie* analog dem „Sehen als“ des Wittgenstein'schen Hasen-Enten-Bildes. Wenn ich den späten und wahrlich enttäuschenden Aufsatz „Seeing Through Language“<sup>143</sup> beiseite lasse, ist dies der einzige Beitrag Davidsons zur Verdeutlichung seiner Wahrnehmungsmetaphorik.\* Es ist eine Analogie, und es muss untersucht werden, wie weit sie reicht. Es muss deutlich ausfindig gemacht werden, was aus dem Bereich der Wahrnehmung auf die Metapher zu übertragen ist.



[ Abb. 2 ]



[ Abb. 3 ]



[ Abb. 4 ]

\* Viele Jahre später resümiert Davidson seine Kontroverse mit Black folgendermaßen: „I gave several lectures on “Meaning, Metaphor and Malapropism” at University College. I emphasized that in metaphor words do not lose their ordinary meaning, or the force of metaphor will be lost. I also argued that what is interesting about a metaphor is not its paraphrasable cognitive content (if any), but its *ability to make us see things in a new light*. Max Black was intent on a general theory of the cognitive content of metaphors, something I thought was futile. Over the years, many philosophers have sided with Black.” (Davidson, Donald: „Intellectual Biography“. In: Hahn, Edward Lewis (Hrsg.): *The Philosophy of Donald Davidson*. Chicago, La Salle, Illinois 1999. S. 56. Meine Hervorhebung.)

Das Hasen-Enten-Bild (Abb. 2-4<sup>144</sup>) ist absichtlich so gezeichnet, dass man es entweder als Ente oder als Hasen sehen kann. Wittgenstein, indem er eingehend den Gebrauch der Wortverbindung „Sehen als“ diskutierte, hat in diesem Bild ein Beispiel gefunden, von dem es sinnvoll ist, zu sagen, etwas wird als etwas anderes gesehen. Dies ist jedoch für ihn lediglich ein Ausgangspunkt, um zu seinen Schlüsselkonzepten, wie Wechsel des Aspekts und Verschmelzung von Sehen und Denken, zu gelangen. Davidson hebt den – ganz traditionellen – Punkt hervor, dass ein bestimmtes Sehen-als durch die Sprache veranlasst werden kann. Eine Aussage „Das ist eine Ente“ kann den Hörer veranlassen, das Bild als Ente zu sehen. Wichtig ist der *kausale* Zusammenhang zwischen der wörtlichen Aussage und dem nachfolgenden Sehen der Zeichnung als Ente oder als Hasen. Es ist der kausale Charakter, der sich aus dem Wahrnehmungsbereich auf die Problematik der Metapher übertragen lässt.

Es gibt allerdings auch Probleme, die einer unmittelbaren Übertragung im Wege stehen. Ein erstes Problem bilden Metaphern, die Abstrakta betreffen. Ein Bild sowie eine Ente stellen konkrete Dinge dar, aber die Mehrzahl von Metaphern betrifft abstrakte Objekte. Wie soll z. B. Gerechtigkeit als blindes Weib mit Waagen gesehen werden? In der Metapher „Die Ehe ist ein Nullsummen-Spiel“ sind sogar beide Nomina abstrakt. Ein zweites Problem bildet die absichtliche Doppeldeutigkeit des Hasen-Enten-Bildes. Heißt dies in unserer Analogie, dass man metaphorisch nur über mehrdeutige Begriffe sprechen kann? Folglich wäre die Metapher eine Art der Mehrdeutigkeit – eine Auffassung, die Davidson ausdrücklich verwirft.

Was kann in dieser Analogie noch weiterhin übertragen werden? Offensichtlich ist es ein *holistischer* Charakter des Sehens-als, den Wittgenstein „Aspekt“ nennt. Wenn man Schwierigkeiten hat, in dem Hasen-Enten-Bild einen Hasen zu sehen, reicht es ihm zu zeigen, da sind die Ohren – oder da ist der Schnabel, im Falle einer Ente. Wenn der Betrachter einen Teil zu bestimmen weiß, ist er im Stande, andere Teile des Kopfes zu erkennen: wo befinden sich die Augen, der Mund, der Hals usw. Er kann das Bild ergänzen, weil er weiß, wie ungefähr ein Hase oder eine Ente aussieht, d. h., weil er den Begriff des Hasen, bzw. der Ente kennt. Anders formuliert bedeutet dies, wenn ein Teil des Bildes als Hase bestimmt ist, darf kein anderer Teil als Ente bestimmt werden.

Wir haben nun drei Elemente: einen Hasen, eine Ente und das Hasen-Enten-Bild. Was entspricht dieser Triade in der Metapher? Marcus Hester<sup>145</sup>, der als erster das Wittgenstein'sche Bild auf die Deutung der Metapher übertragen hat, argumentiert, dass die beiden metaphorischen Subjekte (wie z. B. Ehe und Nullsummen-Spiel, Nacht und Brunnen, usw.) den beiden Gestalten des Hasen-Enten-Bildes entsprechen. Im Begreifen einer Metapher verschmelzen diese zwei Sichtweisen, wie in dem Bild die Gestalten eines Hasen und einer Ente verschmolzen sind – etwa so wie zwei Gesichtsaufnahmen auf einer fotografischen Platte eines Francis Galton. Dem Hasen-Enten-Bild würde sonach in dieser Analogie eine Vorstellung, ein vorgestelltes Bild des Hörers entsprechen. Es handelt sich um eine Umkehrung des Prozesses, wie Hester zugesteht, denn in der visuellen Wahrnehmung ist das Bild vorher gegeben und der Betrachter soll sich bemühen, es als dieses oder jenes zu sehen. In der Metapher steht hingegen das Bild am Ende des Prozesses. In der Metapher „Die Nacht ist ein Brunnen“ soll sich demgemäß der Hörer ein Bild verschaffen, das eine Verschmelzung der Nacht und eines Brunnens wäre, so wie das Hasen-Enten-Bild eine Verschmelzung der Gestalten eines Hasen und einer Ente ist.

Ich will Hesters Deutung der Analogie nicht als völlig falsch verwerfen; denn in jeder Analogie – sowie in jeder Metapher – sollte interpretatorische Freiheit gewahrt bleiben. Diese Deutung hilft uns jedoch nicht, die Metapher besser zu verstehen. Versuchen wir dies an der Metapher „Die Nacht ist ein Brunnen“ zu demonstrieren, bei der vielleicht ein solches Bild entstehen kann. Die Funktion dieser Metapher wäre, eine Vorstellung hervorzurufen, die beides, die Nacht wie auch

einen Brunnen, repräsentieren soll. Ein typisches Nachtbild: der Sternenhimmel mag sich in einem Brunnen spiegeln, und auf solche Weise mögen die beiden Bilder ineinander fließen. So kann dieses Beispiel zugunsten von Hesters Auffassung angeführt werden. Aber es hat keine Übertragung stattgefunden, wir sind nicht über die Wahrnehmungsmetaphorik hinausgegangen. Auch andere oben erwähnte problematische Punkte behalten ihre Geltung: Wie ist es mit abstrakten Gegenständen? Ferner, eine Äußerung der Metapher verursacht mit einem Mal beide Sichtweisen, die allerdings verschmelzen sollen. Folglich gibt es in der Tat nur eine einzige Sichtweise. Wo ist nun der holistische Zug zu finden? Zuletzt besagt diese Auffassung der Analogie überhaupt nichts über die Interpretation der Metapher.

Eine andere Auffassung dieser Analogie stammt von Roger White:

We may [...] regard the metaphorical sentence as a 'Duck-Rabbit'; it is a sentence that may simultaneously be regarded as presenting two different situations; looked at one way, it describes the actual situation, and looked at the other way, an hypothetical situation with which that situation is being compared.<sup>146</sup>

Dem Hasen-Enten-Bild entspricht keine mentale Vorstellung, sondern der Text der Metapher selbst, bzw. der metaphorische Satz. Kommen wir nochmals auf das Gedicht „O Nacht...“ zurück. Die aktuelle Situation, von der die Rede ist, konstituiert die Darstellung der Nacht, bzw. eines Nachthimmels. Die hypothetische Situation bildet ein Brunnen. Über die aktuelle Situation wird gesprochen, als ob sie die hypothetische wäre: „ich bade Leib und Geist“ oder „die mich umfließt“. Man spricht entweder über die Nacht, und folglich werden alle Ausrücke, die etwas mit einem Brunnen zu tun haben (Brunnen, baden, umfließen) metaphorisch gebraucht, oder hypothetisch über einen Brunnen, und metaphorisch gebraucht werden dann alle Worte, welche die Nacht veranschaulichen (Nacht, Sterne, tausend Sonnen).

Im Gegensatz zur Auffassung von Hester bleibt in Whites Gebrauch der Analogie der kausale sowie der holistische Zug des Hasen-Enten-Bilds bewahrt. Mit dem Vers „O Nacht, du Sternensbrunnen“ wird der Leser veranlasst, die Nacht als Brunnen zu sehen. Weiter werden zwei eigenständige Situationen angedeutet, die den beiden Aspekten des Hasen-Enten-Bildes entsprechen können. Auch das zweite der oben erwähnten Probleme wird hier gelöst, denn diese Doppeldeutigkeit ist nur eine scheinbare. Der Hörer wird kaum unschlüssig sein, welche die aktuelle und welche die hypothetische Situation sein soll. Das erste Problem besteht aber fort. Wie ist es mit Metaphern, die keine aktuelle, klar festgestellte Situation darstellen, wie z. B. (86) oder (87)? Es ist hier nicht meine Absicht, Whites Theorie der Metapher im Ganzen zu erörtern. Die Anwendung der hier diskutierten Analogie schöpft sie keinesfalls aus. Letzten Endes weist aber Whites Auffassung des Hasen-Enten-Bildes den selben Defekt auf wie die von Hester: Es werden zwei Situationen gegeben, die irgendwie ähnlich oder analog sein sollen, und der Hörer muss sie vereinigen. Aber wie? Was heißt es, zwei unterschiedliche Situationen zu vereinigen? Whites Deutung der Analogie hilft uns nicht, dies zu verdeutlichen.



Im Folgenden möchte ich eine andere Deutung dieser ohne Frage viel versprechenden Analogie skizzieren. Hester wie auch White haben das Hasen-Enten-Bild an die Problematik der Metapher angepasst, ohne irgend einen Beitrag Wittgensteins in Betracht zu ziehen. Dieser hat nämlich das Bild benutzt, um den Gebrauch (oder das Sprachspiel mit) der Wortverbindung „Sehen als“ zu erörtern. Unsere eigentliche Aufgabe ist demnach, diese Auslegung Wittgensteins versuchsweise auf die Arbeitsdefinition der Metapher als „etwas als etwas anderes zu sehen“ anzuwenden.

Von eminenter Wichtigkeit ist der Ausdruck eines *Wechsels des Aspekts* oder *Aspektwechsels*. Es ist gerade das Hasen-Enten-Bild, das ein Erlebnis des Aspektwechsels (oder das Auf-

leuchten des Aspekts) zu verursachen vermag. Erst dieses Erlebnis erlaubt dem Sprecher, die Wendung „ich sehe es als...“ zu gebrauchen:

Erst durch das Phänomen des Wechsels des Aspekts scheint der Aspekt vom übrigen Sehen abgelöst zu werden. Es ist, als könnte man nach der Erfahrung des Aspektwechsels sagen: „Es gab also da einen Aspekt!“<sup>147</sup>

Der Wechsel des Aspekts ist ein spezifisches Erlebnis in einem signifikanten Sinne: Zwei Aspekte können nämlich ineinander umschlagen, ohne dass dieser spezifische Wechsel des Aspekts stattfindet. Dies kann zunächst den Eindruck eines Widerspruchs erwecken. Aber Wittgenstein reserviert den Ausdruck „Wechsel des Aspekts“ für eine Aspektänderung plus dieses spezifische Erlebnis, das auch nicht zustande kommen kann.

Wenn nicht der Wechsel des Aspekts vorläge, so gäbe es nur Auffassung, nicht ein so oder so sehen.<sup>148</sup>

An anderer Stelle heißt es: „Das Phänomen des Aspekts ist an den Wechsel der Aspekte gebunden.“<sup>149</sup> Die Bewusstwerdung des Aspekts setzt also das Erlebnis des Wechsels der Aspekte zeitlich sowie logisch voraus. Wittgenstein hat dieses Erlebnis gelegentlich auch als „Aufleuchten“ bezeichnet und mit dem Staunen verglichen:

Das Wesentliche des Aspektwechsels ist ein Staunen.<sup>150</sup>

Träte das Erlebnis nicht ein, so hieße das, dass es nur verschiedene Auffassungen des Gesehenen gibt. Diese Alternative ist für Wittgenstein denkbar; er hat sogar unter dem Konzept „Aspektblindheit“ eine imaginäre Krankheit diskutiert, welche dieser Situation entspricht. Sie läge dann vor, wenn jemand keinen Wechsel des Aspekts zu erleben vermag. Eine Auffassung ist nur eine Beschreibung des gesehenen Gegenstandes, die von ihm völlig getrennt werden kann. Im Aspekt findet dagegen die Verschmelzung vom Sehen und Denken statt. Es ist aber problematisch, einen Aspekt zu beschreiben oder über ihn zu berichten. Denn wir können nur die Seite des Denkens in unserer Sprache fassen, und somit fällt ein derartiger Bericht über den Aspekt mit einem über eine Auffassung zusammen:

Der Bericht des Aspektwechsels hat wesentlich die Form eines Berichts über den wahrgenommenen Gegenstand.

[...]

Was ist das Kriterium des Seherlebnisses? Was soll das Kriterium sein? Die Darstellung dessen, 'was gesehen wird'.<sup>151</sup>

Dies ist ein Grund, weshalb auf der sprachlichen Ebene die Differenz zwischen dem Aspekt und der Auffassung verloren geht. Ein anderer Grund ist, dass der wahrgenommene Gegenstand sich nicht geändert hat. Das Hasen-Enten-Bild bleibt immer dasselbe. Daraus ist zu schließen, dass sich die Wahrnehmung des Gegenstandes verändert haben muss:

Wenn aber der Aspekt aufleuchtet, dann ist der Ausdruck davon [...] wesentlich der Ausdruck einer neuen Wahrnehmung.

[...]

Der Ausdruck des Sehens des Aspekts ist der Ausdruck der neuen Wahrnehmung.<sup>152</sup>

Der Unterschied zwischen dem Aspekt und der Auffassung ist demnach nicht objektiv feststellbar. Ist der Aspekt also völlig willkürlich? Oder dichter an der Wahrnehmungsproblematik: Darf ein beliebiges Bild als ein beliebiges Objekt gesehen werden? Wittgenstein gibt zu, dass der Aspekt dem Willen unterworfen werden kann:

Den Wechsel des Aspekts können wir hervorrufen, und er kann auch gegen unsern Willen eintreten.<sup>153</sup>

An anderer Stelle noch radikaler:

Und daß der Aspekt (wenigstens bis zu einem gewissen Grade) willkürlich ist, scheint ihm wesentlich zu sein, wie auch der Vorstellung, daß sie es ist. Ich meine: die Willkürlichkeit scheint mir (aber warum?) nicht nur eine Zutat zu sein; [...]. Denn das hängt damit zusammen, daß uns der Aspekt nichts über die 'äußere Welt lehrt'.<sup>154</sup>

Die Frage ist nun, was diese Willkür limitiert. Wenn man versuchte, das Hasen-Enten-Bild als z. B. ein Krokodil zu sehen – denn ein solcher Versuch kann nicht unterbunden werden –, wird es wohl zur Folge haben, dass kein Wechsel des Aspekts stattfindet. Dem Aspekt entspricht also weder etwas Objektives, noch etwas völlig Subjektives. Was ist er also? Die Antwort Wittgensteins ist diese:

Heißt "den Aspekt sehen": die interne Relation wahrnehmen? Was spricht in mir dagegen?<sup>155</sup>

Wittgenstein hat den Ausdruck „interne Relation“ schon in seiner früheren Schaffensphase gebraucht, etwa im Sinne einer Relation der Sprache zur Welt; in der Folge wird es heißen, eine interne Relation zwischen den Gliedern eines Schlusses oder als die Relation der Beweisbarkeit. In seiner späten Philosophie wird vielmehr betont der Zusammenhang der internen Relation mit der Organisation:

Denn die interne Relation von Strukturen ist die Organisation[,] die die eine aus der anderen erzeugt[,] äquivalent angesehen mit dem Bild dieser Strukturen selbst, so daß nun der Übergang dieser Bilderreihe [...] eo ipso ein Übergang jenen [?] Regel gemäß ist.<sup>156</sup>

Ein fraglos schwieriger Satz, aus dem wohl zu entnehmen ist, dass die interne Relation für einen möglichen Übergang zwischen zwei Strukturen steht. Sowohl für die früheren Auffassungen, wie auch für die spätere Auffassung dieses Begriffs gilt, dass die interne Relation nicht dargestellt (ausgesagt, mitgeteilt) werden, sondern nur gezeigt werden kann. Dies bestätigt die schon erwähnte Feststellung, dass die subjektive Seite des Aspekts ebenso wenig dargestellt werden kann. Was sind die Glieder dieser Relation? Ein Glied wird das dargestellte Objekt sein:

was ich [im Aspekt sehe| im Aufleuchten wahrnehme], ist nicht eine Eigenschaft des Objekts, es ist eine interne Relation zwischen ihm und andern Objekten.<sup>157</sup>

Was sind die anderen Glieder, die anderen Objekte der Relation? Wittgenstein ist in diesem Punkt nicht klar genug. Aus den in der Sekundärliteratur vertretenen Standpunkten, scheint mir am plausibelsten die Variante zu sein, dass die anderen Objekte ein Hase und eine Ente sind.<sup>158</sup> Die interne Relation bestünde zwischen dem gesehenen Hasen-Enten-Bild auf der einen Seite und einem Hasen wie einer Ente auf der anderen Seite. Wenn es aber empirische Objekte (das Bild, ein Hase, eine Ente) wären, würde es sich um eine *externe* Relation handeln. Das scheint ein Widerspruch zu sein, denn wie kann eine interne Relation zwischen zwei Objekten bestehen, die zueinander extern sind? Die Relata müssen Objekte sein, insofern sie als solche wahrgenommen und gedacht werden. Wir wissen, dass das Wahrnehmen eines Objekts immer schon die begriffliche Seite aufweist, die erst im Aufleuchten des Aspekts sichtbar werden kann. Es ist demnach nicht wichtig, ob es sich um das Bild handelt oder das, was das Bild darstellt. Ein wirklicher wie ein gemalter Hase werden immer als Hase gesehen. Der Zusammenhang zwischen dem Aspekt und der Organisation wird weiter von Wittgenstein bestätigt:

Es gibt sehr verschiedene Arten der 'Aspekte'. Eine Art könnte man "Aspekte der Organisation" nennen.

Die Linien hängen anders zusammen. Was früher zusammengehörte, gehört jetzt nicht zusammen.<sup>159</sup>



Wittgenstein unterscheidet auch rein optische und begriffliche Aspekte, aber das interessiert uns hier nicht. Wesentlich ist, dass die Organisation interne Zusammenhänge in das Wahrgenommene hineinzulegen vermag. An anderer Stelle wird direkt von einem Wechsel der Organisation gesprochen:

Wenn Einer, sagt: "Ich rede von einem visuellen Phänomen im [?] welchem sich wirklich das Gesichtsbild, nämlich seine Organisation, ändert, obwohl Formen und Farben die gleichen bleiben" — dann kann ich ihm antworten: "Ich weiß, wovon Du redest; ich möchte auch das sagen, was Du sagst." — Ich sage also nicht: "Ja, das Phänomen, wovon wie [?] beide reden, ist wirklich ein Wechsel der Organisation ..." sondern "Ja, dies Reden von dem Wechsel der Organisation, etc., ist die Äußerung des Erlebnisses, [wovon auch ich rede] das auch ich meine".<sup>160</sup>

Anhand dieses Zitats könnte man vielleicht die Begriffe „Aspekt der Organisation“ und „Organisation“ gleichsetzen. Es ist eine Organisation des Erlebnisses beim Wahrnehmen, das wirkliche, objektive Bild bleibt unverändert. Es ist die zunächst paradoxe Natur des Aspektwechsels („Dasselbe — und doch nicht dasselbe“<sup>161</sup>), die ihn dem Staunen ähnlich macht und die auch in der Metapher zu finden ist, um den Argumentationsbogen zurück zu unserer zentralen Problematik zu spannen. Wittgenstein beschäftigt sich vornehmlich damit, was dem Staunen Ausdruck gibt. In der Metapher kommt es darauf an, wie das Staunen hervorgerufen werden kann. Allgemein formuliert kann man sagen, der Sprecher beabsichtige, dass der Hörer etwas als etwas anderes sieht. Nun konkreter in Begriffen unseres Hasen-Enten-Bildes gedacht, hieße dies: Der Sprecher beabsichtigt, dass der Hörer das Hasen-Enten-Bild als z. B. eine Ente sieht. Der Hörer braucht allerdings nicht zu wissen, dass das Bild absichtlich doppeldeutig gestaltet ist — übrigens ist für Wittgensteins Argumentation diese Annahme ebenfalls nicht fundamental. Das bedeutet, dass der Hörer das Bild zunächst für einen Hasen oder sogar für ein „Gewirr von Strichen“ hält, wie Wittgenstein hervorhebt. Dementsprechend braucht der Sprecher nur zu sagen:

(111) Dieses Hasen-Bild (bzw. dieses Gewirr) ist eine Ente.

oder

(112) Dieses Hasen-Bild (dieses Gewirr) stellt eine Ente dar.

Es sind *beinahe* Metaphern in der prädikativen Form. Aber der Gegenstand, von dem die Rede ist, ist immer ein Bild und das Thema des Gesprächs ist, was das Bild darstellt. Um der Metapher näher zu kommen und somit aus der Wahrnehmungsmetaphorik hinauszuspringen, muss diese — von Wittgenstein betonte — Bedingung eliminiert werden. Hierzu folgende Überlegung: Die in dem Aspekt ausgedrückte interne Relation besteht zwischen zwei oder mehreren Objekten, insofern sie wahrgenommen und (zugleich) gedacht werden. Wodurch dieses Wahrnehmen und Denken verursacht worden ist, ist jedoch gleichgültig, denn dies ist lediglich eine externe Relation. Im Wechsel des Aspekts soll diese von der internen Relation abgelöst werden. Es ist dann gleichgültig, ob die Ursache ein wirklicher, sich auf dem Felde tummelnder Hase oder ein Hasen-Bild gewesen ist. Es geht darum, dass die Gesprächspartner sich einigen müssen, wovon die Rede ist. Dies kann durch einen ostensiven Akt oder durch eine Beschreibung erfolgen. Der Sprecher mag z. B. ausrufen:

(113) Dies ist eine Ente.

und dabei auf einen Hasen oder auf ein Hasen-Bild zeigen. Oder er kann sagen:

(114) Dieser Hase ist eine Ente.

Man könnte an dieser Stelle einwenden, dass es sich immer um einen bestimmten Hasen, d. h. um einen bestimmten Gegenstand handeln muss, was in der Metapher nicht der Fall sein muss. Anders gesagt, diese Exklamationen betreffen immer nur die aktuelle Situation. Diese Beschränkung soll nun auch wegfallen. Darin muss man vorsichtig vorgehen, denn wenn die Bindung

an den Wahrnehmungsbereich völlig abreißen würde, würde dies bedeuten, dass in diesen Sätzen nur Verbindungen zwischen Begriffen ausgedrückt wären. Aber dadurch geht die Differenz zwischen dem Aspekt und der Auffassung verloren. Freilich können wir von der aktuellen Situation abstrahieren und uns im Denken bewegen, aber letztendlich muss die Verknüpfung mit dem Wahrnehmungsbereich bewahrt bleiben. Darum spricht Wittgenstein gelegentlich von dem ursprünglichen Sprachspiel der Wahrnehmungen<sup>162</sup>, und darin zeigt sich die für ihn entscheidende Verschmelzung von Sehen (oder allgemeiner: Wahrnehmen) und Denken.

Hierdurch ist der Zusammenhang des Wittgenstein'schen Sehens-als und des Sehens-als der Metapher hergestellt, und es ist zu fragen, was daraus für die Metapher zu schließen ist, wenn diese als ein „etwas als etwas anderes sehen“ begriffen werden soll. Eine Äußerung der Metapher „A ist B“ soll (der Definition zufolge) den Hörer veranlassen, A als B zu sehen. Aus der Auslegung des Wittgenstein'schen Sehens-als folgt, dass der Hörer den Wechsel des Aspekts erleben soll. Folglich wird der Aspekt B vom Ding A getrennt. Ferner folgt daraus, dass eine interne Relation zwischen den Begriffen/Vorstellungen A und B vom Hörer wahrgenommen werden soll. Das heißt, das Wahrnehmen des Dinges A bzw. das Denken über das Ding A wird nach dem Begriff B organisiert. Freilich sollte im Weiteren der Begriff der Organisation erläutert werden. Bemerkenswert ist aber an dieser Auffassung eine gewisse Affinität zu der Interaktionstheorie Max Blacks. Vgl. z. B. die folgende Aussage:

Die Metapher selektiert, betont, unterdrückt und *organisiert* charakteristische Züge des Hauptgegenstands [...].<sup>163</sup>

An dieser Stelle nehmen wir an, dass die in der Interaktionstheorie Blacks vorgeschlagene Methode als Erörterung des Begriffs der Organisation zu verstehen sein kann. Hauptsächlich geht es uns darum, den richtigen Einsatzort der Interaktionstheorie zu finden.

Die erste Folgerung aus Wittgensteins Überlegungen ist, dass es keine metaphorische Bedeutung gibt. Denn hätte die Metapher eine andere (sekundäre, metaphorische) Bedeutung, so ginge die Differenz zwischen dem Aspekt und einer bloßen Auffassung verloren. Die metaphorische Bedeutung soll vom Kontext (einschließlich der in der Metapher gebrauchten Ausdrücke) und vom Subjekt (des Sprechers sowie des Hörers) abhängig sein. Wenn wir einerseits nur die Seite der Abhängigkeit vom Subjekt hervorheben, so wäre diese Bedeutung durchaus privat. Wenn wir andererseits die Kontextabhängigkeit betonen würden, so würde die Metapher zur bloßen Mehrdeutigkeit. Die metaphorische Bedeutung wäre eine rein begriffliche Beziehung, die mitgeteilt werden kann. Im Sehen-als geht es aber um eine interne Relation, welche auch eine subjektive Seite aufweist. Das ist der Grund, weshalb diese Relation nur gezeigt, aber nicht mitgeteilt werden kann. Für die Metapher „A ist B“ heißt dies, dass der Sprecher zwar seine private Relation zwischen den Begriffen (d. h. hier: wahrgenommenen Dingen) A und B zeigt, der Hörer hingegen diese Relation nur bei sich selbst findet. Die beiden internen Relationen der Gesprächspartner können so voneinander abweichen, wie auch ihre subjektiven Vorstellungen der betreffenden Dinge abweichen. Der Autor einer Metapher kann nicht erwarten, dass der Hörer genau dieselbe interne Relation in sich vorfindet; er kann ihn nur veranlassen, eine analoge Relation zu finden. Die subjektiven oder wahrgenommenen Seiten der Begriffe können so sehr voneinander verschieden sein, dass der Hörer keine oder eine ganz andere interne Relation vorfindet. Ein Dichter mag beispielsweise sagen:

*Du fragst mich, Kind, was Liebe ist?  
Ein Stern in einem Haufen Mist.*<sup>164</sup>

Ein Anderer etwa:

*Die Liebe ist die beste Gärtnerin.*<sup>165</sup>

Metaphern über die Liebe gibt es Abertausende. Die beiden oben angeführten sind vollkommen unterschiedlich, und es liegt nahe, dass die Dichter ihre eigenen Liebeserlebnisse zum Ausdruck gebracht haben. Der Leser kann sie desto besser verstehen, je ähnlicher seine eigene Lebenserfahrung ist. „Besser verstehen“ heißt an dieser Stelle soviel, wie „eine ähnliche interne Relation wahrnehmen“. Dasselbe gilt auch für beinahe tote Metaphern wie „Richard ist ein Gorilla“.

Es gibt viele andere Schnittpunkte, die darauf hinweisen, dass die Wittgenstein'sche Deutung des Begriffs „Sehen als“ mit der Interaktionstheorie vereinbar ist. Z. B. sagt Black, dass der Hörer einen neuen, innovativen Implikations-Komplex bringen kann oder dass die Metapher eine Perspektive, d. h. einen Aspekt hervorbringt.

In 2.2.2.8 ist Wittgensteins Konzeption der sekundären Bedeutung bzw. Verwendung betrachtet worden. Solche sekundären Bedeutungen sollen die subjektive Seite eines Begriffs bezeugen, z. B. spricht Wittgenstein über „Assoziationen aus meinen Kindheitstagen“<sup>166</sup>. Sie sind nur für denjenigen verständlich, der etwas ähnliches erlebt hat, d. h. der ähnliche Assoziationen vorfindet. Sollten sie aber allgemein mitgeteilt werden, so müssten sie auf übliche Weise – also mit Hilfe primärer, wörtlicher Bedeutungen – erklärt werden. Auch diese Bedeutungen können nicht mitgeteilt werden. Diese Konzeption steht also in keinem Widerspruch zu der oben angedeuteten Anwendung des Wittgenstein'schen Sehens-als auf die Metapher.



Weit mehr könnte man aus Wittgensteins Gedanken über das Aspektsehen für das Verständnis der Metapher gewinnen, dies wäre jedoch das Thema anderer Abhandlungen. Für unsere Überlegungen ist lediglich wichtig, dass diese – freilich nur skizzierte – Deutung des Begriffs „Sehen als“ sowohl mit Davidsons Verwerfung der Idee der metaphorischen Bedeutung wie auch mit der Interaktionstheorie in Einklang steht. Das Sehen als bildet eine Art von Zwischenglied, das eine gewisse Verbindung beider Theorien herstellt.\*

### 2.2.4.3 Rortys Option

Der Aufsatz „Ungewohnte Geräusche: Hesse und Davidson über Metapher“ von Richard Rorty weist ein deutlich apologetisches Gepräge auf. Aus den Einführungsabsätzen ist die Tendenz ersichtlich, dass die Absicht des Autors vornehmlich eine Umformulierung der Position Davidsons und ihre Eingliederung in einen umfassenden Rahmen gewesen ist. Wie bereits erwähnt, hat Rorty möglicherweise eine radikalere These formuliert, die in manchen Hinsichten über die von Davidson hinausgeht.

Die erste und handgreiflichste Abweichung Rortys ist diese: Während Davidson keine spezifische Auffassung der Bedeutung voraussetzt oder betont, argumentiert hier Rorty mit Davidsons spezifischer Bedeutungstheorie. Die Hauptthese, dass Metaphern keine sekundäre oder metaphorische Bedeutung haben, bleibt erhalten, aber Rorty versteht „Bedeutung“ im Sinne der Davidson'schen Sprachphilosophie, wobei dieser selbst sie allgemeiner verstehen will. Diese Verschiebung ermöglicht Rorty, eine radikalere Position zu vertreten. Es ist nicht nötig, alle Einzelheiten der Sprachphilosophie Davidsons anzuführen; für die gegenwärtige Untersuchung ist lediglich wichtig zu bestimmen, worin die Rolle semantischer Begriffe wie „Bedeutung“ und „Interpretation“ besteht. Ihre durchgängige Tendenz ist es, den Anwendungsbereich semantischer Begriffe zu begrenzen. Das Konzept der Bedeutung soll nur Regelmäßigkeiten in unserem Sprach-

\* Eine Variante dieser Analyse habe ich vorgelegt in: Mácha, Jakub: „Metapher als ‚Sehen als‘“. *Studia Minora Facultatis Philosophicae Universitatis Brunensis* B 55, 2008.

gebrauch erfassen. Teile der Sprache, in denen nicht genug Regelmäßigkeiten zu beobachten sind, sind in den Bereich des Gebrauchs zu verbannen. So kann Rorty sagen:

Die gegenwärtigen Grenzen dieser Regelmäßigkeiten legen die gegenwärtigen Grenzen des gerodeten Bezirks fest, der „Bedeutung“ heißt.<sup>167</sup>

Rorty fügt dem zitierten Text noch die folgende Erläuterung von Akeel Bilgrami hinzu:

Sprachliche Bedeutung ist ein *theoretischer* Kern, der für die Erklärung unseres Sprachgebrauchs unentbehrlich ist – und der sich deshalb, was nicht überrascht, in ihm zeigt.<sup>168</sup>

Weil Metaphern das Moment eines unregelmäßigen Verhaltens in sich tragen, gehören sie nicht in den Bereich der Bedeutung (oder der Semantik) sondern in den Bereich des Gebrauchs (oder der Pragmatik). Dies ist jedoch eine spezifisch Davidson'sche (und Quine'sche) Vorstellung von den Grenzen der Semantik, die andere Philosophen nicht notwendig teilen müssen. Eine solche Voraussetzung setzt gewissermaßen das Gewicht des Arguments gegen die Idee der metaphorischen Bedeutung herab. Auf der anderen Seite ermöglicht sie Rorty, der positiven Theorie der Metapher einen neuen Impuls zu erteilen und ihr einen gegenüber Davidson neuen Akzent zu verleihen.

Rortys positive Theorie der Metapher basiert auf einem Moment der *Überraschung* – d. h. auf dem Gegensatz des regelhaften Verhaltens. Rorty sieht keinen prinzipiellen Unterschied zwischen den Fragen „Wie funktionieren Metaphern?“ und „Was ist die Natur des Unerwarteten?“ oder „Wie funktionieren Überraschungen?“<sup>169</sup> Metaphern sind demnach mit ungewöhnlichen Sprachverwendungen gleichzusetzen. Diese Behauptung steht allerdings im Gegensatz zu der Bemerkung Davidsons, dass es in der Metapher nicht um Neuheit gehe oder gehen müsse. Ich verweise hier auf den Absatz 2.2.2.4, in dem diese Problematik eingehender diskutiert wird.

Noch eigenartiger ist Rortys Einstellung zur Rolle der wörtlichen Bedeutung im Verständnis der Metapher. Ein Geräusch ist ein Laut, der semantisch nicht interpretiert wird. Das bedeutet, dass einem solchen Laut keine (wörtliche oder metaphorische) Bedeutung zugeschrieben werden kann. Wenn Metaphern mit „ungewöhnlichen Geräuschen“ gleichzusetzen wären, so wäre es gleichgültig, ob der Hörer die wörtlichen Bedeutungen der verwendeten Wörter begriffen hat, um die Metapher verstehen zu können. Das ist ersichtlich absurd. Rorty sagt einerseits:

die Fähigkeit, die wörtliche Bedeutung eines deutschen Satzes zu erfassen, [ist] kausal notwendig dafür, daß man mit seiner metaphorischen Verwendung etwas anfangen kann.<sup>170</sup>

Auf der anderen Seite kann diese Fähigkeit (sprich: wörtliche Bedeutungen zu begreifen) nicht gewährleisten, dass man mit dieser oder jener Metapher etwas anfangen kann. Um hingegen die buchstäbliche Sprache (oder besser: einen buchstäblichen Gebrauch der Sprache) zu verstehen, braucht man nur die wörtlichen Bedeutungen zu kennen. Das alles ist unproblematisch; es gibt gewiss Metaphern, die buchstäblich zu verstehen sind, deren Kontext aber für uns verloren gegangen ist, und die folglich schwer oder gar nicht zu interpretieren sind. Aber weshalb redet dann Rorty von Geräuschen oder sogar „von anomalen nicht-sprachlichen Phänomenen wie einem Platypus [Schnabeltier] oder einem Pulsar“<sup>171</sup>, die uns auch gewissermaßen überraschen können?

Damit kommen wir zum Kern von Rortys positiver Konzeption der Metapher: Ungewohnte Phänomene können die kausale Ursache einer Meinung sein – z. B. ein Geräusch im Urwald kann die Ursache der Meinung sein, dass dort Tiere leben. Analog können Metaphern verschiedene Meinungen verursachen – nachdem die in der Metapher gebrauchten Wörter buchstäblich verstanden sind. Rorty hat diesen Zusatz vielleicht nicht genug betont und an einigen Stellen sogar weggelassen. Ich interpretiere Rortys positive Theorie also folgendermaßen: Metaphern funktionieren *analog* wie ungewohnte Phänomene, indem beide ein Stimulus für Erkenntnis sein

können. Es wäre jedoch falsch zu behaupten, dass Metaphern genau so wie ungewohnte Phänomene funktionieren. In dieser Betrachtungsweise ergäbe sich keine vollständige Analogie. Um einen Laut als Metapher zu identifizieren, muss man sie zunächst buchstäblich erfassen. Bei ungewohnten Phänomenen ergibt sich im allgemeinen nicht das Erfordernis, sie interpretieren zu wollen. Die kausale Wirkung beginnt im Falle ungewohnter Phänomene nach ihrer Wahrnehmung, im Falle von Metaphern nach der Erfassung ihrer wörtlichen Bedeutung.

Der Behauptung, dass diese kausale Wirkung unvorhersehbar sei, würde auch Davidson wohl zustimmen. Aber beide Philosophen weichen in der Begründung dieser Unvorhersehbarkeit ab. Für Rorty ist die Wirkung unvorhersehbar, weil ihre Ursache überraschend ist; für Davidson liegt die Unvorhersehbarkeit in der signifikant metaphorischen Natur dieser Wirkung, „daß sie uns überraschende Analogien und Ähnlichkeiten zu Bewußtsein“<sup>172</sup> bringt. Diese Analogien und Ähnlichkeiten mögen überraschend sein, ohne dass ihre Ursache – d. h. die metaphorische Äußerung – überraschend gewesen ist. Die zuletzt zitierte Passage hat Rorty explizit damit kritisiert, „daß Davidson [...] dem Gegner zu viel zugesteht“<sup>173</sup>. Rorty verwirft dadurch die gesamte Wahrnehmungsmetaphorik, was seine Theorie viel radikaler macht als die von Davidson. Im vorigen Abschnitt ist ein Versuch unternommen worden, wie die Wahrnehmungsmetaphorik zu bewahren ist, ohne die Idee der metaphorischen Bedeutung annehmen zu müssen. Rorty entwickelt Davidsons Grundgedanken in eine ganz andere Richtung weiter und sagt über die Wirkungen, die Metaphern auf uns ausüben:

daß diese Wirkungen eher „psychologisch“ sind als „logisch“. Der Erwerb von Wissen ist nun einmal eine psychologische Angelegenheit.<sup>174</sup>

Das ermöglicht uns, seine Position unter die These (D) subsumieren: Die Metapher ist durch kein allgemeines Konzept erklärbar, weil sie über die Grenzen der Semantik hinausgeht, und weil wir über den metaphorischen Effekt nichts zu sagen vermögen.



## LITERATURANGABEN ZUM KAPITEL 2

- <sup>1</sup> Black, Max: „Metaphor“. Ithaca: Cornell University Press, 1962. S. 47; Rorty, Richard: „Unfamiliar Noises: Hesse and Davidson on Metaphor.“ S. 167.
- <sup>2</sup> Black, Max: „Metaphor“. *Proceedings of Aristotelian Society* 55, 1954/1955. S. 273-294.
- <sup>3</sup> Black, Max: „More about Metaphor“. *Dialectica* 31, 1977. S. 431-457.
- <sup>4</sup> Black, Max: „How Metaphors Work: A Reply to Donald Davidson“. *Critical Inquiry* 6, 1979. S. 131-143.
- <sup>5</sup> Davidson, Donald: „What Metaphors Mean“. S. 246.
- <sup>6</sup> Black, Max: „Die Metapher“. S. 72. Meine Hervorhebung.
- <sup>7</sup> Black, Max: „More about Metaphor“. Dt. dersh.: „Mehr über die Metapher“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 389-401.
- <sup>8</sup> Black, Max: HMW. S. 192. Hervorhebung im Original.
- <sup>9</sup> Black, Max: MüdM. S. 396.
- <sup>10</sup> Black, Max: „Die Metapher“. S. 68.
- <sup>11</sup> Black, Max: MüdM. S. 405. Hervorhebung im Original.
- <sup>12</sup> a. a. O., S. 407. Hervorhebung im Original.
- <sup>13</sup> a. a. O., S. 386.
- <sup>14</sup> Black, Max: „Die Metapher“. S. 59. Hervorhebung im Original.
- <sup>15</sup> a. a. O.
- <sup>16</sup> Black, Max: MüdM. S. 384.
- <sup>17</sup> Black, Max: „Die Metapher“. S. 69.
- <sup>18</sup> Busch, Wilhelm: „Kritik des Herzens“. In: dersh.: *Sämtliche Werke*. München 1943. Bd. 6, S. 269.
- <sup>19</sup> Davidson, Donald: „What Metaphors Mean“. S. 247.
- <sup>20</sup> a. a. O., S. 259.
- <sup>21</sup> Black, Max: HMW. S. 190.
- <sup>22</sup> a. a. O., Hervorhebung im Original.
- <sup>23</sup> Black, Max: „Metaphor“. S. 28. Hervorhebung im Original.
- <sup>24</sup> Black, Max: „Die Metapher“. S. 59. Hervorhebung im Original.
- <sup>25</sup> a. a. O., Hervorhebung im Original.
- <sup>26</sup> Black, Max: MüdM. S. 388. Hervorhebung im Original.
- <sup>27</sup> a. a. O.
- <sup>28</sup> Black, Max: HMW. S. 191.
- <sup>29</sup> Black, Max: MüdM. S. 390. Hervorhebung im Original.
- <sup>30</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 49.
- <sup>31</sup> Black, Max: HMW. S. 184.
- <sup>32</sup> Black, Max: „More about Metaphor“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Cambridge 1979. S. 14-43. Hier: S. 30. Meine Hervorhebung.
- <sup>33</sup> Black, Max: MüdM. S. 395. Hervorhebung im Original. In der deutschen Übersetzung steht „Implikationszusammenhänge“ statt „Implikations-Komplexe“.
- <sup>34</sup> Aristoteles: *Poetik*. Übersetzt von Olof Gigon. Stuttgart 1964. [1457b]
- <sup>35</sup> Black, Max: „Die Metapher“. S. 77.
- <sup>36</sup> Black, Max: „Die Metapher“. S. 74.
- <sup>37</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. In: *Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*. Hamburg 1948ff. Bd. 7, S. 77 [Zweites Buch, erstes Kapitel].
- <sup>38</sup> Black, Max: MüdM. S. 411.
- <sup>39</sup> a. a. O.
- <sup>40</sup> Black, Max: „Models and Archetypes“. In: dersh.: *Models and Metaphors, studies in language and philosophy*. Ithaca, New York: Cornell University Press, 1962. S. 222.
- <sup>41</sup> Black, Max: HMW. S. 184, Anm.
- <sup>42</sup> a. a. O., S. 185.

- 43 a. a. O., S. 187, Anm.
- 44 a. a. O., S. 184, Anm.
- 45 Black, Max: „Die Metapher“. S. 78.
- 46 a. a. O. und wieder in ders.: HMW. S. 191.
- 47 Black, Max: HMW. S. 192. Hervorhebung im Original.
- 48 Bergmann, Merrie: „Metaphorical Assertions“. *The Philosophical Review* 91, No. 2, 1982. S. 229-245.
- 49 a. a. O., S. 229.
- 50 a. a. O., S. 232. Hervorhebung im Original.
- 51 a. a. O., S. 230.
- 52 a. a. O., S. 231. Hervorhebung im Original.
- 53 a. a. O., S. 235. Hervorhebung im Original.
- 54 a. a. O., S. 237. Hervorhebung im Original.
- 55 a. a. O.
- 56 a. a. O., S. 242. Anm. Hervorhebung im Original.
- 57 a. a. O., S. 245.
- 58 a. a. O.
- 59 Nietzsche, Friedrich: „Dionysos-Dithyramben“. In: ders.: *Werke in drei Bänden*. München 1954. Bd. 2, S. 1265.
- 60 Alle Zitate aus Black, Max: HMW. S. 184. Hervorhebung und Nummerierung in Klammern im Original.
- 61 Nietzsche, Friedrich: „Also sprach Zarathustra“. In: *Werke in drei Bänden*. München: Hanser, 1954. Bd. 2, S. 458. Hervorhebung im Original; vgl. Taureck, Bernhard H. F.: *Metaphern und Gleichnisse in der Philosophie*. Frankfurt a. M. 2004. S. 417.
- 62 Heine, Heinrich: „Aus den Memoiren des Herren von Schnabelewopski“. In: ders.: *Werke und Briefe in zehn Bänden*. Bd. 4, S. 60.
- 63 Davidson, Donald: WMb. S. 66; Allen, Woody: „Condemned“. *New Yorker* 21. 11. 1977.
- 64 Stern, Josef: *Metaphor in Context*. Cambridge (Mass) 2000. Passim.
- 65 Camp, Elisabeth: *Saying and Seeing-as: The Linguistic Uses and Cognitive Effects of Metaphor*. Dissertation. Berkeley 2003. Passim.
- 66 Rolf, Eckard: *Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie*. Berlin, New York 2005. Zur Interaktionstheorie bes. Kap. 2, S. 35-47.
- 67 Black, Max: „Die Metapher“. S. 70f.
- 68 Black, Max: MüdM. S. 393. Hervorhebung im Original.
- 69 Black, Max: „Metaphor“. Zitiert nach der Übersetzung aus Ricœur, Paul: *Die lebendige Metapher*. S. 153.
- 70 Stern, Josef: *Metaphor in Context*. S. 108.
- 71 a. a. O., S. 109.
- 72 a. a. O., S. 121.
- 73 Kittay, Eva Feder: *Metaphor*. Oxford: Clarendon Press, 1987; für eine knappere Zusammenfassung ihrer Theorie siehe Kittay, Eva Feder: „Metaphor as Rearranging the Furniture of the Mind: A Reply to Donald Davidson's »What Metaphors Mean«“. In: Radman, Zdravko (Hrsg.): *From a Metaphorical Point of View: A Multidisciplinary Approach to the Cognitive Content of Metaphor*. Berlin, New-York 1995. S. 73-116.
- 74 Bezuidenhout, Anne: „Metaphor and What Is Said: A Defense of a Direct Expression View of Metaphor“. *Midwest Studies in Philosophy* 25, 2001. S. 156-186.
- 75 Black, Max: MüdM. S. 392. Hervorhebung im Original.
- 76 Stern, Josef: *Metaphor in Context*. S. 283.
- 77 Davidson, Donald: WMb. S. 50.
- 78 Davidson, Donald: WMb. S. 73.
- 79 Davidson, Donald: WMb. S. 73.
- 80 Davidson, Donald: WMb. S. 51. Meine Hervorhebung.
- 81 Davidson, Donald: WMb. S. 74.
- 82 Davidson, Donald: „Locating Literary Language“. In: ders.: *Truth, Language, and History*. Oxford: Clarendon, 2005. S. 173. Urspr. in: Dasenbrock, R. W. (Hrsg.): *Literary Theory after Davidson*. University Park, Penn.: Pennsylvania State University Press, 1993.
- 83 Davidson, Donald: WMb. S. 58.

- <sup>84</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 68. Hervorhebung im Original.
- <sup>85</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 54f. Hervorhebung im Original.
- <sup>86</sup> Morgenstern, Christian: „Wir fanden einen Pfad“. In: ders.: *Ausgewählte Werke*. Leipzig 1975. Bd. 11, S. 13.
- <sup>87</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 55f.
- <sup>88</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 56.
- <sup>89</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 59.
- <sup>90</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 70. Hervorhebung im Original.
- <sup>91</sup> Davidson, Donald: „What Metaphors Mean“. S. 252. Hervorhebung im Original.
- <sup>92</sup> Goethe, Johann Wolfgang von & Schiller, Friedrich: „Xenien und Votivtafeln“. In: Schiller, Friedrich: *Sämtliche Werke*. München 1962. Bd. 1, S. 315.
- <sup>93</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 59.
- <sup>94</sup> Online im Internet: [http://en.wikipedia.org/wiki/Fountain\\_\(Duchamp\)](http://en.wikipedia.org/wiki/Fountain_(Duchamp)). Stand: 21.09.2008. Fotografie von Alfred Stieglitz.
- <sup>95</sup> Vgl. z. B. Fogelin, Robert J.: *Figuratively Speaking*. New Heaven & London 1988 oder Ortony, Andrew: „Beyond Literal Similarity“. *Psychological Review* 87, 1979. S. 161-180.
- <sup>96</sup> Black, Max: „Die Metapher“. S. 66. Hervorhebung im Original.
- <sup>97</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 61f. Hervorhebung im Original.
- <sup>98</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 63.
- <sup>99</sup> Crosthwaite, John: „The Meaning of Metaphors“. *Australian Journal of Philosophy* 63, No. 3., September 1985. S. 320-335. Hierzu bes. SS. 323-325.
- <sup>100</sup> Reimer, Marga: „Davidson on Metaphor“. *Midwest Studies in Philosophy* 25, 2001. S. 142–155. Hier: S. 147f.
- <sup>101</sup> Reimer, Marga: „Davidson on Metaphor“. S. 148. Hervorhebung im Original.
- <sup>102</sup> Black, Max: „Die Metapher“. S. 59. Die deutsche Übersetzung lautet jedoch: „Die Regeln unserer Sprache legen fest, daß einige Ausdrücke als Metapher zu gelten haben; [...]“.
- <sup>103</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 49. u. Anm. ebenda.
- <sup>104</sup> Black, Max: „More about Metaphor“. S. 24. Hervorhebung von Black neu hinzugefügt.
- <sup>105</sup> Black, Max: HMW. S. 190. Hervorhebung im Original.
- <sup>106</sup> White, Roger M.: *The Structure of Metaphor*. Oxford 1996. S. 199f.
- <sup>107</sup> Shakespeare, William: „King Lear“. Aufzug I, Scene 1. In: Shakespeare, William: *The Riverside Shakespeare*. S. 1256.
- <sup>108</sup> Shakespeare, William: „King Lear“. Aufzug I, Scene 1. A. a. O., S. 1257.
- <sup>109</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 70. Meine Hervorhebung.
- <sup>110</sup> Black, Max: „Metaphor“. S. 46.
- <sup>111</sup> Black, Max: HMW. S. 191.
- <sup>112</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 73.
- <sup>113</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 73. Anm.
- <sup>114</sup> Vgl. Grice, H. Paul: *Studies in the Way of Words*. Cambridge (Mass), London 1989. S. 44f.
- <sup>115</sup> Tsohatzidis, S. L.: „Speaker meaning, sentence meaning and metaphor“. In: ders. (Hrsg.): *Foundations of Speech Act Theory: Philosophical and Linguistic Perspectives*. London: Routledge, 1994. S. 365-373; Bezuidenhout, Anne: „Metaphor and What Is Said: A Defense of a Direct Expression View of Metaphor“. *Midwest Studies in Philosophy* 25, 2001. S. 156-186, bes. S. 162 u. 182ff.
- <sup>116</sup> Nietzsche, Friedrich: *Jenseits von Gut und Böse*. A. a. O. Bd. 2, S. 575f. Hervorhebung im Original.
- <sup>117</sup> Nachlass 144:79f. [Reinschrift des II. Teils der Untersuchungen.] Unterstreichung im Original.
- <sup>118</sup> Nachlass 138:12b–13a. [Band S, 31. Januar 1949.] Unterstreichung im Original.
- <sup>119</sup> Davidson, Donald: „What Metaphors Mean“. S. 247.
- <sup>120</sup> Black, Max: HMW. S. 190f. Hervorhebung im Original.
- <sup>121</sup> Searle, John: „Metaphor“. S. 98.
- <sup>122</sup> Searle, John: „Metaphor“. S. 93.
- <sup>123</sup> Searle, John: „Metaphor“. S. 123. Anm. 1. Meine Hervorhebung.
- <sup>124</sup> Searle, John: „Metaphor“. S. 116.
- <sup>125</sup> Searle, John: „Metaphor“. S. 116f.
- <sup>126</sup> Frege, Gottlob: „Über Sinn und Bedeutung“. *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 100, 1892. S. 28.



- <sup>127</sup> Davidson, Donald: „On Saying That“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. S. 93-108.
- <sup>128</sup> Cohen, L. Jonathan: „The semantic of metaphor“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Second Edition. Cambridge 1993. S. 58-70. Bes. S. 59f.
- <sup>129</sup> Crosthwaite, John: „The Meaning of Metaphors“. S. 331ff.
- <sup>130</sup> Grice, H. Paul: „Meaning“. *The Philosophical Review* 66, No. 3, 1957. S. 377-388.
- <sup>131</sup> Grice, H. Paul: „Meaning“. S. 383f.
- <sup>132</sup> Davies, Stephen: „Truth-Values and Metaphors“. *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 42, No. 3, 1984. S. 291-302. Bes. S. 295f.
- <sup>133</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 51.
- <sup>134</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 51.
- <sup>135</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 72. Hervorhebung im Original.
- <sup>136</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 65. Der Satz im Original „But intimation is not meaning.“ wird anscheinend versehentlich übersetzt als „Doch Andeutung ist dasselbe wie Bedeutung.“
- <sup>137</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 68.
- <sup>138</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 72.
- <sup>139</sup> Davidson, Donald: WMb. S. 74.
- <sup>140</sup> Searle, John: „Metaphor“. S. 113.
- <sup>141</sup> Black, Max: HMW. S. 189.
- <sup>142</sup> Black, Max: HMW. S. 189.
- <sup>143</sup> Davidson, Donald: „Seeing Through Language“. In: ders.: *Truth, Language, and History*. Oxford 2005. S. 127-141.
- <sup>144</sup> Die Abbildungen stammen aus den folgenden Quellen: *Fliegende Blätter*, Okt. 23, 1892; Ehrenstein, W.: „Untersuchungen über Figur-Grund-Fragen“. *Zeitschrift für Psychologie* 117, 1930. S. 339-412. Hier: Abb. 3, S. 369 und Nachlass 144:39.
- <sup>145</sup> Hester, Marcus B.: *The Meaning of Poetic Metaphor: An Analysis in the Light of Wittgenstein's Claim that Meaning is use*. The Hague, 1967. S. 179.
- <sup>146</sup> White, Roger M.: *The Structure of Metaphor*. Oxford 1996. S. 115.
- <sup>147</sup> Nachlass 229:228.
- <sup>148</sup> Nachlass 137:9b. Hervorhebung im Original.
- <sup>149</sup> Nachlass 132:182.
- <sup>150</sup> Nachlass 137:132b. Hervorhebung im Original.
- <sup>151</sup> Nachlass 137:122b u 132b.
- <sup>152</sup> Nachlass 137:126a u 128b. Hervorhebung im Original.
- <sup>153</sup> Nachlass 137:136a.
- <sup>154</sup> Nachlass 229:400.
- <sup>155</sup> Nachlass 137:127b.
- <sup>156</sup> Nachlass 127:215f.
- <sup>157</sup> Nachlass 137:128a.
- <sup>158</sup> Vgl. Jantschek, Thorsten: „Wittgenstein über Sehen und Sehen-als“. *Wittgenstein Studies* 2, 1996. Abschnitt 3 und darin Literaturangaben unter der Anm. 75.
- <sup>159</sup> Nachlass 137:129b.
- <sup>160</sup> Nachlass 132:180. Hervorhebung im Original.
- <sup>161</sup> Nachlass 137:95a.
- <sup>162</sup> Vgl. dazu Nachlass 136:142b oder 176:62v. u. a.
- <sup>163</sup> Black, Max: „Die Metapher“. S. 76. Meine Hervorhebung.
- <sup>164</sup> Heine, Heinrich: „Neue Gedichte“. In: ders.: *Werke und Briefe in zehn Bänden*. Berlin und Weimar 1972. Bd. 1, S. 285.
- <sup>165</sup> Bierbaum, Otto Julius: *Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885 bis 1900*. Berlin/Leipzig 1901. S. 364.
- <sup>166</sup> Nachlass 144:79f. [Reinschrift des II. Teils der Untersuchungen.] Unterstreichung im Original.
- <sup>167</sup> Rorty, Richard: „Ungewohnte Geräusche: Hesse und Davidson über Metapher“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1998. S. 107-122. Hier: S. 110.

<sup>168</sup> Bilgrami, Akeel: „Meaning, Holism, and Use“. In: Lepore, E. (Hrsg.): *Truth and Interpretation: Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. New York: Blackwell, 1986. Zitiert nach Rorty, Richard: „Ungewohnte Geräusche“. S. 110f., Anm.

<sup>169</sup> Vgl. Rorty, Richard: „Unfamiliar Noises: Hesse and Davidson on Metaphor“. S. 114.

<sup>170</sup> a. a. O., S. 114.

<sup>171</sup> a. a. O., S. 115.

<sup>172</sup> Davidson, Donald: WMB. S. 71.

<sup>173</sup> Rorty, Richard: „Unfamiliar Noises: Hesse and Davidson on Metaphor“. S. 115. Anm. 20.

<sup>174</sup> a. a. O., S. 116.

*Poesie ist heutzutage die höhere Algebra der Metapher.*

*José Ortega y Gasset*

*Reality is a cliché  
From which we escape by metaphor  
It is only au pays de la métaphore  
Qu'on est poète.*

*Wallace Stevens'*



## 3. Schlussbetrachtung

Aus dem vorigen Kapitel ist zu entnehmen, dass die metaphorische Bedeutung nur als type denkbar ist. Demzufolge kann die Methode der Interaktion als Beschreibung der bereits angedeuteten intensionalen Funktion verstanden werden. Sie liefert als ihr Ergebnis eine möglicherweise unbegrenzte Menge von Behauptungen, die allerdings über eine übliche Bedeutung und daher auch über übliche Bezugsgegenstände verfügen können. Es drängt sich immer noch die Frage auf, ob die Metapher doch als eine wohl komplexe und kontextabhängige Mehrdeutigkeit zu verstehen ist? Denn ein solcher Verdacht mag sich aus dem bisher Gesagten aufdrängen. Der ausschlaggebende Unterschied besteht allerdings darin, dass, während bei einem mehrdeutigen Ausdruck immer nur eine Alternative zu Stande kommt, in der Metapher alle diese Alternativen, die uns die intensionale Funktion vorschreibt, zugleich wirksam sein können. Mehrdeutigkeit ist asynchron, Metapher demgegenüber synchron. Diese Unterscheidung gilt jedoch nur von der Tendenz her. Es kann sich wohl begeben, dass in einer Mehrdeutigkeit zwei ihrer Bedeutungen gleichzeitig wirksam sein können, und umgekehrt kommt es oft vor, dass eine Metapher *nur* als eine Art Mehrdeutigkeit gebraucht wird.

Zweierlei ist also im Weiteren zu untersuchen: (a) Gibt es verschiedene Anwendungsarten der Metapher? Und (b) wie ist bei dem synchronen Moment der Metapher ihre referentielle Funktion zu verstehen? Wie können in diesem Fall ihre Bezugsgegenstände aufgefasst werden? Auf diese Fragen findet man eine Antwort weder bei Black noch bei Davidson. Wir können sie jedoch mit Hilfe der vorigen Erörterungen, die über die Texte der beiden erwähnten Autoren hinausgehen, zu rekonstruieren versuchen.

### 3.1 MANNIGFALTIGER GEBRAUCH VON METAPHERN

Im Einklang mit Wittgenstein hat Davidson die Metapher als eine Art von Sprachgebrauch verstehen wollen. Was bei der Ironie unproblematisch klingt, nämlich dass es doch keine spezielle *ironische* Bedeutung gibt, sondern *ironisiert* wird, soll zugleich die richtige Auffassung der Metapher sein: Es gibt keine *metaphorische Bedeutung*, sondern es wird *metaphorisiert*. So kann Davidsons Beitrag resümiert werden. Das gewiss nicht unberechtigte Aber, dies gelte nur für Metaphern in der Dichtung, wobei ihre Vorkommnisse in der Alltagssprache (bzw. in der Wissen-

schaft) unberührt bleiben, deutet darauf hin, dass der metaphorische Gebrauch differenzierter ausgearbeitet werden sollte. Eine solche Vorgehensweise ist eher von Philosophen zu erwarten, die zur Literaturwissenschaft neigen. José Ortega y Gasset betrachtet die Metapher aus einer ganz anderen Perspektive als unsere Autoren, doch kann aus seiner Charakterisierung metaphorischer Anwendungen an dieser Stelle Nutzen gezogen werden. Anwendungen von Metaphern werden nach ihrer Funktion in verschiedenen Bereichen menschlicher Aktivität betrachtet. Ortega y Gasset denkt über drei charakteristische Bereiche oder Sphären der Anwendung nach: Wissenschaft, Dichtung und Philosophie. Wesentlich werden für die weitere Betrachtung die zwei erstgenannten Anwendungen. Die Funktion der Metapher in der Wissenschaft ist eine zweifache:

Eine erste ist die von Black so genannte *Katachresis*, die bereits in 2.2.2.4 abgehandelt und am Beispiel des Tukans demonstriert worden ist. Für eine neu entdeckte Erscheinung braucht der Forscher einen neuen Begriff, und dies kann durch eine Namensübertragung erfolgen. Folgendes ist hierfür zu bemerken: Wenn die Metapher nach unserer Arbeitsdefinition als sprachliches „Sehen als“ definiert wird, so ist die Katachresis zwar eine Namensübertragung, aber keine Metapher. Auch für Ortega y Gasset waren Metapher und Namensübertragung nicht gleichzusetzen, aber er wollte die Grenze anders gezogen haben. Metapher ist zwar Namensübertragung, aber es gibt auch Namensübertragungen, die keine Metaphern sind. Metaphern sind Ortega y Gasset zufolge solche Namensübertragungen, in denen die Übertragung nicht nur kausal (wie die sekundären Bedeutungen Wittgensteins), sondern auch semantisch verstanden werden kann. In diesem Punkt ist eine Meinungsverschiedenheit zu Davidson festzustellen, die jedoch daraus entspringt, dass beide Autoren die Metapher unterschiedlich definiert haben.

Eine zweite Funktion der Metapher in der Wissenschaft entspringt der folgenden Überzeugung: „Die Metapher ist mehr als Mittel des Ausdrucks; sie ist ein wesentliches Mittel der Einsicht.“<sup>2</sup> Es geht darum, zwei Eigenschaften zu abstrahieren und voneinander zu trennen, die häufig oder sogar immer *in corpore* vorkommen. Mittels der Metapher sollen wir Unterschiede bemerken, die sonst unserem Erkenntnisvermögen entgehen würden. Ortega y Gasset konkludiert:

Die Metapher ist wie eine Verlängerung unseres intellektuellen Armes; sie ist gewissermaßen die Angelrute oder das Gewehr, womit die Logik sich ihrer Beute bemächtigt.<sup>3</sup>

Mit solchen bildlichen und stets metaphorischen Erklärungen der Funktionsweise der Metapher wollen wir uns nicht zufriedengeben. Man mag unter dieser Ausdrucksweise die organisierende Funktion der Metapher verstehen, die von Black sowie von Wittgenstein akzentuiert wird. Falls ein Gegenstand als ein anderer angesehen wird, so können sich an ihm unterschiedliche Eigenschaften erblicken lassen, die sonst unbemerkt blieben; daraufhin können diese Eigenschaften abstrahiert und mit einem Ausdruck versehen werden. Des Weiteren ist zu betonen, dass die Metapher in der Wissenschaft keinen Sachverhalt ausdrückt, sondern hilft, sprachliche Ausdrücke für neue Erscheinungen oder Eigenschaften einzuführen oder zu definieren. Metapher in der Wissenschaft ist für Ortega y Gasset eine Art der Definition, worin ein anderer Unterschied zu Davidson liegt. Falls die metaphorische Definition erfolgt, d. h. die Metapher zu einer toten wird, vermag sie einen Sachverhalt auszudrücken. Für weitere Analysen ist lediglich wichtig, dass die beiden Arten der Anwendungen im Rahmen der Interaktionstheorie Blacks erörtert werden können.

Nun zu Anwendungen der Metapher in der Dichtung: Der Mechanismus bleibt derselbe, nur die Zweckbestimmtheit ist eine andere. In der Wissenschaft geht es darum, Erscheinungen oder Eigenschaften zu separieren, den wahren Kern einer Gleichsetzung von Unterschieden abzutrennen. In der Dichtung sollen hingegen zwei ungleiche Gegenstände dennoch identisch sein. Die Wissenschaft geht von einer unwahren Ganzheit zu ihrem wahren Teil, die Dichtung wiederum von einem wahren Teil zur fälschlichen Ganzheit. Dann kann Ortega y Gasset behaupten:

Dieses Übertreiben der Gleichheit über ihre wahren Grenzen hinaus verleiht der dichterischen Metapher ihren ästhetischen Wert; erst wo ihr Teil Wahrheit endet, beginnt ihre Schönheit.<sup>4</sup>

Auch dieser Gebrauch der Metapher ist durch die Interaktionstheorie zu erklären. Um die völlige Gleichheit zweier Gegenstände zu erreichen, müssen ihre entsprechenden Eigenschaften übereinstimmen. Falls einige von ihnen nicht übereinstimmen, so müssen sie für *untergeordnete* Metaphern gelten und mit Hilfe der Methode der Interaktion einer zusätzlichen Interpretation unterzogen werden. Dieser Prozess muss solange fortgeführt werden, bis die völlige Identität der Eigenschaften erreicht ist.\*

Man darf sagen, dass der wissenschaftliche sowie der dichterische Gebrauch der Metapher als eine Art der semantischen Interaktion zu verstehen ist. Da Max Black an der Idee der Kommunikation festhielt, war er nicht im Stande, diese zwei verschiedenen Anwendungen der Metapher in seiner Theorie getrennt zu erfassen. Rufen wir uns noch einmal in Erinnerung die Schilderung der Interaktion im Abschnitt 2.1.4. Es ist da<sup>†</sup> die Schlussfolgerung gezogen worden, dass Black kein Kriterium dessen bietet, ob der Interpretierende eine weitere Rekursion vollziehen muss. Dieses Kriterium liegt jedoch nicht in der Metapher selbst, sondern in der von Ortega y Gasset geprägten Zweckbestimmtheit. Wenn eine Metapher zu wissenschaftlichen Zwecken gebraucht wird, so soll der Interpretierende nach Möglichkeit weitere Rekursionen – d. h. eine fortgesetzte Verzweigung des Interpretationsbaumes – vermeiden. Wenn aber dieselbe Metapher in einem dichterischen Kontext vorkommt, so kann sich der Rezipient bemühen, die Baumstruktur möglichst weit und breit auszudehnen.

### 3.2 ANLASS ZUM KONNOTATIVEN GEBRAUCH DER SPRACHE

Ich will ein paar Indizien für die abschließende Schlussfolgerung aus dem bisher Gesagten zusammenstellen: Gottlob Frege wollte der Sprache der Kunst jeglichen Bezugsgegenstand verweigern. Der Leser sollte sich nur mit dem Sinn der Wörter zufrieden geben und nach ihren Bezugsgegenständen nicht suchen. Der Zweck einer solchen Rede heißt, nicht Bezugsgegenstände (darunter gehören auch die Wahrheitswerte) zu erkennen, sondern einen emotionalen Effekt zu erwecken.<sup>‡</sup> Laut Frege stellt sich die Lage so dar: Entweder einen Wahrheitswert zu äußern oder einen emotionalen Effekt hervorzurufen. In den einleitenden Absätzen des Abschnitts 2.1 ist gezeigt worden, dass auch Black auf dieses Dilemma einging. Um der Flachheit der emotivistischen Theorie der Metapher zu entgehen, glaubte er einen Ausweg aus der aporetischen Situation in folgendem Vorschlag zu finden: Die Metapher gehöre nicht ins Reich der Fiktion, d. h. sie habe einen Bezugsgegenstand, aber dieser werde neu synthetisiert. Was der neue Bezugsgegenstand sein soll, liegt nahe: eine neu erblickte Ähnlichkeit zwischen den beiden in der Metapher ausgedrückten Gegenständen. Leider hat weder Black noch Davidson erläutert, wie eine solche Synthese vollzogen werden soll. Eine Lösung ist in Davidsons Bemerkung zu finden, dass die Einsicht, die die Metapher auslöst, dem Wittgenstein'schen Sehen-als gleichsteht. Diese Idee wurde in 2.2.4.2 „Das Hasen-Enten-Bild“ eingehend ausgearbeitet. Das Ergebnis dieser Analyse ist, dass in der Metapher eine *interne Relation* beider Begriffe/Gegenstände gedacht und zugleich wahrgenommen werden soll. Diese kann charakterisiert werden als Relation der Organisation; die zwei Begriffe sind sonach ähnlich, was deren interne Organisation angeht. Aber schon die Wittgenstein'sche Konzeption der

\* Vgl. dazu die Beschreibung der Interaktion im Abschnitt 2.1.4, bes. die S. 104. Im Laufe des Prozesses ist man zu einem Punkt gelangt, wo der ebendort konstruierte Isomorphismus aus lauter Identitäten besteht; somit keine weitere Rekursion erforderlich ist.

<sup>†</sup> Auf der Seite 105.

<sup>‡</sup> Mehr hierzu in 0.5.4 „Über Sinn und Bedeutung“ revidiert.

Verschmelzung von Sehen (bzw. Wahrnehmen) und Denken ist ein weiterer Hinweis dafür, dass die Differenz Freges zwischen dem Sinn und der Bedeutung (oder dem Sinn und dem Bezugsgegenstand) nicht jederzeit gezogen werden kann.\*

In dieser Schlusspassage wollen wir noch auf eine andere Zugangsweise eingehen, die jedoch zu dem bisher Dargelegten nicht unbedingt im Gegensatz steht. Paul Ricoeur hat die Polarisierung zwischen dem Kognitiven und dem Emotionalen zu einem positivistischen Vorurteil erklärt:

Außer der Alternative zwischen dem „Kognitiven“ und dem „Emotionalen“ erzwingt es diejenige zwischen dem „Denotativen“ und dem „Konnotativen“. Die „emotionalistischen“ Theorien in der Ethik zeigen hinreichend, daß dieses Vorurteil nicht nur in der Poetik herrscht.<sup>5</sup>

Es wäre jedoch allzu simplifiziert zu behaupten, dass die Polarität zwischen dem Denotativen und dem Konnotativen sich mit der zwischen dem wissenschaftlichen und poetischen Gebrauch der Metapher deckt. Mindestens der Dichtung ist auch der denotative Gebrauch der Sprache nicht zu verwehren. Es wäre vielleicht aufschlussreich, den Gebrauch von Metaphern in denjenigen älteren Epochen zu untersuchen, in denen es die Spaltung zwischen der wissenschaftlichen und poetischen Sprache noch nicht gab.

Wir nehmen zur Hilfe eine andere (hypothetische) Klassifikation des Gebrauchs von José Ortega y Gasset, die allerdings auch aus dem Überblick in den Abschnitten 0 und bes. 0.4.1 zu ersehen ist. Diese kann kurz wie folgt resümiert werden: Die Aufgabe der Metapher war zuerst, die Wirklichkeit zu verschleiern (Tabu), daraufhin sie zu erhöhen (Ornament) und schließlich alle realen Inhalte auszutreiben. Die Funktion der Metapher als Tabu<sup>†</sup> ist an den Beiträgen von Thomas von Aquin und Rousseau deutlich erkennbar.<sup>6</sup> Die ornamentale oder schmückende Funktion der Metapher war in der Antike vorherrschend. Wie die letztgenannte Funktion der Metapher zu verstehen ist, erklärt Ortega y Gasset wie folgt:

Früher legte die Metapher sich über ein Wirkliches – als Ornament, Spitzenschleier oder Regenmantel. Heute will man im Gegenteil den außerpoetischen, d. h. realen Stoff hinauswerfen und die Metapher realisieren, d. h. zur *res poetica* machen.<sup>7</sup>

Dieses Prozess wird „die Umkehrung“ genannt. Denn Denken ist in seiner normalen Funktion „der Drang, die Wirklichkeit unter Begriffe zu bringen“<sup>8</sup>, oder anders ausgedrückt, einen Bezugsgegenstand zu erreichen. Die Umkehrung heißt, mittels der Wörter und ihrer üblichen Sinne einen neuen Gegenstand zu realisieren, der auch mit so einem erhabenen Namen wie *res poetica* apostrophiert werden kann.

Zuletzt haben wir also den konnotativen Gebrauch der Metapher in der Dichtung zu behandeln, und zwar insbesondere ihren Bezugsgegenstand. Kommen wir wieder auf die Metapher „Die Nacht ist ein Brunnen.“ zurück. Es soll die Gleichheit beider Gegenstände (der Nacht und eines Brunnens) erreicht werden, die über ihre wahren Grenzen hinaus erweitert werden kann und soll. In der Terminologie der Interaktionstheorie heißt dies, dass auch unwahre Implikationen einbezogen werden können. Daher kann man sie Konnotationen nennen. Es ergäbe keinen Sinn, alle Implikationen zu berücksichtigen, denn so würde die Methode der Interaktion jegliche Kraft verlieren. Die Menge von Implikationen ist folgendermaßen zu beschränken: sie muss jederzeit etwas Vorstellbares bezeichnen können. Der Bezugsgegenstand, der durch die Menge von Implikationen bestimmt wird, braucht also nirgendwo vorzukommen, aber er muss vorstellbar sein. Das bedeutet

---

\* Es ist ein *weiterer* Hinweis, denn eine ausschlaggebende Kritik der Differenz liegt u. a. schon in dem bereits erwähnten Aufsatz „On Denoting“ von Bertrand Russell.

† Vgl. hierzu eine negative Stellungnahme von Davidson: „One was that language is opaque, hiding the real thing from us. I rejected this view.“ (Davidson, Donald: „Seeing Through Language“. In: ders.: *Truth, Language, and History*. Oxford 2005. S. 130)

nichts anderes, als dass er der Phantasie oder der Imagination innewohnt. Der konnotative Gebrauch der Sprache (nicht nur der Metapher) heißt, ihre referentielle Funktion von der Realität in den Bereich der Imagination zu verlegen.

Die Imagination (in einem positiven Sinne) ist keine Phantasterei, keine Chimäre, kein Hirngespinnst, denn sie muss jederzeit durch die Sprache auf kohärente Weise bestimmt oder besser: von der Sprache geleitet sein. Sie ist auch kein Trugbild, kein Wahn, denn sie ist vom Rezipienten bewusst und absichtlich zustande gebracht. Hierzu soll das Ergebnis des Kapitels 1 beisteuern, dass die Metapher statt erkannt vielmehr als solche angenommen werden muss.\*

Die dem vorigen Abschnitt gemäß präzisierte Interaktionstheorie liefert die sprachliche oder objektive Seite dieses Vorganges, dessen subjektive Seite mit Hilfe der Wittgenstein'schen Konzeption des Sehens-als angedeutet werden mag. Unsere These ist, dass der konnotative Gebrauch der Metapher eine momentane Menge an Implikationen hervorrufen kann. Diese ist jedoch keineswegs statisch, sie kann durch eine andere Metapher erweitert oder reduziert werden, wie in 2.1.5 „Metapher im Kontext: Negation“ skizziert worden ist. Darin ist gezeigt worden, dass eine solche Einflussnahme desgleichen durch einen anderen (möglicherweise buchstäblichen) Sprachgebrauch erfolgen mag. Solange der Rezipient nicht nach einem wirklichen Bezugsgegenstand strebt, bleibt die Menge von Implikationen ungeschlossen und kann sich mit dem vorgestellten Gegenstand parallel entwickeln. Es muss jedoch betont werden, dass diese Trennung nur zum Zweck der Darstellung gemacht wird und in der Tat nicht stattfindet, wie aus der Argumentation des Absatzes 2.2.4.2 „Das Hasen-Enten-Bild“ entnommen werden kann.

### 3.3 AUFHEBUNG DER WAHRNEHMUNGSMETAPHORIK

Zuletzt will ich eine Auffassung der Metapher und der Imagination des amerikanischen Dichters Wallace Stevens bringen, die als eine Art Erweiterung des bisher Gesagten verstanden werden kann. Der Hauptgrund für diesen Zusatz ist der, dass, während Rorty der einzige der behandelten Autoren war, der mit der Wahrnehmungsmetaphorik brechen wollte, man bei Wallace Stevens tatsächlich eine Art ihrer Aufhebung findet. Es handelt sich stets um eine Erweiterung der Theorien von Davidson und Ortega y Gasset, denn Stevens stimmt mit den beiden weitgehend überein.

Stevens war ein Dichter, der in seinem poetischen sowie essayistischen Schaffen nach Berührungspunkten zwischen der Dichtung und der Philosophie suchte, obschon es ihm nicht immer gelungen ist, diese aufzufinden. Diese Tatsache ist jedoch für uns nicht von Belang, denn wir müssen vielmehr Anhaltspunkte dafür angeben, wie seine Konzeption mit der hier entwickelten kongruiert. Ein erster Punkt ist die Auffassung der Metapher als Inbegriff von Dichtung überhaupt. Der schlichte Aphorismus „Poetry is metaphor.“<sup>9</sup> ist zu verstehen als Wink von Stevens, dass es in der Dichtung größtenteils um weittragende Analogien und neue Ähnlichkeiten geht, und insofern ist die Metapher stets Dichtung *in nuce*.<sup>10</sup> Was also die generelle Aufgabe der Dichtung ist, kann an ihren verschiedenartigen Mitteln untersucht werden, und die Metapher ist dafür am besten geeignet. Darin stimmt Stevens mit Ortega y Gasset oder Ricœur überein. Dies ermöglicht uns, seine Ansichten zur Dichtung allgemein auf die Metapher zu übertragen.

Ein zweiter Punkt ist die oben präsentierte Unterscheidung zwischen dem denotativen und dem konnotativen Gebrauch der Sprache. So heißt es zunächst unter Bezugnahme auf den Literaturkritiker Bateson:

[A] language, considered semantically, evolves through a series of conflicts between the denotative and the connotative forces in words; between an asceticism tending to kill language by stripping words of

\* Denken kann man an dieser Stelle an die produktive und reproduktive Einbildungskraft von Kant oder an die Differenz zwischen *fancy* und *imagination* von Coleridge. Ohne weiteres möchte ich aber diese Begriffe nicht mit der hier entwickelten Konzeption gleichsetzen.

all association and a hedonism tending to kill language by dissipating their sense in a multiplicity of associations.<sup>11</sup>

Der einzige Unterschied besteht darin, dass Stevens über Kräfte statt Anwendungen spricht. Die denotative Kraft wird auch „Druck der Realität“ [pressure of reality] genannt, die konnotative Kraft dann „Druck der Imagination“ [pressure of imagination]. Beide Kräfte unterstützen sich wechselseitig, und so kann Stevens behaupten:

It is an interdependence of the imagination and reality as equals.<sup>12</sup>

Mit dieser Äußerung ist Stevens von den Extrempositionen gleich weit entfernt, dass einerseits die Sprache durchaus metaphorisch (oder konnotativ) oder andererseits primär buchstäblich (oder denotativ) sei. Im Weiteren soll uns freilich nur eine Richtung, nämlich die konnotative Kraft und ihr Ziel interessieren.

Was ist also das Ziel der konnotativen Kraft? Gäbe es kein solches Ziel, so würde es sich nicht um die Imagination, sondern um bloße *fancy* handeln.\* Um den Bezugsgegenstand der konnotativen Kraft in der Sprache zu fixieren, lanciert Stevens das Konzept einer Welt der Imagination, die er in zahlreichen Gedichten sowie in Prosawerken immer wieder zu beschreiben versucht. Meistens wird diese Welt glossiert als „fiction“, „aesthetic order“, „the possibilities of things“<sup>13</sup> oder im Gedicht „Someone Puts a Pineapple Together“ als

*A wholly artificial nature, in which  
The profusion of metaphor has been increased.*<sup>14</sup>

Auf den Zusammenhang mit der Metapher kommen wir später wieder zurück. Die Welt der Imagination, die Fiktion ist auf mehrfache Weise limitiert: Erstens, sie nimmt ihren Stoff nur aus der Realität. Sie ist nicht im Stande, „a totally new nature“<sup>15</sup> entstehen zu lassen. Zweitens, sie darf nicht die Realität manipulieren, d. h. einerseits darf sie sich nicht für die Realität selbst ausgeben und andererseits muss sie die Realität einschließen. Dies werde durch die folgende Äußerung belegt: „The aesthetic order includes all other orders but is not limited to them.“<sup>16</sup>

In der Imagination geht es darum, diese Fiktion zu maximieren. Daher spricht Stevens von der „supremely acceptable fiction“ oder von der „supreme fiction“. Eine verwandte Überlegung findet man auch bei Ortega y Gasset, denn in seiner Anwendung der Metapher in der Dichtung geht es um genau dasselbe: die völlige Gleichheit zweier ungleicher Gegenstände zu erreichen. Stevens' Gedicht „A High-Toned Old Christian Woman“ beginnt mit der Verszeile: „Poetry is the supreme Fiction, madame.“ Man wird sagen dürfen, die „supreme fiction“ ist ein regulatives Prinzip, das die Imagination, die konnotative Kraft, zu ihrem Ziel, zu ihrem Bezugsgegenstand leitet. Wie dies näher zu verstehen ist, erläutert Stevens so:

The final belief is to believe in a fiction, which you know to be a fiction, there being nothing else. The exquisite truth is to know that it is a fiction and that you believe in it willingly.<sup>17</sup>

Ich wende mich nun der Konturierung einiger wesentlicher Begriffe zu, und zwar der Begriffe der „Ähnlichkeit“ [resemblance] und schließlich der „Metapher“. Der Begriff der Ähnlichkeit soll Stevens dazu dienen, den inneren Zusammenhang der *supreme fiction* zu fassen. Den Ausgangspunkt fixiert zunächst eine Belegstelle aus dem Essay „Three Academic Pieces“:

---

\* Zum Begriff der *fancy* sagt Stevens: „Fancy is an activity of the mind which puts things together of choice, not the will, as a principle of the mind's being, striving to realize itself in knowing itself.“ (Stevens, Wallace: „The Noble Rider and the Sound of Words“. In: ders.: *The Necessary Angel. Essays on Reality and Imagination*. New York 1942. S. 3-36. Hier: S. 10.)



Perhaps the whole field of connotations is based on resemblance.<sup>18</sup>

Nun weist der Begriff der Ähnlichkeit eine signifikante Mehrdeutigkeit auf, die von uns schon während der Betrachtung der Interaktionstheorie thematisiert worden ist: Es handelt sich um eine Ähnlichkeit zwischen zwei (oder mehr) Ideen oder zwischen Gegenständen, oder sie kann sogar im Klang der Wörter [sound of words] bestehen. Alle diese Arten der Ähnlichkeit fallen in der Welt der Fiktion miteinander zusammen. Da wir an der Metapher interessiert sind, lassen wir den Klang der Wörter beiseite. Weiter argumentiert Stevens mit dem Unterschied zwischen einer privaten und einer öffentlichen Ähnlichkeit. Auf eine öffentliche Ähnlichkeit kann gezeigt werden, sie kann – und das sei viel wichtiger – den Bezugsgegenstand eines *denotativen* Gebrauchs der Sprache ausmachen. Die Aufgabe der Dichtung besteht nun darin, private Ähnlichkeiten zu offenbaren: „Poetry is the search for the inexplicable.“ Oder: „The poet is the priest of the invisible.“<sup>19</sup> Ein verwandtes Gedankengefüge ist bereits im Abschnitt 2.2.2.8 Argument 8: „Vermöge eines Vermögens“ untersucht worden. Wittgensteins sekundäre Bedeutungen basieren ebenso auf privaten Ähnlichkeiten, und mitgeteilt werden können sie nur mittels öffentlicher Bedeutungen, die aus dem öffentlichen Bereich entnommen worden sind.\* Stevens, da er sich vornehmlich auf die Sprache der Dichtung konzentriert, geht noch weiter, wenn er behauptet, dass die Grenze zwischen dem privaten, subjektiven und dem öffentlichen, objektiven Bereich keine feste sei. Aber davon später.

Der Bezugsgegenstand einer Metapher ist eine Ähnlichkeit. Diese kann bestehen entweder zwischen zwei realen Gegenständen oder zwischen einem realen und einem imaginären Gegenstand oder zwischen zwei imaginären Gegenständen. So ist die Metapher ihrem Bezugsgegenstand nach bestimmt. Was ihre Bedeutung angeht, ist sie ein Feld von Konnotationen, die eine Ähnlichkeit bindet. Diese Struktur nennt Stevens gelegentlich „imaginative idea“<sup>20</sup>; sie weist einige verwandte Züge mit dem kantischen Begriff der ästhetischen Idee auf, und vor allem ist sie lediglich eine Umformulierung der Auffassung der Metapher von Davidson. Hierdurch haben wir einen weiteren und den wichtigsten Berührungspunkt mit dem analytisch-philosophischen Teil dieser Arbeit erreicht.

Weiterhin ist folgendes zu überlegen: Falls der Bezugsgegenstand einer Metapher eine Ähnlichkeit zwischen zwei imaginären Gegenständen ist, dann ist diese Ähnlichkeit identisch mit der, die die Einheit der imaginativen Idee ausmacht. Kurz gesagt: die Ähnlichkeit als Bezugsgegenstand fällt mit der Ähnlichkeit als Bedeutung zusammen. Die *supreme fiction* besteht aber aus lauter Ideen. Somit nähern wir uns dem Kern der Stevens'schen Konzeption. Die *supreme fiction* ist eine Welt, die primär auf Beziehungen zwischen Ideen oder Begriffen beruht. Man kann an dieser Stelle an die internen Relationen des späten Wittgenstein denken. Die Metapher ist dann ein charakteristisches, aber nicht das einzige Mittel, solche Beziehungen zu entdecken.

Stevens erteilt seiner Konzeption noch eine finale Wendung: Die *supreme fiction*, oder vielleicht sollte es an dieser Stelle besser heißen, die *ästhetische Ordnung* besitzt einen ontologischen Vorrang, indem sie die reale Welt einschließt. So gelangt Stevens zu einem umfassenden Begriff der Realität, der damit zugleich doppeldeutig wird. Er sagt:

Metaphor creates a new reality from which the original appears to be unreal.<sup>21</sup>

In Metaphern, die eine reine begriffliche Beziehung ausdrücken, so lautet unsere Konklusion, fällt auch die Differenz zwischen dem Sehen-als und dem Sehen zusammen. Denn aus der Hinsicht des engen Begriffs der Realität besteht wohl die Differenz, aber aus der Hinsicht des umfassenden Be-

---

\* Eine weitgehende Verwandtschaft der Denkweisen von Stevens und Wittgenstein ist festgestellt worden von Ch. Altieri: „Why Stevens Must Be Abstract, or What a Poet Can Learn from Painting“. In: Gelpi, A.: *Wallace Stevens: The Poetics of Modernism*. Cambridge: Cambridge University Press, 1985. S. 86-118, bes. SS. 106-111.

griffs der Realität wird in der Metapher eine Identität ausgedrückt. Demnach auch Stevens: „There is a nature that absorbs the mixedness of metaphors.”<sup>22</sup>

Das in diesem Abschnitt Gesagte kann so resümiert werden: Es zeigen sich drei Grundzüge, die über die Wahrnehmungsmetaphorik hinausführen. Rorty hat diese Metaphorik verworfen; Wittgenstein hat sie interpretiert und Stevens hat sie aus einem umfassenden Standpunkt aufgehoben. Die zwei letztgenannten Denkweisen führen zu ähnlichen Resultaten hin.



Unsere Betrachtung der Konzeption von Stevens trägt zwei problematische Punkte in sich. Ein erster ist, dass wir den Klangkörper der Dichtung beiseite gelassen haben, den jedoch Stevens in der Auffassung der *supreme fiction* mit einschließen wollen. Ein zweiter und hauptsächlichster Punkt ist, dass diese Betrachtung sich vornehmlich auf Stevens' essayistisches Werk stützt, das jedoch im Vergleich zu seinem dichterischen Wert nachrangig ist. Beides war allerdings unerlässlich, denn eine vollständige Darstellung der eminent interessanten Konzeption von Stevens könnte sich nicht auf ein paar Seiten beschränken, und zuletzt, diese Arbeit beschäftigt sich vornehmlich mit der Metapher.



## LITERATURANGABEN ZUM KAPITEL 3

- <sup>1</sup> Ortega y Gasset, José: „Die Vertreibung des Menschen aus der Kunst“. Stuttgart 1978. S. 248; Stevens, Wallace: *Opus Posthumous*. New York 1989. S. 204.
- <sup>2</sup> Ortega y Gasset, José: „Die beiden grossen Metaphern“. Stuttgart 1978. S. 254.
- <sup>3</sup> a. a. O.
- <sup>4</sup> a. a. O. S. 256.
- <sup>5</sup> Ricœur, Paul: *Die lebendige Metapher*. S. 224.
- <sup>6</sup> Vgl. dazu Werner, Heinz: *Ursprünge der Metapher*. Leipzig 1919 und Ortega y Gasset, José: „Die Vertreibung des Menschen aus der Kunst“. Stuttgart 1978. S. 248f.
- <sup>7</sup> Ortega y Gasset, José: „Die Vertreibung des Menschen aus der Kunst“. Stuttgart 1978. S. 251. Hervorhebung im Original.
- <sup>8</sup> a. a. O.
- <sup>9</sup> Stevens, Wallace: „Adagia“. In: ders.: *Opus Posthumous*. New York 1989. S. 194.
- <sup>10</sup> Vgl. Stevens, Wallace: „Effects of Analogy“. In: ders.: *The Necessary Angel. Essays on Reality and Imagination*. New York 1942. S. 107-130. Hier: S. 117f.
- <sup>11</sup> Stevens, Wallace: „The Noble Rider and the Sound of Words“. In: ders.: *The Necessary Angel. Essays on Reality and Imagination*. New York 1942. S. 3-36. Hier: S. 13.
- <sup>12</sup> a. a. O., S. 27.
- <sup>13</sup> Stevens, Wallace: „Imagination as Value“. In: ders.: *The Necessary Angel. Essays on Reality and Imagination*. New York 1942. S. 133-156. Hier: S. 154.
- <sup>14</sup> Stevens, Wallace: „Three Academic Pieces“. In: ders.: *The Necessary Angel. Essays on Reality and Imagination*. New York 1942. S. 71-89. Hier: S. 83.
- <sup>15</sup> a. a. O., S. 74.
- <sup>16</sup> Stevens, Wallace: „Adagia“. In: ders.: *Opus Posthumous*. New York 1989. S. 192.
- <sup>17</sup> a. a. O., S. 189.
- <sup>18</sup> Stevens, Wallace: „Three Academic Pieces“. A. a. O., S. 77.
- <sup>19</sup> Stevens, Wallace: „Adagia“. A. a. O., SS. 198 u. 195.
- <sup>20</sup> Vgl. Stevens, Wallace: „The Figure of the Youth as Virile Poet“. In: ders.: *The Necessary Angel. Essays on Reality and Imagination*. New York 1942. S. 39-67. Hier: S. 42.
- <sup>21</sup> Stevens, Wallace: „Adagia“. A. a. O., S. 195.
- <sup>22</sup> Stevens, Wallace: „Adagia“. A. a. O., S. 200.

# Literaturverzeichnis

---

- Altieri, Ch. : „Why Stevens Must Be Abstract, or What a Poet Can Learn from Painting“. In: Gelpi, A.: *Wallace Stevens: The Poetics of Modernism*. Cambridge: Cambridge University Press, 1985. S. 86-118
- Aquin, Thomas von: *Summa theologica*. Übersetzt von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands und Österreichs, hrsg. vom Katholischen Akademieverband. Salzburg: Anton Pustet, [o. J.], [1274].
- Aristoteles: *Poetik*. Übersetzt und herausgegeben von Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam, 1994, [1335 v. u. Z.].
- Aristoteles: *Poetik*. Übersetzt von Olof Gigon. Stuttgart 1964.
- Aristoteles: *Rhetorik*. Übersetzt von Franz G. Siveke. München: Wilhelm Fink, 1980, [1335-322 v. u. Z.].
- Beardsley, Monroe C.: „The Metaphorical Twist“. *Philosophy and Phenomenological Research* 22, Nr. 3, 1962. S. 293-307; dt. ders.: „Die metaphorische Verdrehung“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 120-141.
- Berg, Jonathan: „Metaphor, Meaning, and Interpretation“. *Journal of Pragmatics* 12, 1988. S. 695-709.
- Bergmann, Merrie: „Metaphorical Assertions“. *The Philosophical Review* 91, No. 2, 1982. S. 229-245.
- Bezuidenhout, Anne: „Metaphor and What Is Said: A Defense of a Direct Expression View of Metaphor“. *Midwest Studies in Philosophy* 25, 2001. S. 156-186.
- Bierwisch, Manfred: „On Classifying Semantic Features“. In: Bierwisch, M. & Heidolph, K. E. (Hrsg.): *Progress in Linguistic*. The Hague 1972.
- Bilgrami, Akeel: „Meaning, Holism, and Use“. In: Lepore, E. (Hrsg.): *Truth and Interpretation: Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. New York: Blackwell, 1986.
- Black, Max: „How Metaphors Work: A Reply to Donald Davidson“. In: Sacks, Sheldon (Hrsg.): *On Metaphor*. Chicago 1979. S. 181-192.
- Black, Max: „Mehr über die Metapher“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 379-413. Orig. Black, Max: „More about Metaphor“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Cambridge 1979. S. 14-43. Urspr. in: *Dialectica* 31, 1977. S. 431-457.
- Black, Max: „Metaphor“. In: ders.: *Models and Metaphors, studies in language and philosophy*. Ithaca: Cornell University Press, 1962. S. 25-47; orig. in: *Proceedings of Aristotelian Society* 55, 1954/1955. S. 273-294; dt. ders.: „Die Metapher“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 55-79.
- Black, Max: „Models and Archetypes“. In: ders.: *Models and Metaphors, studies in language and philosophy*. Ithaca, New York: Cornell University Press, 1962.
- Blumenberg, Hans: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Bonn: Bouvier, 1960 (*Archiv für Begriffsgeschichte* 6). Abgedruckt in: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 286-315.
- Blumenberg, Hans: *Schiffbruch mit Zuschauer*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1979. Abgedruckt in: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 438-454. [Kap. „Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit“.]
- Borg, Emma: „An Expedition Abroad: Metaphor, Thought, and Reporting“. *Midwest Studies in Philosophy* 25, 2001. S. 227-248.

- Borges, Jorge Luis: *Das Handwerk des Dichters*. Aus dem Englischen von Gisbert Haefs. München u. Wien: Carl Hanser, 2002. Urspr.: ders.: *This Craft of Verse*. Cambridge u. London: Harvard University Press, 2000.
- Burge, Tyler: „On Davidson’s ‘On Saying That’“. In: Lepore, E. (Hrsg.): *Truth and Interpretation: Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. New York: Blackwell, 1986. S. 191-208.
- Camp, Elisabeth: *Saying and Seeing-as: The Linguistic Uses and Cognitive Effects of Metaphor*. Dissertation. Berkeley 2003.
- Carnap, Rudolf: *Introduction to Semantics*. Cambridge (Mass): Harvard University Press, 1942.
- Cicero, Marcus Tullius: *De oratore*. Lateinisch / Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Harald Merklin. 2., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage. Stuttgart: Reclam, 1976, [155].
- Cohen, L. Jonathan: „The semantic of metaphor“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Second Edition. Cambridge 1993. S. 58-70.
- Cohen, Ted: „Figurative Speech and Figurative Acts“. *The Journal of Philosophy* 72, No. 19, 1975. S. 669-684; dt. ders.: „Figurative Rede und figurative Akte“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1998. S. 29-48.
- Cooper, David E.: „Truth and Metaphor“. In: Mooij, J. J. A. & Ankersmit, F. R. (Hrsg.): *Knowledge and Language, Volume III, Metaphor and Knowledge*. Dordrecht: Kluwer Academic Publisher, 1993. S. 37-47.
- Crosthwaite, John: „The Meaning of Metaphors“. *Australian Journal of Philosophy* 63, No. 3., September 1985. S. 320-335.
- Davidson, Donald: „A Nice Derangement of Epitaphs“. In: ders.: *Truth, Language, and History*. Oxford: Clarendon Press, 2005. S. 89-107.
- Davidson, Donald: „Belief and the Basis of Meaning“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford 2001. S. 141-154.
- Davidson, Donald: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Second Edition. Oxford: Clarendon Press, 2001.
- Davidson, Donald: „Intellectual Biography“. In: Hahn, Edward Lewis (Hrsg.): *The Philosophy of Donald Davidson*. Chicago, La Salle, Illinois: Open Court, 1999. [The Library of Living Philosophers, 27].
- Davidson, Donald: „Locating Literary Language“. In: ders.: *Truth, Language, and History*. Oxford: Clarendon, 2005. Urspr. in: Dasenbrock, R. W. (Hrsg.): *Literary Theory after Davidson*. University Park, Penn.: Pennsylvania State University Press, 1993.
- Davidson, Donald: „On Saying That“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford 2001. S. 93-108.
- Davidson, Donald: „On the Very Idea of a Conceptual Scheme“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford 2001. S. 183-198; dt. ders.: *Wahrheit und Interpretation*. Übersetzt von Joachim Schulte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1986.
- Davidson, Donald: „Radical Interpretation“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford 2001. S. 125-139.
- Davidson, Donald: „Seeing Through Language“. In: ders.: *Truth, Language, and History*. Oxford: Clarendon Press, 2005. S. 127-141.
- Davidson, Donald: „The Inscrutability of Reference“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford 2001. S. 227-241.
- Davidson, Donald: „Truth and Meaning“. In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford 2001. S. 17-36. Urspr. in: *Synthese* 17, 1967. S. 304-323.
- Davidson, Donald: „Was Metaphern bedeuten“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1998. S. 49-75. Orig. Davidson, Donald: „What Metaphors Mean“.

- In: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford 2001. S. 245-264. Urspr. in: *Critical Inquiry* 5, 1978. S. 31-47.
- Davies, Martin: „Idiom and Metaphor“. *Proceedings of the Aristotelian Society* 83, 1983. S. 67-85.
- Davies, Stephen: „Truth-Values and Metaphors“. *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 42, Nr. 3, 1984. S. 291-302.
- de Man, Paul: „The Epistemology of Metaphor“. In: Sacks, Sheldon (Hrsg.): *On Metaphor*. Chicago 1979. S. 11-28; dt. „Epistemologie der Metapher“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 414-437.
- Descartes, René: „Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung“. In: ders.: *Philosophische Schriften in einem Band*. Hamburg: Meiner, 1996, [1637].
- Diels, Hermann (Hrsg.): *Die Fragmente der Vorsokratiker*. Griechisch und Deutsch von Hermann Diels. Vierte Aufl. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung, 1922.
- Ehrenstein, Walter: „Untersuchungen über Figur-Grund-Fragen“. *Zeitschrift für Psychologie* 117, 1930. S. 339-412.
- Eliot, Thomas S.: „Die drei Stimmen der Dichtung“. In: ders.: *Essays 2. Literaturkritik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1969. S. 7-23. [1953].
- Farrell, Frank: „Metaphor and Davidsonian Theory of Meaning“. *Canadian Journal of Philosophy* 17, No. 3, 1987. S. 625-642.
- Fogelin, Robert J.: *Figuratively Speaking*. New Heaven & London: Yale University Press, 1988.
- Frege, Gottlob: „Über Sinn und Bedeutung“. *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 100, 1892. S. 25-50.
- Friedrich, Hugo: *Die Struktur der modernen Lyrik. Von der Mitte des neunzehnten bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag, 1956. Zitiert nach der Neuausgabe November 2006.
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. 4. Auflage. Tübingen: J. C. B. Mohr, 1975, [1960].
- Geach, Peter & Black, Max (Hrsg.): *Translations from the Philosophical Writings of Gottlob Frege*. Oxford 1966.
- Goodman, Nelson: *Languages of Art: An Approach to a Theory of Symbols*. New York: Bobbs-Merrill, 1968.
- Grice, H. Paul: „Logic and Conversation“. In: Cole, Peter & Morgan, Jerry L. (Hrsg.): *Syntax and Semantics, Volume 3, Speech Acts*. New York: Academic Press, 1975. S. 41-58; dt. „Logik und Konversation“. In: Meggle, Georg (Hrsg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1979. S. 243-265.
- Grice, H. Paul: „Meaning“. *The Philosophical Review* 66, No. 3, 1957. S. 377-388.
- Grice, H. Paul: „Utterer's Meaning and Intention“. *The Philosophical Review* 78, No. 2, 1969. S. 147-177.
- Grice, H. Paul: *Studies in the Way of Words*. Cambridge (Mass), London: Harvard University Press, 1989.
- Hamann, Johann Georg: „Aesthetica in nuce“. In: ders.: *Sokratische Denkwürdigkeiten. Aesthetica in nuce*. Hrsg. von Sven-Aage Jorgensen, Stuttgart: Philipp Reclam jun., 1968, [1760].
- Harries, Karsten: „The Many Uses of Metaphor“. In: Sacks, Sheldon (Hrsg.): *On Metaphor*. Chicago 1978. S. 165-172.
- Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998.

- Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. – 2., um ein Nachwort zur Neuausgabe und einen bibliographischen Nachtrag ergänzte Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1996.
- Haverkamp, Anselm: „Paradigma Metapher/Metapher Paradigma“. In: ders. (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1998. S. 268-286.
- Henle, Paul: „Metaphor“. In: Johnson, Mark (Hrsg.): *Philosophical Perspectives on Metaphor*. Minneapolis 1981. S. 83-104; urspr. in: Henle, Paul (Hrsg.): *Language, Thought, and Culture*. Ann Arbor: The University of Michigan Press, 1958. S. 173-195; dt. in: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 80-105.
- Herder, Johann Gottfried: „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“. In: *Sturm und Drang. Weltanschauliche und ästhetische Schriften*. Hrsg. von Peter Müller. Berlin und Weimar: Aufbau, 1978. Bd. 1, [1772].
- Hester, Marcus B.: *The Meaning of Poetic Metaphor: An Analysis in the Light of Wittgenstein's Claim that Meaning is use*. The Hague 1967.
- Humboldt, Wilhelm von: „Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues“. In: *Werke in fünf Bänden*. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft, 1963. Bd. 3, [1907].
- Jakobson, Roman: „Der Doppelcharakter der Sprache und die Polarität zwischen Metaphorik und Metonymik“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 163-174; urspr. in: Jakobson, R. & Halle, M.: *Grundlagen der Sprache*. Berlin: Akademie-Verlag, 1960. S. 51-54; Teil II, Kap. 2 „Der Doppelcharakter der Sprache“; S. 65-70: Kap. 5 „Die Polarität zwischen Metaphorik und Metonymik“.
- Jantschek, Thorsten: „Wittgenstein über Sehen und Sehen-als“. *Wittgenstein Studies* 2, 1996.
- Johnson, Mark: „Introduction: Metaphor in the Philosophical Tradition“. In: ders. (Hrsg.): *Philosophical Perspectives on Metaphor*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1981. S. 3-47.
- Kant, Immanuel: *Kants gesammelte Schriften*. Hrsg.: Preussische Akademie der Wissenschaften. Bd. 1-22. Berlin 1900ff.
- Katz, Jerold & Fodor, Jerry Alan: „The Structure of a Semantic Theory“. In: ders. (Hrsg.): *The Structure of Language*. Prentice-Hall: Englewood Cliffs, 1964.
- Kierkegaard, Sören: *Entweder / Oder*. Erster Teil. Düsseldorf: Eugen Diederichs, 1956, [1843].
- Kittay, Eva Feder: „Metaphor as Rearranging the Furniture of the Mind: A Reply to Donald Davidson's »What Metaphors Mean«“. In: Radman, Zdravko (Hrsg.): *From a Metaphorical Point of View: A Multidisciplinary Approach to the Cognitive Content of Metaphor*. Berlin u. New-York: Walter de Gruyter, 1995. S. 73-116.
- Kittay, Eva Feder: *Metaphor*. Oxford: Claredon Press, 1987.
- Kuhn, Thomas: „Metaphor in science“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Second Edition. Cambridge 1993. S. 533-542.
- Kurz, Gerhard: *Metapher, Allegorie, Symbol*. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, 1997.
- Lakoff, George & Johnson, Mark: *Metaphors we live by*. Chicago: University of Chicago Press, 1980; dt. *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. 2., korrigierte Aufl. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme, 2000.
- Levin, Samuel L.: „Language, concepts, and worlds: Three domains of metaphor“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Second Edition. Cambridge 1993. S. 112-123.
- Locke, John: *An Essay Concerning Human Understanding*. Hrsg. von John W. Yolton. London, New York 1961.
- Locke, John: *Versuch über den menschlichen Verstand. In vier Büchern*. Übersetzt und erläutert von J. H. von Kirchmann. Berlin: L. Heimann, 1872, [1690].

- Loewenberg, Ina: „Identifying Metaphors“. In: Johnson, Mark (Hrsg.): *Philosophical Perspectives on Metaphor*. 1981. S. 154-181. Urspr. in: *Foundation of Language* 12, 1975. S. 315-338.
- Mácha, Jakub: „Metapher als ‚Sehen als‘“. *Studia Minora Facultatis Philosophicae Universitatis Brunensis B* 55, 2008.
- Mácha, Jakub: „Metaphorische Bedeutung als virtus dormitiva“. In: Heike, A. & Leitgeb, H. (Hrsg.): *Reduktion und Elimination in Philosophie und den Wissenschaften. Beiträge des 31. Internationalen Wittgenstein Symposiums 10. – 16. August 2008*. Kirchberg am Wechsel: Österreichische Ludwig Wittgenstein Gesellschaft, 2008. S. 207-9.
- Marx, Karl: „Das Kapital“. In: Marx, Karl & Engels, Friedrich: *Werke*. Bde. 1-43. Berlin: Dietz-Verlag, 1956ff. Bd. 23, [1867].
- Mendelsohn, Richard L.: *The Philosophy of Gottlob Frege*. Cambridge: Cambridge University Press 2005.
- Mill, John Stuart: *System der deduktiven und induktiven Logik*. Übertragen von J. Schiel. Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn, 1868, [1843].
- Moran, Richard: „Seeing and Believing: Metaphor, Image, and Force“. *Critical Inquiry* 16:1, 1989. S. 87-112.
- Mulberry, Greig R.: *Rorty, Davidson, and Metaphor*. Master Thesis. Blacksburg: Virginia Polytechnic Institute, 1997.
- Nietzsche, Friedrich: *Werke in drei Bänden*. Hrsg. von Karl Schlechta. München: Hanser, 1954.
- Ortega y Gasset, José: „Die beiden grossen Metaphern“. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. I. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1978. S. 249-265. [1925].
- Ortega y Gasset, José: „Die Vertreibung des Menschen aus der Kunst“. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. II. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1978. S. 229-264. [1925].
- Ortony, Andrew: „Beyond Literal Similarity“. *Psychological Review* 87, 1979. S. 161-180.
- Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Cambridge: Cambridge University Press, 1979 [1993].
- Peirce, Charles Sanders: *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*. Hartshorne, C. & Weiss, P. (Hrsg.). Cambridge (Mass): Harvard University Press, 1931-1935.
- Platon: *Sämtliche Werke*. Berlin: Lambert Schneider, 1940.
- Quine, Willard V. O.: „A Postscript on Metaphor“. In: Sacks, Sheldon (Hrsg.): *On Metaphor*. Chicago 1978.
- Quintilianus, Marcus Fabius: *Ausbildung des Redners* [Institutio oratoria]. Zwölf Bücher. Herausgegeben und übersetzt von Helmut Rahn. 2., durchgesehene Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1988, [95].
- Ramberg, Bjørn: *Donald Davidson's Philosophy of Language. An Introduction*. Oxford: Blackwell, 1989.
- Reimer, Marga & Camp, Elisabeth: „Metaphor“. In: Lepore, E. & Smith, B. (Hrsg.): *Handbook of Philosophy of Language*. Oxford: Oxford University Press, 2006. S. 845-863.
- Reimer, Marga: „Davidson on Metaphor“. *Midwest Studies in Philosophy* 25, 2001. S. 142-155.
- Reimer, Marga: „The Problem of Dead Metaphors“. *Philosophical Studies* 82:1, 1996. S. 13-25.
- Richards, Ivory A.: *The Philosophy of Rhetoric*. Oxford: Oxford University Press, 1936; dt. Übersetzung des Kapitels über die Metapher in: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 31-52.
- Ricœur, Paul: „Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1996. S. 356-375. Urspr. in: *Revue philosophique de Louvain* 70, 1972. S. 93-112.



- Ricoeur, Paul: „The Metaphorical Process as Cognition, Imagination, and Feeling“. In: Sacks, Sheldon (Hrsg.): *On Metaphor*. Chicago 1979. S. 141-157. Urspr. in: *Critical Inquiry* 5, 1978. S. 123-142.
- Ricoeur, Paul: *La métaphore vive*. Paris: Editions de Seuil, 1975; dt. ders.: *Die lebendige Metapher*. München: Wilhelm Fink, 1986.
- Rolf, Eckard: *Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie*. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2005.
- Rorty, Richard: „Unfamiliar Noises: Hesse and Davidson on Metaphor“. *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Vol. 61, 1987; wiederabgedruckt in: ders.: *Objectivity, Relativism, and Truth*. Cambridge 1991. S. 162-172; dt. in: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1998. S. 107-122.
- Rousseau, Jean Jacques: „Essay über den Ursprung der Sprachen, worin auch über Melodie und musikalische Nachahmung gesprochen wird“. In: ders.: *Musik und Sprache. Ausgewählte Schriften*. Übersetzt von Dorothea Gülke und Peter Gülke. Wilhelmshaven: Noetzel, Heinrichshofen-Bücher, 2002, [1781].
- Rumelhart, David E.: „Some problems with the notion of literal meanings“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Second Edition. Cambridge 1993. S. 71-82.
- Russell, Bertrand: „On Denoting“. *Mind* 14, 1905. S. 479-93.
- Russell, Bertrand: *Probleme der Philosophie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1967. Urspr. *The Problems of Philosophy*. Oxford: Oxford University Press, 1912.
- Sacks, Sheldon (Hrsg.): *On Metaphor*. Chicago: The University of Chicago Press, 1978.
- Searle, John: „Metaphor“. In: Ortony, Andrew (Hrsg.): *Metaphor and Thought*. Cambridge 1979; dt. „Metapher“. In: Searle, John: *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchung zur Sprechaktheorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1982. S. 98-138.
- Sontag, Susan: *Kunst und Antikunst. 24 literarische Analysen*. Frankfurt a. M.: Fischer, 1999.
- Sontag, Susan: *Krankheit als Metapher. Aids und seine Metaphern*. Frankfurt a. M.: Fischer, 2003.
- Spade, Paul Vincent: *Thoughts, Words and Things: An Introduction to Late Mediaeval Logic and Semantic Theory*. [o. O.] 2002.
- Stern, Josef: *Metaphor in Context*. Cambridge (Mass): The MIT Press, 2000.
- Stevens, Wallace: *Opus Posthumous: Poems, Plays, Prose*. Revised, Enlarged, and Corrected Edition. Edited by Milton J. Bates. New York: Random House, 1989.
- Stevens, Wallace: *The Necessary Angel. Essays on Reality and Imagination*. New York: Random House, 1942.
- Taureck, Bernhard H. F.: *Metaphern und Gleichnisse in der Philosophie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2004.
- Tsohatzidis, Savas L.: „Speaker meaning, sentence meaning and metaphor“. In: ders. (Hrsg.): *Foundations of Speech Act Theory: Philosophical and Linguistic Perspectives*. London: Routledge, 1994. S. 365-373.
- Werner, Heinz: *Ursprünge der Metapher*. Leipzig 1919.
- Wheeler, Samuel C.: „Metaphor According to Davidson and de Man“. In: Dasembrock, R. W. (Hrsg.): *Redrawing the Lines: Analytical Philosophy, Deconstruction, and Literal Theory*. Minneapolis 1989. S. 27-48; dt. in: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1998. S. 123-160.
- White, Roger M.: *The Structure of Metaphor: The Way the Language of Metaphor Works*. Oxford: Blackwell, 1996.
- Wittgenstein's Nachlass. The Bergen Electronic Edition. Oxford: Oxford University Press, 2000.

## PROSA- UND GEDICHTSAMMLUNGEN

- Angelus Silesius: *Sämtliche poetische Werke in drei Bänden*. Hrsg. und eingeleitet von Hans Ludwig Held. München: Hanser, 1952.
- Antike Fabeln*. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag, 1991.
- Bender, Ernst (Hrsg.): *Deutsche Dichtung der Neuzeit*. Karlsruhe: G. Braun, 1966.
- Bierbaum, Otto Julius: *Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885 bis 1900*. Berlin und Leipzig: Schuster \ Loeffler, 1901.
- Busch, Wilhelm: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Otto Nöldeke, Bd. 6. München: Braun \ Schneider, 1943.
- Daumer, Georg Friedrich: *Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte, nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1846.
- Digitale Bibliothek Band 125: Deutsche Literatur von Luther bis Tucholsky*. CD-ROM. Berlin: Directmedia, 2005.
- Digitale Bibliothek Band 75: Deutsche Lyrik von Luther bis Rilke*. CD-ROM. Berlin: Directmedia, 2002.
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Berliner Ausgabe*. Hrsg. von Siegfried Seidel: Poetische Werke Bd. 1-16. Berlin: Aufbau, 1960ff.
- Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*. Textkritisch durchgesehen und mit Anmerkungen versehen von Erich Trunz. Hamburg: Christian Wegener, 1948ff.
- Heine, Heinrich: *Werke und Briefe in zehn Bänden*. Hrsg. von Hans Kaufmann, 2. Auflage. Berlin und Weimar: Aufbau, 1972.
- Hofmannsthal, Hugo von: *Gesammelte Werke, Gedichte. Dramen 1*. Frankfurt a. M. 1979.
- Kafka, Franz: *Gesammelte Werke in zwölf Bänden*. Nach der Kritischen Ausgabe hrsg. von Hans-Gerd Koch. Frankfurt a. M. 1996.
- Kafka, Franz: *Gesammelte Werke*. Hrsg. von Max Brod, 9 Bde. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1950ff.
- Morgenstern, Christian: *Ausgewählte Werke*. Hrsg. von Klaus Schuhmann. Leipzig: Insel, 1975.
- Rilke, Rainer Maria: *Sämtliche Werke*. Hrsg. vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke, besorgt von Ernst Zinn, 6 Bde. Wiesbaden und Frankfurt a. M.: Insel, 1955-1966.
- Rückert, Friedrich: *Werke*. Hrsg. von Georg Ellinger, 2 Bde. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut, 1897.
- Schiller, Friedrich: *Sämtliche Werke*. Auf Grund der Originaldrucke hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert in Verbindung mit Herbert Stubenrauch, 5 Bde., 3. Auflage. München: Hanser, 1962.
- Shakespeare, William: *Sämtliche Werke in vier Bänden*. Hrsg. von A. Schlösser. Berlin: Aufbau, 1975.
- Shakespeare, William: *The Riverside Shakespeare*. Hrsg. von G. Blakemore Evans. Boston: Houghton Mifflin, 1974.
- Stevens, Wallace: *Collected Poems*. London: Faber and Faber, 2006.

## LEXIKA

*Duden – Das Synonymwörterbuch*. 3. Aufl. Mannheim 2004 [CD-ROM].

*Merriam-Webster's Collegiate Dictionary*. In: *Encyclopædia Britannica 2006 Ultimate Reference Suite* [DVD]. 1994-2006.

## BEMERKUNG ZU LITERATURANGABEN, FUßNOTEN UND ZITATEN

Mit arabischen Nummern bezeichnete Anmerkungen enthalten ausschließlich bibliografische Angaben. Sie befinden sich jeweils am Ende des Kapitels und sind in jedem Kapitel durchlaufend nummeriert. Fußnoten, die am unteren Rande bezüglicher Seite stehen, werden mit Zeichen \*, †, ‡, § angegeben und bestehen aus nachträglichen Erklärungen und Erläuterungen zum Gesagten. Zitate sind meist in einem separaten Absatz abgesetzt. Die alte Rechtschreibweise wird gegebenenfalls in Zitaten beibehalten. Weglassungen aus Zitaten sind mit [...] gekennzeichnet; meine Ergänzungen, Übersetzungen oder Originalfassungen zum Zitat stehen ebenfalls in eckigen Klammern. Häufig zitierte Literaturangaben werden wie folgt abgekürzt:

HMW – Black, Max: „How Metaphors Work: A Reply to Donald Davidson“. In: Sacks, Sheldon (Hrsg.): *On Metaphor*. Chicago 1979. S. 181-192.

MüdM – Black, Max: „Mehr über die Metapher“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. – 2., um ein Nachwort zur Neuauflage und einen bibliographischen Nachtrag ergänzte Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1996. S. 379-413.

Nachlass x:z – *Wittgenstein's Nachlass*. The Bergen Electronic Edition. Oxford: Oxford University Press, 2000. Artikel x. S. y.

WMb – Davidson, Donald: „Was Metaphern bedeuten“. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998. S. 49-75.



Das Einleitungsgedicht „The Motive for Metaphor“ auf S. 7 ist aus Stevens, Wallace: *Collected Poems*. London: Faber and Faber, 2006. S. 251f. Das Zitat in der These 1 (S. 10) kommt aus Horatius: *De arte poetica*, 128; die lateinische Wendung aus der These 8 ist zu finden in Ovid: *Metamorphoses*, 2, 5; die These 19 stammt aus der Schrift Schiller, Friedrich: „Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen“. In: ders.: *Sämtliche Werke*. München 1962. Bd. 5, S. 594.

## DANKSAGUNG

Ganz herzlich möchte ich denjenigen Freunden und Kollegen danken, welche die hier vorgebrachten Ideen mit mir diskutiert und das Manuskript oder Teile davon kritisch gelesen haben. Diese sind Martin Amling, Brigitta Bräunig, Břetislav Horyna, Pavel Materna, Peter Nickl, Josef Petrželka, Jiří Raclavský, und vor allen Karl-Friedrich Kiesow. Ohne ihre geduldige Aufmerksamkeit hätte die Arbeit nicht entstehen können.

# Namenregister

---

*Kursiv gesetzte Seitenangaben verweisen auf Literaturangaben und Fußnoten.*

- A**  
Adjukiewicz, K. 74  
Allen, W. 110, 159  
Altieri, Ch. 169, 172  
Aquino, T. von 23, 54, 80, 166, 172  
Aristoteles 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 26, 29,  
37, 53, 54, 68, 85, 88, 97, 98, 111, 124, 146,  
158, 172
- Ä**  
Äsop 107
- A**  
Austin, J. L. 32, 40, 146
- B**  
Barfield, O. 131  
Bateson, F. W. 167  
Beardsley, M. C. 58, 65, 69, 72, 85, 172  
Benn, G. 83  
Berg, J. 55, 172  
Bergmann, M. 104, 105, 112, 147, 159, 172  
Bezuidenhout, A. 112, 159, 160, 172  
Bierbaum, O. J. 161, 178  
Bierwisch, M. 57, 172  
Bilgrami, A. 156, 162, 172  
Black, M. 5, 11, 14, 19, 29, 30, 31, 32, 34, 37,  
39, 41, 42, 45, 46, 47, 48, 49, 51, 53, 55, 56,  
57, 65, 68, 81, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93,  
94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 103, 104,  
105, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 115,  
116, 119, 120, 121, 123, 126, 127, 128, 129,  
130, 131, 137, 138, 145, 146, 147, 148, 154,  
155, 158, 159, 160, 161, 163, 164, 165, 172,  
174, 180  
Blumenberg, H. 37, 38, 39, 56, 172  
Bolzano, B. 43  
Borg, E. 172  
Borges, J. L. 84, 86, 173  
Brentano, C. 64  
Bühler, K. 84  
Burge, T. 140, 173  
Bush, G. W. 41  
Busch, W. 44, 55, 61, 91, 92, 130, 158, 178
- C**  
Camp, E. 53, 70, 85, 86, 111, 112, 159, 173, 176  
Carnap, R. 17, 40, 41, 44, 56, 173  
Cicero, M. T. 21, 22, 23, 24, 54, 125, 173  
Cohen, L. J. 140, 161, 173  
Cohen, T. 72, 73, 85, 145, 173  
Coleridge, S. T. 167  
Cooper, D. E. 53, 173  
Crosthwaite, J. 127, 141, 160, 161, 173
- D**  
Daumer, G. F. 65, 85, 178  
Davidson, D. 5, 14, 17, 25, 28, 29, 31, 32, 34,  
38, 40, 43, 44, 46, 48, 50, 51, 53, 55, 56, 57,  
70, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 85, 86, 87, 89,  
91, 93, 94, 95, 103, 104, 107, 108, 109, 110,  
113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121,  
122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 131,  
132, 134, 136, 137, 138, 140, 141, 142, 143,  
144, 145, 146, 147, 148, 149, 155, 156, 157,  
158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166,  
167, 169, 172, 173, 175, 176, 177, 180  
Davies, M. 114, 174  
Davies, S. 51, 55, 56, 161, 174  
de Man, P. 24, 25, 26, 54, 55, 174, 177  
Descartes, R. 25, 54, 174  
Donne, J. 60, 72  
Duchamp, M. 124, 160
- E**  
Ehrenstein, W. 161, 174  
Eichrodt, L. 64  
Eliot, T. S. 10, 83, 145, 174  
Eluard, P. 59  
Empedokles 20
- F**  
Farrell, F. 55, 174  
Fleming, P. 61  
Fodor, J. A. 43, 56, 175  
Fogelin, R. J. 29, 55, 104, 160, 174  
Frege, G. 14, 43, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 57,  
68, 74, 94, 140, 141, 142, 143, 160, 165, 174,  
176

Friedrich, H. 59, 85, 174

**G**

Gadamer, H.-G. 20, 24, 54, 69, 174

Galton, F. 149

Geach, P. 57, 174

Goethe, J. W. 13, 53, 60, 67, 85, 86, 98, 100,  
106, 108, 113, 122, 129, 158, 160, 178

Goodman, N. 117, 118, 174

Grice, H. P. 32, 34, 55, 81, 132, 133, 143, 160,  
161, 174

**H**

Hamann, J. G. 27, 174

Harries, K. 53, 174

Haverkamp, A. 37, 39, 53, 54, 55, 56, 57, 85,  
158, 161, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 180

Heidegger, M. 17, 42, 53

Heine, H. 48, 63, 85, 109, 159, 161, 178

Henle, P. 48, 55, 175

Heraklit 13, 17, 59

Herder, J. G. 27, 55, 175

Hesse, H. 73, 85

Hester, M. 149, 150, 161, 175

Hofmannsthal, H. von 15, 53, 59, 60, 178

Homer 18, 47

Horatius 10, 180

Humboldt, W. von 83, 122, 175

Hume, D. 50, 51

**J**

Jakobson, R. 19, 35, 36, 37, 56, 175

Jantschek, T. 161, 175

Johnson, M. 21, 38, 53, 54, 55, 56, 175, 176

Jouve, J.-P. 59

**K**

Kafka, F. 70, 76, 78, 85, 178

Kant, I. 11, 24, 38, 50, 51, 53, 54, 57, 68, 69,  
76, 85, 89, 112, 113, 134, 167, 169, 175

Katz, J. J. 43, 44, 56, 175

Kierkegaard, S. 48, 53, 175

Kiesow, K.-F. 29, 83, 180

Kittay, E. F. 55, 112, 117, 120, 159, 175

Krolow, K. 59

Kuhn, T. 39, 56, 175

Kurz, G. 108, 175

**L**

Lakoff, G. 38, 55, 56, 175

Leibniz, G. W. 68

Lepore, E. 53, 140, 162, 172, 173, 176

Levin, S. L. 55, 139, 175

Locke, J. 25, 43, 54, 175

Loewenberg, I. 30, 43, 56, 57, 70, 176

**M**

Marx, K. 64, 66, 85, 176

Mendelsohn, R. L. 43, 57, 176

Mill, J. S. 26, 55, 125, 176

Molière [Poquelin, J.-B.] 134, 136

Moran, R. 142, 176

Morgenstern, Ch. 13, 53, 85, 118, 160, 178

Mulberry, G. R. 55, 176

**N**

Nietzsche, F. 14, 15, 27, 33, 34, 41, 53, 55, 58,  
59, 62, 83, 84, 85, 86, 96, 106, 108, 134,  
136, 159, 160, 176

**O**

Ortega y Gasset, J. 5, 163, 164, 165, 166, 167,  
168, 171, 176

Ortony, A. 53, 55, 56, 139, 158, 160, 161, 172,  
173, 175, 176, 177

Ovid 10, 180

**P**

Peirce, Ch. S. 29, 41, 56, 92, 176

Platon 18, 19, 26, 53, 89, 176

Pound, E. 42

**Q**

Quine, W. V. 77, 123, 156, 176

Quintilian, M. F. 19, 20, 21, 22, 54, 75, 97, 98,  
176

**R**

Raclavský, J. 40, 92, 180

Ramberg, B. 79, 86, 176

Reimer, M. 53, 55, 122, 127, 160, 176

Ricoeur, P. 19, 20, 22, 34, 35, 37, 39, 42, 47,  
49, 50, 51, 53, 54, 56, 57, 68, 81, 85, 87, 89,  
99, 111, 112, 159, 166, 167, 171, 176, 177

Richards, I. A. 29, 30, 50, 55, 113, 176

Rilke, R. M. 11, 38, 53, 178

Rolf, E. 19, 20, 35, 53, 54, 86, 111, 159, 177

Rorty, R. 32, 55, 87, 116, 145, 146, 155, 156,  
157, 158, 161, 162, 167, 170, 176, 177

Rousseau, J. J. 27, 55, 108, 166, 177

Rückert, F. 62, 85, 178

Rumelhart, D. 15, 53, 55, 177

Russell, B. 60, 114, 139, 166, 177

**S**

Searle, J. 14, 15, 16, 17, 30, 32, 33, 34, 40, 41,  
44, 46, 48, 49, 53, 55, 70, 81, 82, 85, 86,

- 99, 104, 116, 121, 138, 139, 147, 160, 161,  
177
- Shakespeare, W. 71, 124, 125, 129, 160, 178
- Shopenhauer, A. 126
- Schriller, F. 10, 13, 17, 45, 53, 57, 85, 86, 122,  
160, 178, 180
- Silesius, A. 63, 64, 85, 178
- Sontag, S. 30, 109, 177
- Stern, J. 19, 42, 45, 55, 56, 103, 111, 112, 113,  
114, 159, 177
- Stevens, W. 5, 7, 163, 167, 168, 169, 170, 171,  
177, 178, 180
- T**
- Tacitus, P. C. 11, 48, 53
- Taureck, B. H. F. 34, 108, 159, 177
- Trakl, G. 64
- Tsohatzidis, S. L. 160, 177
- W**
- Weinreich, U. 44
- Werner, H. 80, 171, 177
- Wheeler, S. C. 55, 177
- White, R. 35, 129, 130, 141, 145, 150, 160, 161,  
177
- Wittgenstein, L. 5, 21, 28, 32, 39, 51, 57, 71,  
74, 134, 135, 136, 138, 144, 145, 148, 149,  
150, 151, 152, 153, 154, 155, 161, 163, 164,  
165, 167, 169, 170, 175, 176, 177, 180

# Verzeichnis der behandelten Metaphern

---

*In Fettdruck gesetzte Seitenangaben verweisen auf Originalfassungen jeweiliger Metaphern.*

## A

Alle Weiber sind Ware. (Goethe) 60  
Alte Narren sind wieder kleine Kinder.  
(Shakespeare) 125, 127<sup>†</sup>  
Antlitz, tötende Muschel. (Eluard) 59

## C

Come not between the dragon and his wrath.  
(Shakespeare) **129**, 132\*

## D

Das Blut ist fromm. (Brentano) 64  
Das Kapital ist ein Ungeheuer. (Marx) 66  
Das Leben ist ein Labyrinth. 96, 97, 98, 99,  
100, 129, 131  
Das Leben ist eine Schifffahrt. (Rückert) 63  
Das umgekehrte Urinal ist ein Brunnen.  
(Duchamp) 126<sup>†</sup>  
Der Bach hat die Stimme. (Morgenstern) **13**,  
64  
Der geometrische Beweis ist wie eine  
Mausefalle. (Shopenhauer) 126  
Der Mensch ist ein Schiff. (Rückert) 62  
Der Mensch ist ein Wolf. (Black) 30  
Der Mond ist keine Zitrone. 110\*  
Der Prozeß war wie ein Zirkus. (Allen) 110  
Der Schmerz ist Herr und Sklavin ist die Lust.  
(Busch) **91**, 133\*  
Der Tor! Der Fuchs, der seinen Schwanz  
verlor. (Goethe) **67**, **106**, 107, 108, 109,  
110  
Der Vokal e ist für mich gelb. (Wittgenstein)  
**135**  
Die Ehe ist ein Nullsummen-Spiel. (Black)  
95, 129, 149  
Die ganze Fabrik ist ein mechanisches  
Ungeheuer. (Marx) 66  
Die Liebe ist die beste Gärtnerin. (Bierbaum)  
**155**  
Die Menschen-Gesellschaft ist kein Vertrag.  
(Nietzsche) 108, 109  
Die menschliche Sprache ist ein kunstvollerer  
Organismus. **122**

Die Sonne spricht zu uns mit Licht. (Hesse)  
**73**, **78**

Die soziale Lage der Arbeiter ist ein  
Ungeheuer. (Marx) 65

Die Wellen sprechen zueinander.  
(Morgenstern) **13**, 64

Die Zeit hat keine Zähne mehr. (Heine) 109

Die Zeit ist ein Knabe. (Heraklit) **13**, 17, 29,  
59

Diese Wolke ist ein Schäfchen. 71

## E

Eifersüchtig schwillt der Mond. (Daumer) **65**

Ein despotischer Staat ist wie eine  
Handmühle. (Kant) 24

Ein großes Lebendiges ist die Natur, Und  
alles ist Frucht und alles ist Samen.

(Schiller) **45**

Ein Löwe stützte auf ihn. (Aristoteles) 21

Ein monarchischer Staat ist wie ein Körper.  
(Kant) 24

Erziehen ist Schafehüten. (Pound) 42

## F

Ferne Berge seh ich glühen! (Busch) **29**, **44**,  
61

## G

Gott, du bist groß. (Rilke) 38

## H

Halt deinen Leib in Ehrn, er ist ein edler  
Schrein. (Silesius) **59**

## J

John ist ein Kind. 105

## K

Kirche, steinerne Frau. (Jouve) 59

## L

L'homme n'est qu'un roseau, mais un roseau  
qui pense. (Pascal) 42, 35\*

Leben kocht in meinen Adern. (Heine) **63**

Liebe ist? / Ein Stern in einem Haufen Mist.  
(Heine) **154**

## M

Metaphern sind die Traumarbeit der  
Sprache. (Davidson) 32, 94, 107, 108, 142



Mittwoch ist fett. (Wittgenstein) 135

**N**

No man is an island. (Donne) 60, 61, 72, 133

**O**

O Nacht, du Sternenbronnen. (Morgenstern)

**118**, 119, 120, 123, 125, 141, 142, 144, 149,  
150, 166

Our fight on terror is a war. (Bush) **41**

**R**

Richard is a gorilla. 34, 49, 111, 112, 113, 114,

155

**S**

Sally is a block of ice. (Searle) 34, 139

Sein Herz ist wie Eis. (Crosthwaite) 127

**T**

The boy next door is a ball of fire. (Cohen)

140

**W**

Werke sind totes Gestein. (Hofmannsthal)

**16**, 59, 60

Wie kocht man Gott das Herz? (Silesius) 63

Wissen möchtet ihr gern die geheime

Struktur des Gebäudes. (Schiller) **13**, 17,

**64**, **82**

**Z**

Zarathustra ist kein Igel. (Nietzsche) **33**, 34,

41, 42, 59, 106, 110

Zwei Sonnen hieß sie dir an deinem Häupte  
schweben. (Fleming) 61

## **EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG ZU MEINER DISSERTATION**

Hiermit versichere ich, dass ich die von mir vorgelegte Dissertation selbstständig angefertigt, die benutzten Quellen und Hilfsmittel vollständig angegeben und die Stellen der Arbeit, die anderen Werken im Wortlaut oder Sinn nach entnommen sind, in jedem Einzelfall als Entlehnung kenntlich gemacht habe. Ich versichere außerdem, dass ich diese Dissertation nur in diesem und keinem anderen Promotionsverfahren eingereicht habe, dass diesem Promotionsverfahren keine endgültig gescheiterten Promotionsverfahren vorausgegangen sind und, dass die Dissertation noch nicht veröffentlicht worden ist. Die Bestimmungen der Promotionsordnung sind mir bekannt.

Hannover, den 4. Februar 2009

*Jakub Mácha*